

Gesammelte Schriften: -2. Bd. [Kleine Schriften



D. F. Strauß.

Eigenthum u. Verlag v. Emil Strauss in Bonn.

Gesammelte Schriften

von

David Friedrich Strauß.

Nach des Verfassers letztwilligen Bestimmungen
zusammengestellt.

Eingeleitet und mit erklärenden Nachweisungen versehen

von

Eduard Zeller.

1. Band.

Bonn,
Verlag von Emil Strauß.
1876.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Vorwort	I—VIII.
I. Literarische Denkwürdigkeiten	1
II. Zum Andenken an meine gute Mutter	81
III. Zwei Leichenreden.	
1. Worte der Erinnerung an Dr. Ph. Fr. Sicherer	107
2. Worte des Andenkens an Friedrich Wilhelm Strauß	112
IV. Justinus Kerner	119
V. Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren	175
VI. König Wilhelm von Würtemberg	217
VII. Sechs theologisch-politische Volksreden	237
VIII. Deutsche Gespräche.	
1. Der Hohenstaufen	275
2. Der Kölner Dom	278
3. Die Todesstrafe	284
IX. Krieg und Friede. Zwei Briefe an Ernst Renan nebst dessen Antwort auf den ersten	297

Vorwort.

Es ist das Vorrecht großer Schriftsteller, das Bild, unter dem sie im Gedächtniß der Menschen fortleben sollen, selbst zu entwerfen, das dauerndste und augenfälligste Denkmal in ihren Werken sich selbst zu errichten; wogegen es in der Regel Anderen überlassen bleibt, durch die Sammlung jener Werke den Zugang zu diesem Denkmal zu erleichtern und zu seiner allseitigen Betrachtung einzuladen. Die Aufforderung hiezu liegt um so näher, wenn die Schriften eines Mannes so deutlich, wie dieß bei David Friedrich Strauß der Fall ist, seine ganze geistige Individualität abspiegeln; wenn sie nicht blos aus dem wissenschaftlichen Triebe der Erforschung und Darstellung gegenständlicher Wahrheit, sondern gleichzeitig, und ohne daß beides sich trennen ließe, aus dem Bedürfniß entsprungen sind, an dem Gegenstand einen Theil des eigenen Geisteslebens zur Anschauung zu bringen, in seiner künstlerischen Gestaltung der eigenen Stimmung Ausdruck zu geben, den Eindruck, den man von ihm erhalten, die Empfindungen, mit denen man ihn begleitet hat, auch in Andern hervorzurufen, zu der Nutzanwendung, welche man von seinen Studien für sich selbst gemacht hat, auch den Leser zu veranlassen. Ein Schriftsteller, der in diesem Sinn arbeitet, giebt in jeder seiner Arbeiten, neben der Behandlung ihres nächsten Gegenstandes, zugleich ein Stück Selbstdarstellung, einen größeren oder kleineren

Bruchtheil seines eigenen Bildes. Eben deßhalb sind aber alle diese Arbeiten, wie verschieden ihr Inhalt im übrigen sein mag, noch unmittelbarer, als die jedes Andern, durch ein inneres Band mit einander verknüpft, und wer sich in eine derselben vertieft hat, wird schon deßhalb gerne nach den übrigen greifen, um dem Geist, dessen Reichthum, der Empfindung, deren Feinheit ihn erfreut hat, in anderer Beleuchtung und Umgebung wieder zu begegnen, um einen bedeutenden und liebenswürdigen Menschen von neuen Seiten kennen zu lernen. Jedes einzelne Werk eines solchen Schriftstellers, sei es auch an sich selbst noch so vollendet, erscheint doch nur als Theil eines größeren Ganzen: nur die Gesammtheit seiner Werke giebt uns das vollständige Bild ihres Verfassers, und aus diesem Grund wünschen wir sie auch äußerlich zu Einer Sammlung vereinigt zu besitzen.

Eine solche Sammlung der Straußischen Werke hatte ihr Verfasser selbst noch in seinen letzten Lebensjahren in Aussicht genommen; und für den ihm wahrscheinlichen Fall, daß sie erst nach seinem Tode zu Stande komme, hatte er in einer Aufzeichnung vom 21. Oktober 1872 seine Wünsche und Gedanken darüber niedergelegt. Auf einen vollständigen Wiederabdruck aller seiner Arbeiten glaubte er dabei zum voraus verzichten zu müssen: nur diejenigen sollten in die Sammlung aufgenommen werden, welche nach Form und Inhalt auf einen größeren, über die bloße Gelehrtenwelt hinausgehenden Leserkreis bestimmt waren; und auch von diesen Stücken wurde eines ausgeschlossen: die theologischen Selbstgespräche in den „Friedlichen Blättern", die ihr Verfasser (vgl. S. 13 dieses Bandes) später nicht mehr als ein legitimes Erzeugniß seines Geistes anerkannte. Als nun nach Strauß' Tod an seine Kinder und an den Neffen, welchem er den Verlag der Sammlung zugedacht hatte, die Frage über die nunmehrige Veranstaltung derselben herantrat, und auch mein Rath darüber eingeholt wurde, konnten wir uns freilich nicht verbergen, daß es weit das wünschenswertheste und des Verewigten würdigste wäre,

durch eine Zusammenstellung alles dessen, was er in selbständiger Weise, und nicht blos als Beitrag zur Tagesliteratur veröffentlicht hatte, ein vollständiges Bild seiner schriftstellerischen Persönlichkeit in allen Stadien ihrer Entwicklung zu geben. Allein der Ausführung dieses Gedankens stellten sich vorerst unbesiegbare geschäftliche Schwierigkeiten in den Weg. So kamen wir auf den Plan zurück, den er selbst uns vorgezeichnet hatte; doch mit dem Vorbehalt, später die von der gegenwärtigen Sammlung ausgeschlossenen Schriften in einer Fortsetzung derselben nachzutragen. Auch mit dieser Beschränkung ließ sich aber das Unternehmen nicht ohne zeitraubende Verhandlungen und namhafte Opfer von Seiten der Verlagshandlung verwirklichen; und in seiner Ausführung erschien es zweckmäßig, an einigen Punkten von den Bestimmungen abzugehen, welche Strauß selbst nicht als unabänderliche Normen aufgestellt hatte. Während er nämlich für die dritte Abtheilung der Sammlung, die Biographien, auch das Werk über Frischlin bestimmt hatte, glaubten wir es von derselben deßhalb ausscheiden zu sollen, weil es bei seinem ersten Erscheinen doch überwiegend nur in gelehrten Kreisen Beachtung gefunden hatte; wenn er andererseits aus Schubarts Leben blos dasjenige wieder abdrucken zu lassen dachte, was er selbst den Briefen des Dichters beigefügt hatte, so schien uns dieß bei dem engen Zusammenhang des einen mit dem andern unthunlich, und ebenso glaubten wir die Nachlese zu Schubart, welche er in die Biographie eingearbeitet wünschte, derselben nur als Anhang beifügen zu sollen, da der Eingriff eines Dritten in ein formell abgeschlossenes Werk doch immer sein mißliches hat. Auch darin giengen wir über Strauß' Verfügung hinaus, daß wir die kleine Arbeit über Diderot in die Vermischten Schriften mitaufnahmen. Hatte er endlich für die ganze Sammlung den Titel: „Ausgewählte Schriften" vorgeschlagen, so gaben wir einer solchen Bezeichnung den Vorzug, welche auch dann noch zutrifft, wenn es gelingt, sie mit der Zeit zu einer wirklichen Gesammtausgabe der Straußischen Werke zu

ergänzen. Im übrigen haben wir uns in der vorliegenden Ausgabe genau an die von Strauß selbst gegebenen Anweisungen gehalten. Dem Abdruck der einzelnen Schriften wurden durchweg die Handexemplare des Verfassers zu Grunde gelegt; ihnen sind auch die kleinen Abänderungen des älteren Textes entnommen, welche aber doch nur an wenigen Stellen eintraten.

Von den elf Bänden der gegenwärtigen Ausgabe werden die zwei ersten, wie dieß schon der buchhändlerische Prospekt angezeigt hat, vermischte Schriften enthalten, die folgenden vier das zweite Leben Jesu und die nach ihm erschienenen theologischen Werke, die fünf letzten die biographischen Arbeiten über Hutten, Schubart, Märklin, Klopstock und Voltaire.

Unter den Stücken, welche in diesem ersten Bande vereinigt sind, werden vor allem die bis jetzt ungedruckten Literarischen Denkwürdigkeiten die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Der größere Theil dieser Aufzeichnungen wurde im Februar 1867, ein zweiter kleiner Abschnitt im November des gleichen Jahres, der Rest theils im Mai theils im Dezember 1872 niedergeschrieben. Die Genauigkeit, mit der Strauß hier auf die Entstehungsgeschichte seiner einzelnen Schriften eingeht, die Klarheit, mit der er sich von seiner schriftstellerischen Eigenthümlichkeit Rechenschaft ablegt, die Offenheit, mit der er seinen Lesern den freien Einblick in die innerste Werkstätte seines geistigen Schaffens und die persönlichsten Beziehungen seines Lebens gestattet, verleihen dieser Rückschau auf eine ungewöhnlich reiche und wirkungsvolle Schriftstellerlaufbahn das größte Interesse. Wir haben an ihr nicht blos einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur, sondern auch rein menschlich genommen eine höchst anziehende Selbstschilderung eines von unsern hervorragendsten Geistern. Ich kann nicht angeben, ob Strauß diese Aufzeichnungen von Anfang an für die Oeffentlichkeit bestimmt hatte; — ihre Rückhaltlosigkeit ist so groß, als spräche er darin nur mit sich selbst und seinen nächsten Angehörigen; — aber in der Folge hat er

über die Art, wie bei ihrer Veröffentlichung verfahren werden solle, ausdrückliche Vorschriften gegeben. In Gemäßheit derselben wurde an den zwei Stellen, wo dieß im Text angedeutet ist, einiges für jetzt ausgelassen, im übrigen aber das Straußische Manuscript ohne irgend eine Weglassung oder Veränderung abgedruckt. Ich selbst war hiebei nicht betheiligt, da mir die Hefte, welche ich vor dritthalb Jahren für meine kleine Schrift über Strauß benutzt hatte, aus äußeren Gründen vor dem Abdruck nicht mehr vorgelegt werden konnten, so daß mir ihr Inhalt erst in den Aushängebogen wieder zu Gesicht kam; aber ich kann mich mit dem hiebei eingehaltenen Verfahren nur einverstanden erklären. Wäre Strauß selbst noch dazu gekommen, diese Denkwürdigkeiten drucken zu lassen, so hätte er vielleicht das eine und andere darin geändert oder erläutert. Wenn er noch 1867 (S. 63) sich beschwert, daß ihn das Publikum nicht mehr lesen wolle, so hätte diese Klage nach dem glänzenden Erfolg seiner letzten Schriften wohl verstummen müssen. Wenn er gleichzeitig (S. 60) über das Zweiseitige und Unzusammenhängende seiner geistigen Begabung klagt, so würde er sich vielleicht bei weiterer Erwägung überzeugt haben, daß es Ein und derselbe Zug seiner Natur war, welcher ihn einer supranaturalistischen Theologie mit dieser schonungslosen Kritik gegenübertreten, und seine positive Befriedigung in der biographischen Darstellung solcher Persönlichkeiten suchen ließ, in die er sich gerade deßhalb mit unbefangener Theilnahme vertiefen konnte, weil ihr geistiger Schwerpunkt jenseits der Theologie lag; daß es daher zweifelhaft ist, ob eine theologische Lehrthätigkeit ihn auf die Dauer befriedigt hätte, so gewiß auch die Verdrängung vom akademischen Lehrstuhl als das größte Unglück, das ihm widerfuhr, das tragische Verhängniß seines Lebens, zu betrachten ist. Auch seine gelegentlichen Aeußerungen über Personen hätten vielleicht, wenn er selbst noch an diese Aufzeichnungen die letzte Feile anlegte, die eine oder die andere Modifikation erfahren. Wie dem aber auch sein mag: der Herausgeber

hatte seinen Worten nichts beizufügen, und so weit er selbst nicht anders verfügt hatte, nichts davon wegzunehmen; seine Aufgabe beschränkte sich darauf, das literarische Vermächtniß des Verfassers den Lesern unverfälscht zu übergeben.

Der übrige Inhalt des vorliegenden Bandes ist der deutschen Lesewelt schon von früher her bekannt und wird eine ausführlichere Einleitung um so weniger nöthig machen, da Strauß selbst in den „Denkwürdigkeiten" über die Mehrzahl dieser kleinen Arbeiten das erforderliche schon bemerkt hat. Das schöne Denkmal, welches er in der gemüthvollen und anziehenden Schilderung seiner Mutter nicht blos ihr, sondern auch seinem eigenen Verhältniß zu ihr gesetzt hat, war zunächst seinen Kindern gewidmet, und auf den Confirmationstag seiner Tochter niedergeschrieben. An diesen Ausdruck kindlicher Pietät schließen sich in den Gedächtnißreden auf W. Strauß und Dr. Sicherer zwei Aeußerungen verwandter Art über den Bruder und den Freund an, von denen ihm jener 1863, dieser 1861 entrissen wurde (vgl. S. 51. 54 f.). Kurz nach dem letztern war Justinus Kerner gestorben; neben dem Nekrolog desselben, dessen Geschichte S. 52 f. der Literarischen Denkwürdigkeiten erzählt ist, durfte zur Vervollständigung des Bildes der reizende Artikel, der schon 1838 in den Hallischen Jahrbüchern und dann in den Friedlichen Blättern erschien, um so weniger fehlen, da er uns den Dichter und seine Freundschaft mit Strauß noch in frischer Morgenbeleuchtung zeigt, und überdieß zur geistigen Entwicklungsgeschichte seines Verfassers einen interessanten Beitrag giebt. Das nächste Stück: König Wilhelm von Würtemberg, schildert einen Fürsten, dessen letzte Berührung mit Strauß (Denkw. 23) zwar keine unfreundliche war, dessen Stellung zur Wissenschaft aber für jenen verhängnißvoll wurde, mit großer Unparteilichkeit; das Endurtheil der Geschichte über denselben wird von dem, welches hier unmittelbar nach seinem Tode gefällt wird, schwerlich weit abliegen. Anders steht es freilich mit einigen Aeußerungen über Preußen, welche zwar den damaligen Ansichten

der liberalen Partei, und nicht blos in Süddeutschland, vollkommen entsprachen, welche aber schon nach wenigen Jahren, ja schon wenige Monate nach dem zweiten Erscheinen des Aufsatzes, durch die neue Wendung der deutschen Geschichte in der überraschendsten Weise widerlegt wurden. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß sich niemand über diese Widerlegung aufrichtiger gefreut hat, als Strauß selbst; und er hat dieß ja in seinen späteren Arbeiten laut genug ausgesprochen; um so weniger hätte er es wohl nöthig gefunden, die Spuren des früheren Irrthums in seiner Arbeit zu tilgen, bei deren Beurtheilung man den Zeitpunkt, in dem sie verfaßt wurde, keinenfalls außer Acht lassen darf. Dagegen beruht es auf seiner ausdrücklichen Anordnung, wenn von den „Deutschen Gesprächen", welche zuerst 1863 in den „Deutschen Blättern" der „Gartenlaube", dann 1866 im zweiten Band der „Kleinen Schriften" erschienen, die sechs ersten, politischen, die für unsere Zeit keine Bedeutung mehr haben, ausgeschieden, und nur die drei unpolitischen wieder abgedruckt wurden, unter denen besonders das letzte mit seinem Widerspruch gegen die Abschaffung der Todesstrafe eine von ihm noch in seiner letzten Schrift festgehaltene wohlerwogene Ueberzeugung ausspricht. An die Stelle der politischen Gespräche sind in der gegenwärtigen Sammlung die sechs Volksreden aus dem Jahr 1848 getreten, deren Entstehungsgeschichte der Verfasser ebenso, wie die der Briefe an Renan, in den Liter. Denkwürdigkeiten eingehend besprochen hat.

Einer weiteren Einführung wird die Sammlung, deren erster Band hier erscheint, nicht bedürfen. Was sie enthält, ist fast durchaus schon längst ein Gemeingut aller Gebildeten in unserem Volke; vieles davon hat seinen Weg weit über die deutschen Sprachgrenzen hinaus gefunden. Die Weltanschauung, zu deren Sprechern Strauß gehört, wird im Fortschritt der wissenschaftlichen Entwicklung ergänzt und berichtigt, die Schranken seiner Begabung und Leistung werden von solchen, die auf den

Schultern des gegenwärtigen Geschlechts stehen, ebenso deutlich erkannt werden, wie wir die der großen Begründer unserer heutigen Bildung erkennen. Aber seine Werke werden so wenig, wie die ihrigen, veralten: wenn nach den Trägern der geistigen Bewegung im neunzehnten Jahrhundert gefragt wird, oder die Musterschriftsteller unserer Nation aufgezählt werden, so wird Strauß' Name immer mit Ehren genannt werden.

Berlin, 24. September 1876.

E. Zeller.

I.

Literarische Denkwürdigkeiten.

Erste Abtheilung.

Darmstadt, 2. Februar 1866.

Gestern erfreute mich mein Schwiegersohn C. Heusler mit der Nachricht, daß seine Frau, meine liebe Tochter Georgine, früh nach 2 Uhr von einem Knäblein glücklich entbunden worden ist.

3. Februar.

Unter diesem guten Zeichen will ich dies Büchlein anfangen, und vor Allem dem lieben Kinde ein fröhliches Gedeihen zur Freude seiner Eltern und der meinigen aus treuem großväterlichem Herzen wünschen.

---

9. Februar.

Einem Großvater ziemt es, sein Haus zu bestellen. Was den Besitz betrifft, ist das meinige leicht bestellt, und bereits bestellt; dagegen finde ich mich heute aufgelegt, mein schriftstellerisches Inventar zu revidiren, auf meine mehr als dreißigjährige Autorlaufbahn einen Rückblick zu werfen.

Das Ergebniß einer derartigen Rückschau ist, ich darf es mir gestehen, auf einer Seite ein solches, das mich erfreuen, ja erheben kann. Ich habe mehr erreicht, als ich ursprünglich erwarten konnte; eine Wirksamkeit und Bedeutung als Schriftsteller gewonnen, wie ich sie nie gewagt hatte mir zu versprechen. Auch hat meine schriftstellerische Productivität diese 30 Jahre her immer so ziemlich nachgehalten; selbst wenn sie einmal erloschen schien, sich immer wiederhergestellt.

Aber erloschen schien sie wenigstens Einmal, gestockt hat sie

mehrere Male, und dann sich in einer Art wieder hergestellt, die eher einem neuen Anfang als einer Fortsetzung glich. Ein stetiges Fortwachsen ist also doch zu vermissen; der Baum hat weder die Höhe erreicht, noch die vollendete Form erhalten, die ihm bestimmt schien, macht schließlich doch den Eindruck eines verkümmerten Gewächses.

Der erste Schuß war ein mächtiger. Mein altes Leben Jesu steht mir heute so fern und objectiv gegenüber, daß ich darüber wie über das Werk eines Andern sprechen kann. Ich bin mir so bestimmt bewußt, daß ich so etwas jetzt nicht mehr zu machen im Stande wäre, daß ich mich versucht fühlen könnte, es herabzusetzen. Lob' ich es, so lob' ich einen Andern, der ich heute nicht mehr bin. Aber das Buch lobt sich selbst. Es war, kann man sagen, ein inspirirtes Buch; d. h. der Verfasser hatte den mächtigsten Entwicklungstrieb der damaligen theologischen Wissenschaft in sich aufgenommen, und aus diesem Triebe ging das Buch hervor. Es fehlte viel — dazu war er auch noch viel zu jung, er war 26 Jahre alt, als er an die Arbeit zum Leben Jesu ging — viel fehlte, sage ich, daß er schon ein allseitig gelehrter Theologe gewesen wäre; aber bei dem jugendlichen Umblick in seiner Wissenschaft hatte er mit dem Instinkt der Menschen, die bestimmt sind, ihre Gattung um einen Schritt vorwärts zu bringen, sich gerade den Punkt gemerkt, auf den es damals ankam, diesen in sein Inneres aufgenommen, und ihm da Wärme und Nahrung gegeben, sich zum neuen wissenschaftlichen Lebenskeime zu befruchten.

Daraus allein erklärt sich auch die unaufhaltsame Schnelligkeit, mit der das Buch emporwuchs. Im Mai 1832 war ich, kaum von Berlin zurückgekehrt, wo ich, neben Hegel'schen Collegienheften auch zwei Schleiermacher'sche über das Leben Jesu studirt hatte, als Repetent nach Tübingen berufen worden, hatte hier alsbald philosophische Vorlesungen eröffnet, und diese durch drei Semester, bis zum Herbst 1833, fortgesetzt. Während dieser Zeit gaben mir, wie man denken kann, neben den Geschäften meines kleinen Amtes, die Vorlesungen so vollauf zu thun, daß an eigentliche Vorarbeiten zum Leben Jesu, das mir allerdings schon seit Berlin im Sinne lag, nicht zu denken war. Erst in den letzten Monaten des Jahres 1833 kam ich wirklich an jene Studien, deren erste Ergebnisse theils als umfangreiche Excerpten-

hefte noch in meinen Schränken, theils in einer Recension dreier Schriften über das Matthäusevangelium gedruckt vorliegen (eine noch vor dieser geschriebene Beurtheilung der beiden Leben Jesu von Paulus und Hase, mir von der Berliner Societät für wissenschaftliche Kritik als nicht schulgerecht zurückgegeben, hat sich, nachdem ich sie lange verloren geglaubt, neulich in der Handschrift wiedergefunden): und bereits nach einem Jahre, im Oktober 1834, war das ganze Buch, mit Ausnahme der Schlußabhandlung, im Drucke mehr als 1400 starke Octavseiten, fertig geschrieben. Der mit den beschränkten Mitteln einer damaligen Tübinger Officin betriebene Druck dauerte hernach gerade so lang, als das Schreiben des Buchs, und zwar einschließlich der Vorarbeiten, gedauert hatte.

Daß das Werk nicht blos überhaupt ein bedeutendes, sondern ein epochemachendes war, zeigte sich zunächst darin, daß es seinen Verfasser Amt und akademische Carriere kostete. Die schriftstellerische Pause, die ihm durch ein ihm provisorisch übertragenes Schulamt während des folgenden Jahres aufgenöthigt war, schadete nichts: es konnten mittlerweile die ersten Gegensätze sich entwickeln, die ersten Angriffe gemacht werden, gegen die sich der Verfasser zur Wehre zu setzen hatte. Um dies zu können, legte er im Herbst 1836 seine Stelle am Lyceum in Ludwigsburg nieder, und schrieb nun während des Winters in Stuttgart die drei Hefte seiner Streitschriften. Schon vorher war eine zweite Auflage des Leben Jesu nothwendig geworden, und bald wurde es eine dritte. Bereits in der zweiten war auf Einwendungen der Gegner, theils abwehrend, theils einräumend, Rücksicht genommen worden: in der dritten Auflage vom Jahre 1838 geschah dieß noch mehr.

Daß diese 3. Auflage des Leben Jesu eine Entstellung, ja geradezu eine Selbstvernichtung des Werkes war, ist keine Frage, und sie ist in diesem Sinne nicht nur von Gegnern, sondern auch von ehrgeizigen Fortsetzern, schonungslos ausgebeutet worden. Was bewies sie aber? Gar nichts gegen die wissenschaftlichen Grundsätze, von denen der Verfasser ausgegangen, noch gegen die wissenschaftlichen Ergebnisse, zu denen er gelangt war; nur gegen den Verfasser bewies sie allerdings etwas. Aber auch gegen diesen nicht, daß er bei Abfassung seines Buches leichtsinnig und übereilt zu Werke gegangen, sondern etwas ganz Anderes.

Ich habe meinen lieben, vortrefflichen Freund Zeller zwar um mancher Eigenschaften willen stets bewundert, die mir abgehen; ganz besonders aber um der Meisterschaft willen, die er bei Veranstaltung neuer Auflagen seiner Werke entwickelt, das schon ursprünglich gut Gewesene durch wiederholte Sorgfalt zum Besseren und Besten zu machen. Diese Gabe geht mir so sehr ab, daß ich, durch die Erfahrung mit den frühern Auflagen meines Leben Jesu geschreckt, als es sich vor drei Jahren wieder um eine solche handelte, das Buch lieber ganz neu geschrieben habe. Will ich ein vor Jahren geschriebenes Werk, über stylistische Nachhülfen und einzelne Berichtigungen oder Ergänzungen hinaus, verbessern, so werde ich es muthmaßlich allemal verderben. Wie kommt das? Ein gelehrter Denker hat ein Werk verfaßt, das er nun nach Verfluß mehrerer Jahre neu herausgeben soll. Gewiß hat er in der Zwischenzeit Manches zugelernt, über Manches reifer nachgedacht, und die Ergebnisse davon werden der neuen Bearbeitung seines Werks zu Gute kommen. Er setzt seinen Stoff aufs Neue dem unterdeß verstärkten Lichte seines Denkens aus, bereichert ihn mit den neugesammelten Früchten seines Fleißes, und so kann es nicht fehlen, daß nicht die neue Ausgabe zugleich eine wirklich verbesserte wird. Und ich? Hatte ich etwa von 1835 bis 38 über den Gegenstand meines Leben Jesu nicht wiederholt, ja fortwährend, nachgedacht? nicht, was neu darüber erschien, gelesen, frühere Lücken meiner Kenntnisse ausgefüllt? Woran fehlte es also, daß ich nach alledem das Buch durch die neue Bearbeitung nur aus den Fugen brachte? Daß die Wage in meinen Händen schwankte, der Kompaß irre geworden war? — Es war die Stimmung nicht mehr vorhanden, aus der heraus ich das Buch ursprünglich geschrieben hatte.

Stimmung? Wie? Ist denn die Wissenschaft von Stimmungen, von Launen abhängig? Oder ist der des Namens eines Gelehrten, eines wissenschaftlichen Mannes würdig, der auf seine Forschungen und deren Ergebnisse der wechselnden Stimmung einen Einfluß gestattet? Daß es der ächte, ganze Gelehrte, der rein wissenschaftliche Denker nicht thut, sehe ich an Zeller, den ich als das lebendige Musterbild eines solchen mit neidloser Bewunderung betrachte. Daraus folgt, daß ich ein solcher Gelehrter, ein solcher Denker nicht bin. Nun, für einen eigentlichen

Gelehrten habe ich mich auch nie gehalten; meine Gelehrsamkeit besteht nur darin, daß ich im Allgemeinen hinlänglich begründet und orientirt, und für das Einzelne geübt genug bin, um mir in dem wissenschaftlichen Gebiete, worin ich jedesmal etwas leisten möchte, rasch dasjenige Maß von Kenntnissen zu schaffen, das zu solcher Leistung erforderlich ist. Diese Kenntnisse und deren Erwerbung sind mir aber niemals Zweck, sondern nur Mittel; die Beifuhr des Materials, wenn mich auch Einzelnes, je nachdem der Gegenstand ist, interessirt und erfreut, wird mir doch immer einigermaßen sauer; der rechte Spaß geht für mich erst an, wenn es an die Verarbeitung, die Gestaltung des Stoffes geht. Da, wenn ich fühle, wie der Lehm in meinen Händen sich erweicht, wie er bereitwillig, ja gewissermaßen von selbst die Formen annimmt, die meine Finger ihm geben wollen, da fühle ich mich im Genusse meines Talents, und das ist auch gewiß mein eigenthümlichstes Talent.

Zunächst erscheint dieß als etwas blos Formelles, als das, was man Darstellungsgabe nennt, aber es ist mehr. Es handelt sich nicht blos um den Ausdruck, um einen blühenden, gefälligen Styl; einen solchen an und für sich zu erstreben, ist mir nie eingefallen; auch nicht blos um die Auffindung einer erschöpfenden und übersichtlichen Eintheilung, oder sonst etwas dieser Art. Sondern es ist ein Durchdringen des Gegenstandes in seinem Innern, ein Schmelzen und Flüssigmachen desselben in der erhöhten geistigen Temperatur, das ihn in den Stand setzt, sich in der ihm immanenten, in seinem Wesen liegenden Form zu crystallisiren. Eben diese erhöhte Temperatur aber, und durch sie den Silberblick des Gegenstandes, hervorzubringen, ist bei mir — daß ich so sage — die reine Vernunft nicht im Stande, sondern es gehört etwas aus dem Temperament, dem Blut, dazu, es ist Sache der Stimmung, der Phantasie, der Intuition. Nicht als ob solche Erhöhung der geistigen Thätigkeit damit zur Sache des Augenblicks, der vorübereilenden guten Stunde würde: sie kann anhalten, lange und stetig anhalten, und hat dieß bei mir die ganze Zeit über gethan, während der ich mit der ersten Ausarbeitung meines Leben Jesu beschäftigt war. Dann aber, wenn sie sich in einem Werke, gleichviel ob groß oder klein, ausgestaltet und verkörpert hat, hört sie als Stimmung auf, und ist nachher nicht wieder, wenigstens nicht in

der Intensität, daß sie zur wirklichen Verbesserung des fertigen Werks hinreichte, hervorzurufen. Am wenigsten waren dazu die von allen Enden her auf mein Buch gerichteten Angriffe geeignet, denen ich in jener 3. Auflage gerecht werden wollte: nachdem sich mir die Intuition verdunkelt hatte, aus der es ursprünglich hervorgegangen war, mußten sie mich nothwendig verwirren, und die unter solchen Umständen unternommene Umgestaltung des Werks eine Verunstaltung werden. Zum Theil schon während des Drucks am 2. Bande wurde mir dieß klar; und als zwei Jahre später eine 4. Auflage nöthig wurde, bin ich meistens, doch immer noch nicht genug, zu den Lesarten der ersten zurückgekehrt.

---

10. Februar.

Wenn man sagen wird, die von mir im Vorigen eingestandene Art zu arbeiten, der Einfluß der Stimmung, das Schaffen aus einer Intuition heraus, dann die Freude am Formen und künstlerischen Ausgestalten des Stoffs, alles das sei nicht die Art, wie ein Gelehrter, ein Mann der strengen Wissenschaft zu Werke gehe, sondern so mache es ein Poet: so bin ichs nicht, der etwas dagegen einwendet. Und wenn man hinzusetzt, ein Poet sei ich nun aber doch auch nicht, und mich fragt, was ich denn also eigentlich und schließlich sei? so werde ich antworten: das ist es eben. So viel ist gewiß, wie ich 18 Jahre alt war, wenn ich damals das Zeug in mir gefunden hätte zu einem Dichter, so hätten Philosophie und Theologie vor mir gute Ruhe gehabt. Aber so klug war ich doch bald, durch die große Lust mich über die schwache Kraft nicht täuschen zu lassen, und so machte ich mich ernstlich an das wissenschaftliche Studium.

Indessen ich konnte es doch immer nur betreiben und so auch später darin productiv werden nach Maßgabe meiner besonderen Geistesart. Das Stück von einem Poeten, das in mir war, ließ sich nicht hinauswerfen, um so weniger, als es in der That die Grundlage bildete, worauf mein ganzer geistiger Organismus aufgebaut war. Es ist spaßhaft, aber ich kann diesen nicht anschaulicher machen, als wenn ich von meinem Namen ausgehe, der hier in der That ein omen ist. Das mir gleichnamige Thier ist ein Vogel, aber kann nicht fliegen; statt der Flügel hat es nur Stummeln, aber diese beflügeln seinen Lauf. So kann ich nicht

dichten; aber ich habe nichts, weder Großes noch Kleines, geschrieben, wobei mir der Poet in mir nicht zu Statten gekommen wäre. Gewiß war er mir ebenso auch hinderlich; ohne ihn wäre ich sicher ein größerer Gelehrter geworden: aber ein geringerer Schriftsteller geblieben, und so wollen wir uns eben nehmen wie wir sind.

Dieß ist freilich leichter gesagt, als gethan. Oft schon habe ich scherzweise gedacht, ich sei wohl im Grunde darum ein so treuer Anhänger von Preußen, weil, wollte man meine Geistesanlage zeichnen, eine Figur herauskommen würde, wie die Preußens auf der Karte. Ein Stück hier und ein Stück da, und in der Mitte kein rechter Zusammenhang. Das ist so wenig für den Einzelnen eine behagliche Begabung als es für einen Staat eine behagliche Gestaltung ist. Weder dem einen noch dem andern wird es dabei in seiner Haut recht wohl. Darum begreife ich den Annexionstrieb Preußens so gut: er würde mir auch nicht fehlen, wenn man Talente annectiren könnte.

Stellen wir uns eine vollständige und wohlabgerundete Dichternatur vor, so liegt auf der einen Seite der für die Wirklichkeit, die Gestalten und Veränderungen der Natur wie des Menschenlebens geöffnete Sinn, die Fähigkeit, diese in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit und jede in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen und festzuhalten. Daran grenzt das Gefühl, das die Eindrücke, äußere wie innere, in sich aufnimmt und verarbeitet sie, wie der Brennspiegel die Sonnenstrahlen concentrirt und potenzirt, und damit den Drang erzeugt, das volle Herz durch Mittheilung nach außen zu erleichtern. Zu diesem Behufe hat jedoch bei dem Dichter dieser Inhalt erst durch ein drittes Medium hindurchzugehen, die Phantasie nämlich, in welcher der schwere verdichtete Gefühlsinhalt aufquillt und zu idealen Formen sich gestaltet. Hier ist die Werkstätte der poetischen Erfindung: hier entstehen dem Dichter seine Personen, ihre Charaktere, Situationen und Conflicte, dem Maler (denn alles dieß gilt nicht nur vom Dichter im engern Sinn, sondern von jedem kunstschöpferischen Genius) seine Gestalten und Gruppen, dem Musiker seine Melodien und Accorde; welche sofort einem vierten Factor, der äußern Kunstfertigkeit in Sprache und Metrik, Zeichnung und Farben u. s. f. überantwortet, und von dieser erst vollends zur ganzen leibhaftigen Wirklichkeit gebracht werden.

11. Februar.

Vergleiche ich mit diesem Schema meine persönliche Begabung, so ist diese gleich am ersten Punkte, der sinnlichen Receptivität, höchst mangelhaft durch die Schwäche meines Gesichts, und die großentheils, wenn auch nicht einzig, dadurch bedingte Scheu vor der Gesellschaft. Hierdurch ist die Aufnahme von Stoffen für künstlerische Bearbeitung bereits sehr beschränkt: weder die Natur kann auf den so Beschaffenen in ihrer ganzen Stärke und Fülle wirken, noch wird ihm das Menschenleben in der Mannichfaltigkeit seiner Formen und Beziehungen vertraut werden. Besser steht es mit dem zweiten Punkte, dem Gefühl; ja in diesem Stücke bin ich mir bewußt, daß tieferer Gemüthseindrücke, innigerer Empfindung und Mitempfindung, kaum ein wirklicher Dichter fähig sein kann. Letzteres, die Gabe lebendiger Mitempfindung, ist mir besonders bei meinen biographischen Arbeiten zu Statten gekommen: den größten Theil der Anziehungskraft, die ihnen nachgerühmt worden, verdanken sie dem Umstand, daß keine Situation darin geschildert, kein Ereigniß erzählt ist, worein ich mich nicht lebendig versetzt, die ich nicht mit den Personen meiner Erzählung warm und innig durchempfunden hätte.

Wäre aus dem bisher beschriebenen Material zur Noth immer noch ein Poet, wenn auch mit beschränkter Sphäre und mehr subjectiver Richtung, zu machen gewesen, so scheitert diese Möglichkeit entschieden an der Art, wie es im dritten der oben verzeichneten Felder, dem der Phantasie, bei mir bestellt ist. Hier ist, was das schöpferische Vermögen betrifft, nahezu ein vacuum vorhanden: ich wäre nie im Stande gewesen, die kleinste wirkliche Novelle, das einfachste Drama zu erfinden. Die Phantasie wirkt bei mir höchstens als Gabe der Metapher, des Bildes, mithin nur accidentell oder decorativ: in dieser Art jedoch hat sie mir die bedeutendsten Dienste geleistet; einen großen Theil des Erfolgs meiner Schriften habe ich dieser Naturgabe zu danken; es ist der Schwingenschlag des Straußes, der, ohne ihn vom Boden zu heben, doch seinen Gang beflügelt. Und ein schmales Endchen wirklicher substanzieller Erfindungsgabe zeigt sich schließlich doch: es ist mir von jeher natürlich gewesen, bei lebhafter Erörterung, namentlich in Streitschriften, in die dialogische Form zu fallen, mithin Meinung und Gegenmeinung in verschiedenen Personen zu

verkörpern. Doch hiervon in der Folge mehr, wenn erst noch von dem vierten und letzten Stück dichterischer Begabung, dem Talent der Form, der Fertigkeit der Fingerspitzen gleichsam, mit wenigen Worten wird geredet sein. Hier stünde es bei mir insofern wieder aufs Beste, als mir im prosaischen Ausdruck von jeher Alles leicht geworden ist, ich von Ringen, ja nur von besonderer Bemühung mit der Sprache nie etwas gewußt, für Alles, was ich ausdrücken wollte, stets von selbst das rechte Wort, für jede Art von Inhalt ungesucht die passende Form, den geeigneten Ton gefunden habe. Anders ist es mit dem Vers: da geht mein Empfinden weit über mein Vermögen hinaus; ich weiß sehr genau, wie ein wohlgebauter Vers, ein reiner Reim beschaffen sein muß, aber sie selbst zu machen, wird mir schwer, und bedarf daher eines sehr starken Anstoßes von der Seite des Gefühls, in Lust oder Schmerz, Liebe oder Haß, um die Schwierigkeiten überwinden zu helfen.

Mit solcher fragmentarischen Begabung war nun das Subjekt derselben zunächst übel daran. Das starke Gefühl in Verbindung mit der Leichtigkeit des Ausdrucks enthielt einen Reiz der Production, dem nicht wohl zu widerstehen war; aber so lange diese auf dem Gebiete der Dichtung gesucht wurde, konnte bei dem Mangel an der Hauptsache, der schöpferischen Phantasie, nichts Kluges herauskommen. Mittlerweile gings im Lernen fort — ich meine von der Zeit zwischen dem 16. und 20. Jahre — ich nahm in mich auf, was in Philologie, Geschichte, den Anfangsgründen der Philosophie geboten wurde: aber ein rechter Zug war nicht in der Sache, es fehlte an tieferem, das Innere ergreifendem Interesse, das auch die Philosophie, weder wie sie an der Universität gelehrt wurde, noch wie sie in den Kantischen Schriften, an die man uns zunächst verwies, zu Tage lag, mir einzuflößen im Stande war. Mein ganzes geistiges Wesen war damals noch in einen Nebel von Empfinden und — soweit mir dieß vergönnt war, — Phantasien eingehüllt; daß in mir auch starke Verstandesgaben lagen, entdeckte ich mit Ueberraschung erst später; und diese hätten doch entwickelt sein müssen, um der Kantischen Kritik etwas abgewinnen zu können. Auf den warmen Dunstball, den damals mein geistiges Wesen bildete, konnten einerseits nur die Dichter von Einfluß sein, die mir aber nichts helfen konnten; auf philosophischer Seite nur ein System, das sich vor-

zugsweise an das Gefühl und das Vermögen des bildlichen Denkens wendete. Eine solche Philosophie glaubte ich erst bei Jacobi zu finden, und fand sie dann bei Schelling, in dessen Schriften ich mich nun vertiefte, und mich von ihm auch in das ahnungsreiche Helldunkel der Jacob Böhme'schen Mystik, bald noch überdieß durch Justinus Kerner und Eschenmayer in den Irrgarten des Magnetismus und Somnambulismus, einführen ließ.

Die ästhetische Form der Monologen und Reden über die Religion lockten mich in den Bereich der Schleiermacher'schen Schriften hinüber. Zunächst schwelgten auch hier wie bei Schelling Gefühl und Bilderlust; aber unvermerkt, und stärker als bei Schelling, fand man sich bald zum Unterscheiden, zum Entgegensetzen, Trennen und Verbinden, kurz zum dialektischen Denken genöthigt, das sich an dem Studium der Hegel'schen Werke, die wir zunächst vornahmen, noch weiter entwickelte. Jetzt lernte ich ganz neue Kräfte in mir kennen; nachdem ich mich bis daher für einen Gefühlsmenschen gehalten, hielt ich mich jetzt zwar sowenig wie jemals für einen Verstandesmenschen, aber die Entwicklung fing damals in mir an, in deren Folge mich die Meisten seitdem für einen solchen gehalten haben und noch halten. Von da an erst kam der rechte Zug, ja eigentliche Leidenschaft in mein Studium; erst von dieser Zeit an habe ich wirklich gelernt, von jetzt an aber auch so reißend schnelle Fortschritte gemacht, daß ich über Altersgenossen, an denen ich all die Jahre her hinaufgesehen, in kürzester Frist hinauswuchs.

Was auf mein Talent diese belebende Kraft ausübte, war der Umstand, daß jetzt, sowenig ich auch damals noch ein klares Bewußtsein davon hatte, die klaffende Lücke in meiner Begabung ausgefüllt, für die schöpferische Phantasie ein Surrogat gefunden, mein bisher gespaltenes Wesen zur Einheit gebracht war. Dieses Surrogat bestand in der Gabe des dialektischen Denkens, die ich in mir entdeckt hatte. Eine Ueberzeugung, eine Einsicht, die mein Gemüth ergriffen hatte, konnte von diesem jetzt, in Ermangelung jener dichterischen Gabe, dem dialektischen Verstande überantwortet werden, der sie gleichfalls, wenn auch in anderer Weise als die Phantasie, doch nicht ohne Beihülfe des Stückchens von dieser Gabe, das mir zu Gebote stand, in sich aufquellen, wachsen, Aeste und Zweige treiben, sich formiren und organisiren ließ; bis sie

zuletzt, der sprachlichen Gestaltungsgabe überliefert, zur schriftlichen Fixirung gelangte. Dieß ist von den ersten schwachen Versuchen, wie sie durch die academischen Uebungen veranlaßt wurden, bis zu meinen größeren Werken und bis auf den heutigen Tag die eigenthümliche Art meines geistigen Schaffens geblieben, durch welche mir so viel Erfolg nach außen und so viel Befriedigung nach innen zu Theil wurde, als bei einer so eigenthümlich bedingten Naturanlage möglich ist. Doch ich kehre dahin zurück, von wo ich zu dieser Episode abgeschweift bin.

---

12. Februar.

Ein weiteres Product der Erschütterung durch die allseitigen Angriffe auf meine Ansichten, nur wenig später als die Arbeit an der dritten Auflage meines Leben Jesu, waren die Selbstgespräche über Vergängliches und Bleibendes im Christenthum. Schon in dieser ihrer Form ist ihr Ursprung aus subjectiven Gemüthskämpfen nicht zu verkennen; es zeigt sich in ihnen das Bemühen, die Kluft, die ich durch mein Leben Jesu zwischen mir und der mehr oder weniger gläubigen Menschheit aufgerissen hatte, womöglich zu überbrücken, mittelst eines, wenn auch noch so schmalen und schwankenden Stegs einen Zusammenhang zwischen beiden Seiten zu ermöglichen. Der Schreck, gleichsam mich so ganz allein zu sehen, war mir in die Glieder gefahren; die krankhafte Gemüthsaufregung ist in dem fieberhaften Pulsschlag jener Gespräche deutlich zu spüren. Eben dieses kranken habitus wegen ist diese Schrift dem unterdeß genesenen und an die Einsamkeit und die scharfe Luft der von ihm erklommenen Höhe längst gewöhnten Verfassers nicht mehr angenehm; während besonders weibliche Gemüther sich noch immer davon erbaut zeigen. Das Beste, und was ich mir am Ende selbst auch gefallen lassen kann, hat kürzlich eine theure Freundin mir darüber geschrieben, nachdem sie die beiden in den Friedlichen Blättern vereinigten Aufsätze wieder gelesen hatte: „Mich hat“, schreibt sie, „nicht nur der Theil über Kerner erfreut, sondern auch der zweite gerührt, weil Sie, wenn Sie mir erlauben, es zu sagen, so vielen guten Willen haben, und doch Ihre Ueberzeugung aus allen Formen der Rücksicht hervorbricht.“

13. Februar.

Bald darauf veranlaßte mich die durch einen Besuch Ruge's in Würtemberg geknüpfte Verbindung mit den Halle'schen Jahrbüchern zu der Arbeit über Schleiermacher und Daub; wie sie mich schon vorher zu der über Justinus Kerner veranlaßt hatte. Zugleich führten mich die um jene Zeit sich eröffnenden Aussichten auf eine Berufung nach Zürich zu dogmatischen und dogmengeschichtlichen Studien, die sich, ursprünglich als Vorbereitung auf eine dort zu haltende Vorlesung unternommen, nach Vereitelung jener Aussicht zu Vorarbeiten für ein Werk über christliche Glaubenslehre gestalteten. Mein dogmatischer Standpunkt hatte seit der Schlußabhandlung zum Leben Jesu, hauptsächlich durch Einwirkung der frühern Schriften Feuerbachs (sein Wesen des Christenthums erschien erst nach dem 1. Bande meiner Dogmatik, oder doch während dieser schon im Druck begriffen war), jene Modification erlitten, die ich in meinen „Halben und Ganzen" geschildert habe; ich hatte die Hegel'sche Identität des Inhalts zwischen Religion und Philosophie aufgegeben, ohne mich doch (wie auch heute noch nicht) dazu verstehen zu können, die Religion als solche nur wie eine nothwendige Schwachheit der menschlichen Natur zu betrachten. Indem nun aber vor Allem die in jener Zeit, besonders unter der Jugend, einflußreichen Halle'schen und bald Deutschen Jahrbücher sich leidenschaftlich in die Feuerbach'sche und Bruno Bauer'sche Richtung warfen, und mich ihrem Geschwindschritt gegenüber als einen Zurückgebliebenen darstellten: auch der geduldige historische Auflösungsproceß, wie er in meiner Dogmatik an dem kirchlichen Dogma durchgeführt war, der radicalen Methode von Feuerbachs Wesen des Christenthums gegenüber den ungestümen Geistern jener Jahre nicht behagte: so machte meine Dogmatik wenig Glück, und die Auflage von 3000 Exemplaren hat sich nur langsam vergriffen. Das Buch, woraus man gleichwohl viel lernen kann, wäre einer ähnlichen Umarbeitung, wie die, der ich vor drei Jahren das Leben Jesu unterzogen habe, gar wohl werth, und ich hatte auch eine Zeitlang eine solche im Sinne: aber bei dem elenden Zustand meiner Augen kann ich an die Vorstudien, wie sie dazu nöthig wären, leider nicht mehr denken.

Ueber die äußern Umstände der Abfassung des Buchs sei

noch dieß bemerkt. Das Leben Jesu hatte ich, beide Bände in Einem Zuge, bis auf die Schlußabhandlung fertig geschrieben, ehe ich mit dem Druck anfangen ließ: von der Dogmatik schrieb ich den ersten Band im Winter 1839—40, der dann während des Sommers gedruckt wurde; den zweiten ebenso im Winter 1840—41, beides im Gartenhause des Stadtraths Ritter in Stuttgart, wo ich ein paar der ruhig glücklichsten Jahre meines Lebens zugebracht habe.

Für die Abfassung meiner Dogmatik hatte das theologische Interesse, welches von meinem Universitätsstudium, meiner Wirksamkeit erst im praktischen Kirchendienst, dann am theologischen Stift in Tübingen her in mir lebte, und überdieß durch die Aussicht auf eine Thätigkeit als öffentlicher Lehrer der Theologie in Zürich neue Nahrung bekommen hatte, noch vorgehalten: jetzt, da das Werk fertig, diese, und wie ich bald erkannte, jede ähnliche Aussicht verschwunden war, und ich mich auf die Existenz eines Privatgelehrten verwiesen sah, fing das theologische Interesse nachzulassen an. Das ästhetische, das in mir auch neben dem vorherrschenden theologischen doch nie erstickt war, das musicalische, soweit es bei meiner technischen Unkenntniß vorhanden sein konnte, genährt durch musicalische Freunde, trat hervor; ich unternahm, halb im Scherz halb im Ernst, für einen dieser Freunde, der, obwohl nur musicalischer Dilettant, sich durch vortreffliche Liedercompositionen bekannt gemacht hat, meinen leider verstorbenen Kauffmann, nach Tiecks Novelle: das Zauberschloß, einen Operntext zu schreiben, der auch fertig geworden, und mir zu besserer Einsicht in das Wesen der Oper sehr förderlich gewesen ist, während Kauffmann, der im Ernst nie daran dachte, sich an eine Operncomposition zu wagen, nur eine Romanze daraus, aber diese allerliebst, componirt hat. Schwerlich wäre doch auch der Text zur Grundlage einer aufführbaren Oper tauglich gewesen.

Will man solches Allotriatreiben als Schuld ansehen: wohlan, die Strafe war schon vor der Thür, und bei Gott! eine solche Strafe, als wollte der Lehrer dem Allotria treibenden Schüler Arm und Beine entzweischlagen. Ich rede von meiner Heirath, oder ich rede vielmehr nicht von ihr, sondern nur von den Wirkungen, die sie auf meine Schriftstellerei gehabt hat. Sie brachte diese zum vollkommenen Stillstand. Während der vier-

jährigen Dauer meiner Ehe habe ich nichts, kein Buch, keine Abhandlung, keinen Aufsatz geschrieben. Von den furchtbarsten Fragen der eignen Existenz bedrängt, wie ich jene ganze Zeit über war, lagen mir die wissenschaftlichen Fragen fern; so fern, wie dem Schiffbrüchigen, dem das Wasser bis ans Kinn geht, die Sorge für die Bewirthschaftung seiner Güter am Lande.

Nachdem ich dem Joch, das sich nicht ganz zerbrechen ließ, mich wenigstens so weit entzogen hatte, daß ich wieder allein für mich leben konnte, lebte alsbald auch der schriftstellerische Trieb in mir wieder auf. Die kleine Arbeit über den kurz vorher verstorbenen Ludwig Bauer, später dem ersten Bändchen meiner Kleinen Schriften einverleibt, ist mir als erstes Lebenszeichen nach meiner Befreiung immer werth geblieben. Ein gar gutes Werk that um jene Zeit mein Freund Vischer an mir, indem er mir die mehr als hundert Schubartsbriefe abtrat, die er von der Besitzerin für einen Preis, den nun ich dieser erlegte, erworben hatte. Weder Schubarts Wesen noch sein Schicksal hatten Verwandtschaft mit dem meinigen; aber der Umstand, daß seine Gedichte bei meinen Eltern Hausbuch gewesen, und mir als Knaben auch mündlich viel von ihm erzählt worden war, setzte mich zu ihm in ein gemüthliches Verhältniß; und in die Stürme und Bedrängnisse seines Lebens sich hineinzuempfinden, that dem gleichfalls Bedrängten und Schiffbrüchigen wohl. Die Arbeit an diesen Briefen, zu denen es mir nach und nach glückte, mehr als noch einmal so viele wenigstens zur Benutzung dazu zu bekommen, hat mir über eine der schlimmsten Zeiten meines Lebens, das Jahr 1847, das in höchst peinlichen Bemühungen, das Trennungsverhältniß zu reguliren, hinging, hinübergeholfen.

Einer Versäumniß habe ich mich dabei anzuklagen, die beweist, wie wenig ich zu dergleichen Urkundenarbeiten damals noch geübt war. Ich unterließ es, die Herkunft der einzelnen Stücke anzugeben, und kann dies leider auch hier nur sehr unvollkommen nachholen, da ich den größeren Theil der Originalien nicht mehr zur Hand habe. Die von Vischer und an seiner Stelle dann von mir erworbenen und noch in meinem Besitz befindlichen etwa 110 Stücke stammen aus der Familie des Dichters Fr. Haug, dessen Vater, Balthasar Haug, erst Landpfarrer, dann Professor

in Ludwigsburg und später in Stuttgart, Schubarts Freund gewesen war. Nur die wenigsten sind an ihn selbst gerichtet, die meisten an Schubarts Frau; und da diese in Stuttgart in dürftigen Umständen gestorben ist, so ist anzunehmen, daß sie für allerlei Gutes, das ihr die Haug'sche Familie erwiesen haben mag, dieser die Briefe ihres Mannes hinterlassen hat. 87 Stück Briefe von Schubart, größtentheils an seinen Schwager Böckh gerichtet, wurden mir von Schubarts Schwestersohn, dem pens. Oberamtmann Hoyer in Ludwigsburg, zur Benutzung mitgetheilt; leider waren sie nach seinem vor wenigen Jahren erfolgten Tode, wo ich sie käuflich erwerben wollte, verschwunden; einige mir früher nicht mitgetheilte fanden sich damals noch, von denen ich in der meinen Kleinen Schriften einverleibten „Nachlese" Rechenschaft und Proben gegeben habe. Dazu kamen von verschiedenen Seiten, zum Theil durch Freund Künzel, den Autographensammler, vermittelt, einzelne oder mehrere Briefe von Schubart, die mir meistens im Original, einige wenige auch in Abschriften, an deren Authentie jedoch zu zweifeln keine Ursache war, zugeschickt wurden. Wo schon gedruckte Briefe gegeben sind, habe ich jedesmal angemerkt, woher sie genommen.

Während ich noch an diesen Briefen sammelte, hatte ich den glücklichen Einfall, der meinem „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" zum Grunde liegt. Wenige Menschen waren mir so von Grund meiner Seele unsympathisch, wie Friedrich Wilhelm IV. von Preußen; dagegen war mir der abtrünnige Julian von jeher interessant, ja in seiner Art lieb gewesen und durch den Mittelbegriff der Romantik schossen mir jetzt beide für einen Augenblick zu einem seltsamen Doppelbilde zusammen. Erst war die Arbeit für des mir befreundeten Schwegler's Jahrbücher der Gegenwart bestimmt; mein theurer Märklin, nachdem er sie gelesen, war es, der mir zuredete, dieselbe als besondere kleine Schrift erscheinen zu lassen, wofür ich alle Ursache hatte, ihm dankbar zu sein. Es ist mir viel Beifall für die Schrift geworden; die Tadler, die ihr auch nicht fehlten, übersahen, daß eine politische Parodie keine historische Monographie ist. Am meisten Freude hat mir das Urtheil einer englischen Zeitschrift gemacht, die ungefähr sagte, mein Schriftchen sei zwar weder geistreich noch witzig, aber das

Schlagende der von mir beigebrachten historischen Parallelen wirke wie Geist und Witz.

Es kam nun das Jahr 1848 mit seiner Bewegung, und damit sah sich meine Schriftstellerei, die so eben wieder anzuwachsen und frisch zu treiben begonnen hatte, von Neuem entwurzelt. Aber auch abgesehen davon war eine Bewegung, die sich bald als Revolution anließ, meiner Natur nicht sympathisch. Zumal da ich überhaupt an politischen Fragen bis dahin wenig oder gar keinen Antheil genommen hatte. Bis in den Anfang der 40er Jahre hinein war ich durch die wissenschaftlichen Probleme, deren Lösung mich beschäftigte, vollauf in Anspruch genommen, und meine Erholung suchte ich auf dem ästhetischen Gebiete; von 1842 bis hart an das Jahr 1848 hin war ich in meiner Ehe als ein Todter zu betrachten. So war mir das politische Treiben, dem jetzt nicht weiter zu entgehen war, zunächst ein unbehagliches Element, und ich betrachtete es als selbstverständlich, daß ich wenigstens keine thätige Rolle in demselben übernehmen dürfe. Allein das Schicksal fing mich durch einen Köder, der gerade für mich unwiderstehlich war. Meine Ludwigsburger Landsleute, mit denen ich nie besondern Verkehr gehabt, erinnerten sich jetzt meiner als eines Mannes, der zum Abgeordneten in das Frankfurter Parlament geeignet sein möchte, und schickten drei befreundete Männer zu mir nach Heilbronn, wo ich damals noch wohnte, mich zum Auftreten in einer Wählerversammlung einzuladen. Solchem Vertrauen der Geburtsstadt in die Länge Widerstand zu leisten, war, mit dem guten sel. Stadtpfarrer Eichner zu reden, „für meine Gemüthlichkeit zu schwer, und für mein Herz vollends unmöglich". Also ich kam, und hielt sofort im Zeitraum von 10 Tagen an verschiedenen Orten des Ludwigsburger Bezirks jene Candidaturreden, die ich nachher unter dem Titel: „6 theologisch-politische Volksreden", herauszugeben mich bewogen fand. Als Zeichen der, auch physischen, Aufregung, wie sie damals gleichsam in der Atmosphäre lag, erwähne ich Folgendes: Meine früheren und späteren Arbeiten sind sämmtlich am Tag oder Abend geschrieben: jene Reden auszuarbeiten, weckte mich der Drang früh 3 oder 4 Uhr, wo sie bei Licht niedergeschrieben wurden und bei Tagesanbruch fertig waren. Ich schrieb sie, da meine Eltern schon seit Jahren todt waren, der Mehrzahl nach

im Hause meines Oheims, des Kaufmanns Ruoff, der mir damals wie immer treue verwandtschaftliche Zuneigung bewies, meiner Erfolge wie ein Vater sich freute, dafür aber auch, nach dem Umschlag der Volksstimmung zu meinen Ungunsten, sich mancher Unbill ausgesetzt sah. Zwar auch jetzt schon war mein Erfolg auf diesem Felde kein nachhaltiger. Die städtischen Wähler hatte ich wohl in überwiegender Mehrheit für mich; aber die ländliche Bevölkerung war durch die Geistlichkeit gegen mich aufgehetzt, und so fiel ich schließlich bei der Parlamentswahl durch. Nun waren aber außerdem auch noch Wahlen für die Würtembergische Ständekammer ausgeschrieben, und da hatten meine Ludwigsburger nach den Bauern nicht mehr zu fragen, denn die „gute Stadt“ Ludwigsburg wählte einen Abgeordneten für sich. Der sollte nun ich sein, diese Schadloshaltung wollten sie mir aus gutem Herzen geben, und da war wieder schwer, Nein zu sagen. Ich wurde also einstimmig gewählt, und der Tag der Entscheidung als ein Fest der ganzen Stadt begangen. Es war, denke ich, im Mai; die Stände aber hatten erst im September zusammenzutreten.

Um diese Zeit löste ich, da ich meine zwei Kinder ihres zarten Alters wegen vorerst der Mutter hatte überlassen müssen, mein Hauswesen in Heilbronn vollends auf, und da mich in Würtemberg auch der Bürgerwehrdienst genirte, der damals jedem ohne Unterschied des Lebensberufs und beinahe auch des Alters angesonnen wurde, ging ich nach München, wo ich mir in der Anschauung der von mir noch nie gesehenen Schätze der Kunst und in harmlosem Lebensgenuß Erholung von dem häuslichen Elend und der vergangenen Jahre wie von der politischen Aufregung der letzten Wochen versprach. Ich täuschte mich nicht in meiner Hoffnung, und verlebte theils in München selbst, theils auf kleinen Reisen ins bairische Gebirge und Salzburg ein paar so vergnügte Monate, daß mir der Zeitpunkt, der mich in die Ständekammer nach Stuttgart rief, viel zu frühe kam.

Auch gestalteten sich in der Kammer selbst die Verhältnisse gleich von Anfang in einer Art, die für mich nicht anziehend sein konnte. Eine radicale Mehrheit überwog, die mich ebensosehr durch die Rohheit ihres Auftretens abstieß, als mir die Reinheit ihrer Absichten zweifelhaft war. Ich sah nur Zerstörungslust,

aber wenig Bauverstand; ich konnte mir von aufgeregten Massen unter ehrgeizigen Führern, bei denen ich ebensowenig politische Einsicht als politische Tugend zu entdecken wußte, kein Heil für das Allgemeine versprechen. Meiner ganzen Natur, meiner besten Ueberzeugung nach mußte ich also hier gegen den Strom schwimmen, und zwar gegen einen sehr reißenden wilden Strom. Das wäre schon gut gewesen, wenn ich nur die Floßen gehabt hätte, mich gegen den Strom zu halten. Allein, was ich längst wußte, bekam ich hier peinlich zu erfahren: daß ich kein Redner sei. Von Natur sind wir Schwaben dieß durchschnittlich überhaupt nicht; ob ich durch Uebung es hätte werden können, steht dahin; aber diese Uebung hatte mir gefehlt. Meine kurzgefaßten Predigten als Vicar und Repetent hatte ich aufgeschrieben und dann auswendig gelernt; die Vorlesungen, die ich in Tübingen hielt, wie damals an der Würtembergischen Universität alle Welt, abgelesen; der katechetische Unterricht, den ich nacheinander in Religionslehre, alten Sprachen, Philosophie und Theologie zu ertheilen hatte, war doch noch lange kein zusammenhängender freier Vortrag gewesen. Wäre ich auf dem Katheder geblieben, hätte auf demselben die Zeiten erlebt, da auch in Süddeutschland die Forderung eines freien Vortrags immer unabweisbarer an den academischen Lehrer herantrat: gewiß würde auch ich gesucht haben, derselben gerecht zu werden; ob mit Glück, weiß ich freilich nicht. Aber im Herbst 1848 waren es ja bereits 15 Jahre, daß ich vom Katheder entfernt war, und ich hatte das 40. Lebensjahr hinter mir. Da hätte jedenfalls eine längere parlamentarische Uebung dazu gehört, um aus mir so spät noch einen Redner zu machen. Für jetzt hielt ichs in der Kammer wie einst auf der Kanzel: wollt' ich über einen Gegenstand sprechen, so schrieb und memorirte ich die Rede, die ich dann in der Sitzung hielt. Daß man damit in parlamentarischen Verhandlungen nicht weit kommt, liegt auf der Hand. Die Fähigkeit, auf das, was in der Debatte vorkommt, unmittelbar und aus dem Stegreife zu antworten, und zwar nicht blos in einzelnen epigrammatischen Bemerkungen — denn diese fehlten mir nicht —, sondern in zusammenhängender Ausführung, ist unerläßlich. Daß sie mir fehlte, setzte mich gegen die seichtesten Gesellen, denen aber diese Gabe zu Gebote stand, in Nachtheil und machte meine Situation in die Länge unerträglich.

Eins kam noch hinzu, woraus ich ganz besonders erkennen mußte, daß ich in dieser Art von Wirksamkeit nicht auf meinem Felde sei. Hatte ich einmal einer Vorversammlung beigewohnt, wo man sich über den Gegenstand der nächsten Sitzung und wie er behandelt werden sollte, besprach: so wußte ich sicher über denselben in der Sitzung nichts zu sagen; wozu ich nur dann mich aufgelegt und befähigt fühlte, wenn ich den Gegenstand vorher ganz allein für mich überdacht hatte. Das war ja nun offenbar der Schriftsteller, der Poet, wenn man will, den zum Parlamentsmann umzubilden es doch wohl zu spät war.

Bei diesem Widerstreit gegen die Strömung in der Kammer, und dem Unbehagen, das meine mangelhafte Ausrüstung zu solchem Kampfe in mir erzeugen mußte, konnte der Anlaß nicht ausbleiben, der mich bewog, aus dem Kahn zu springen. Der Gang der öffentlichen Dinge führte denselben in folgender Gestalt herbei. Robert Blum war in Wien standrechtlich erschossen worden; mit der Entrüstung über die Gewaltthat ging die Begeisterung für den Märtyrer durch Deutschland; auch in der Würtembergischen Kammer sollte über die Sache verhandelt, sollte eine Todtenfeier für Robert Blum beantragt werden. Nichts regt so sehr meine innerste Natur zum Widerspruch auf, als ein grundloser, unverständiger Enthusiasmus. Ein solcher aber schien mir hier zu walten. Ich habe Blum nie für mehr halten können, als für einen, wenn man will wohlmeinenden, aber gewöhnlichen Wühler, ohne alle tiefere politische Einsicht. Und dem österreichischen Gouvernement, das die Befugnisse, die das Frankfurter Parlament in Anspruch nahm, nie anerkannt hatte, konnte ich es nicht so sehr verargen, daß es mit dem hergelaufenen Aufruhrprediger kurzen Prozeß machte. Seine Hinrichtung tadelte ich wohl, aber mit der Wendung, daß sie mehr als ein Verbrechen, nämlich ein Fehler sei, sofern sie aus Blum einen Märtyrer, mithin erst recht eine Standarte der Revolution gemacht habe. Dieser kalte Wasserguß auf die erhitzten Köpfe ergab nun freilich viel Zischen und Dampf, nicht blos in der Kammer, sondern auch außerhalb derselben. Selbst meinen Ludwigsburger Wählern war das zuviel. Sie waren im Verlauf des Jahrs roth und immer röther geworden; in mir glaubten sie einen Mann des kühnsten Fortschritts gewählt zu haben: und nun sprach ich gegen

Robert Blum. Eine Adresse wurde aufgesetzt, die mir das Mißfallen meiner Wähler, ihre getäuschte Erwartung, ausdrücken sollte. Sie bedeckte sich mit Unterschriften und wurde mir übersandt. Eine Unterschrift fand ich, die mich rührte: ein alter Flaschnermeister, bei dem ich als Knabe Leuchterchen und Laternchen, manche kleine Spielwaaren, gekauft, und ihm wieder zur Reparatur gebracht hatte, stand auch unterzeichnet mit den Worten: „Mit Bedauern, Stoll". Ueberdrüssig, wie ich längst der ganzen Sache war, wollte ich auf diese Meinungsäußerung meiner Wähler hin mein Mandat sofort niederlegen: die Gründe verständiger Freunde hielten mich damals noch zurück. In der Kammer saß mit mir der Professor der katholischen Theologie, Dr. Kuhn von Tübingen, ein hagerer, schneidiger Mann, von einem Gepräge, dem ich es zutraute, daß er als Bischof vor 400 Jahren einen Ketzer wie mich hätte verbrennen lassen. Auch jetzt gingen seine politischen Meinungen ohne Zweifel weit mehr nach rechts als die meinigen; aber er stand doch nach beiden Seiten hin selbstständig da, und bewies besonders dem Majoritäts- und Zeitungsgeschrei gegenüber eine Charakterstärke, die mich mit Hochachtung erfüllte und ihm näher brachte. Er war es hauptsächlich, der mir vorstellte, daß der Rücktritt auf eine Mißfallensäußerung der Wähler hin ein übler Vorgang wäre, der, wenn er Nachahmung fände, zu völliger Abhängigkeit der Abgeordneten von den Wählern und beziehungsweise den Massen führen müßte. Das leuchtete mir ein, und so blieb ich noch, wenn auch ungern und nicht auf lange. Kurz vor Weihnachten entlockte mir eine, wie mir schien, absichtliche und unlautere Weglassung in dem Vortrag eines Mitgliedes der äußersten Linken — ich meine, daß er in seinem Vortrag einen wichtigen Punkt tendenziös überging, — in der Erwiederung den Ausdruck: „wegescamotiren", und darüber wurde ich auf Andringen der Partei von dem Präsidenten zur Ordnung gerufen. Diesen Ordnungsruf ließ ich mir nicht gefallen und erklärte noch desselben Tages schriftlich meinen Austritt aus der Kammer, indem ich der mir widrigen Partei, von der manche Hauptlärmschläger ihre Diäten immer schon vor der Verfallzeit einzuziehen pflegten, auch noch dadurch meine Verachtung bezeigte, daß ich auf sämmtliche mir für die Zeit meiner Kammerthätigkeit zustehenden Diäten verzichtete.

16. Februar.

Da ich so eben meiner Berührung mit dem katholischen Professor Erwähnung gethan habe, so sei hier mit einem Worte auch einer ähnlichen mit meinem alten Widersacher Wolfgang Menzel gedacht. Es stellte sich bald heraus, daß wir in der Kammer in verschiedenen Hauptfragen einverstanden waren, wir traten derselben Fraction bei, in deren geselligen wie geschäftlichen Zusammenkünften wir uns begegneten. Nach einigem anfänglichen Stutzen wichen wir uns bald nicht mehr aus, und ich muß dem Manne nachsagen, daß, wie unangenehm mir auch in der Kammerdebatte sein griffiger, giftiger Ton war, er doch in jenen Fractionszusammenkünften sich ganz gut benahm, mir sogar mit einer Art von Courtoisie entgegenkam. Auch mit dem jetzt verstorbenen König Wilhelm ergab sich damals eine Berührung. Schon wie ich als Mitglied der Adreßdeputation zu Anfang des Landtags ihm vorgestellt wurde, hatte er mir gedankt für den guten Einfluß, den ich auf meine Anhänger in Ludwigsburg ausgeübt (diese hatten nämlich, als ich in der Parlamentswahl durchgefallen war, den Häuptern der Pietistenpartei die Fenster einwerfen wollen, und ich sie davon in der letzten jener „Volksreden" abgemahnt). Wie er nun von meinem Auftreten gegen die radicalen Tendenzen hörte, sagte er zu seinem Hofarzt Hardegg, meinem Schul-Freunde, über mich: „Daß er courage hat, hab' ich immer geglaubt, sonst hätt' er nicht mit den Theologen angebunden". Später, als das Märzministerium, in seiner liberalen Mittelstellung gedrängt, an die Gründung einer Regierungszeitung dachte, ließ mir der König durch den Minister Römer die Redaction derselben anbieten, die ich natürlich ohne Weiteres ablehnte.

Ich athmete mit jeder Station freier, als ich am Dreikönigstag 1849 von Neuem München zufuhr.

Hier fing ich jetzt an, die Betrachtung der dortigen Kunstwerke etwas methodischer zu betreiben, die Anschauung mit kunsthistorischen Studien zu verbinden. Insbesondere in der Glyptothek, dieser verdienstlichsten Schöpfung des Königs Ludwig, suchte ich mich immer mehr heimisch zu machen. Meine **Glyptothekepigramme**, die ich ohne meinen Namen im Morgenblatt abdrucken ließ, sprechen die gehobene Stimmung aus, in welche die wiederholte Anschauung jener unschätzbaren Kunstwerke mich ver-

setzte. Auch was von Musik in München geboten wurde, suchte ich jetzt und später eifrig auf, und strebte so weit in diese Kunst einzudringen, als dieß der von mir schmerzlich empfundene Mangel technischer Kenntnisse gestatten wollte. Was ich bei den vornehmsten von mir angehörten Werken dieser Kunst empfunden und gedacht, faßte ich gegen das Ende meines Münchner Aufenthalts in die „Musikalischen Sonette" zusammen, die ich meinem Freunde Kauffmann, der mich zuerst in diese Kunst eingeführt hatte, jedoch nur handschriftlich, widmete.

Zu schriftstellerischer Thätigkeit empfand ich zunächst keinen Trieb. Den politischen Thaten gegenüber, die freilich vorerst auch nur Worte blieben, war das geschriebene Wort, soweit es nicht eben jene Thaten betraf, ganz besonders also das wissenschaftliche, beinahe zur Werthlosigkeit heruntergesunken. Und was mich betrifft, so war ich in der Wissenschaft gewissermaßen heimathlos, d. h. fachlos, geworden. Das theologische Interesse in mir war erloschen, ja ich empfand gegen Alles, was Theologie hieß, einen Widerwillen. Davon waren meine eigenen früheren Schriften nicht ausgenommen. Wer mich als den Verfasser des Lebens Jesu begrüßte, fand sicher einen frostigen Empfang. In allen andern Fächern aber war ich lediglich Dilettant. Die Einladung der Brockhausschen Verlagshandlung zur Mitarbeit an der „Gegenwart", die sie damals zur Ergänzung des Conversationslexicons in Angriff nahm, und das Zureden meines betriebsamen Freundes, des Prof. C. F. Neumann, in dessen Familie ich gern und viel verkehrte, bewogen mich, die beiden Artikel: A. W. Schlegel und C. Immermann, für jenes Sammelwerk zu übernehmen. Da ich von Schlegel bei Weitem nicht Alles, von Immermann außer dem Münchhausen nichts gelesen hatte, so waren die sämmtlichen Werke beider Schriftsteller erst zu studiren. Das Studium machte mir bei dem erstern mehr Freude als bei dem letztern; die Arbeiten über beide sind jetzt meinen Kleinen Schriften einverleibt.

17. Februar.

Der Druck der Schubartsbriefe mit meinen Einleitungen hatte zwar schon vor mehr als Jahresfrist begonnen; die Unruhe der Zeit jedoch führte solche Verzögerung herbei, daß die Sammlung erst im Sommer 1849, zur ungünstigsten Zeit, erscheinen

konnte. Da nun der Verleger überdieß den unklugen Einfall hatte, für die zwei Bändchen den Preis auf mehr als 5 Thaler festzusetzen, so blieb ihm der größte Theil der Auflage liegen und konnte auch durch spätere Herabsetzung des Preises nicht mehr flott gemacht werden.

Im Herbste jenes Jahres, während ich Tag für Tag meinen Freund Märklin zum Besuch erwartete, lief statt seiner die Nachricht von seinem Tode ein. Der Verlust dieses Mannes, der erst Genosse meiner Jugend und meiner Studien, dann Theilnehmer meiner theologischen Kämpfe, endlich während der Jahre meines Aufenthalts in Heilbronn mein täglicher liebster Umgang gewesen war, ergriff mich tief, und alsbald war der Entschluß gefaßt, den edlen Freund zum Gegenstand einer biographischen Darstellung zu machen. An Quellen konnte es mir nicht fehlen, da ich mit dem Verstorbenen vom 14. bis zum 25. und dann später noch einmal 4 Jahre lang fast ununterbrochen zusammengelebt, in den Zwischenzeiten mit ihm in lebhaftem Briefwechsel gestanden hatte, außerdem durch die Briefe, welche andere Freunde von ihm besaßen, und die Erinnerungen der Familie unterstützt war. Im Laufe des Winters kam die Arbeit um so leichter zu Stande, je mehr hier das Herz mitarbeitete; um so empfindlicher war mir aber auch, daß erst die Familie Aengstlichkeit bei der Sache zeigte, dann sich nur mühsam ein Verleger finden ließ. Die Schrift: „Christian Märklin“ erschien erst gegen das Ende des Jahres 1850, und machte kein Glück. Daß das schonungslose Gemälde, das ich darin von dem Treiben einer hirnlosen Demokratie am Wohnorte des Verstorbenen entworfen, den Haß der Partei, die mir noch von meinem Auftreten in der Würtembergischen Ständekammer her grollte, von Neuem anfachte, und dieser Haß sich nun auch in journalistischen Angriffen auf jene Schrift ergoß, war natürlich; aber auch die Schilderung des wissenschaftlichen Stilllebens und der theologischen Kämpfe, die den Hauptinhalt der Biographie ausmachte, fand in einer Zeit, die immer noch von den nicht gethanen Thaten der kaum verflossenen Jahre her schwindelte, keinen Anklang. Ein Literat, mit dem ich in München freundschaftlichen Umgang gehabt, dem ich das Büchlein selbst geschenkt hatte, schrieb eine Recension darüber, deren Inhalt ungefähr war: Die Beschreibung, die hier ein Würtembergischer Magi-

ster von dem Leben eines andern Würtembergischen Magisters gebe, habe für solche, die nicht Würtembergische Magister seien, viel Ergetzliches. Daß mir der Verf. diese Recension im Manuscript zur Begutachtung zuschickte, und auf meine Aeußerung, ich müsse sie als Verhöhnung meines Buchs ansehen, sie gleichwohl drucken ließ, war ächt Münchnerisch. Ueber die Fragen, mit denen die Tübinger Magister sich abgequält, war man in München beim Bierglas längst hinaus, und rohen Hohn für Humor auszugeben, hatten die Literaten eines gewissen Kreises von ihrem Meister Fallmerayer gelernt.

Auf mich konnten diese Mißerfolge nicht ohne ungünstige Wirkung bleiben. Vor so rauher Temperatur, von der er seine ersten Schößlinge empfangen sah, zog sich der in mir neu erwachte schriftstellerische Trieb empfindlich zurück. Ich bekam den Eindruck, meine Zeit als Autor sei um, und da ich die Schriftstellerei zu meiner Subsistenz nicht eben nöthig hatte, so ließ ich von da an über zwei Jahre lang die Feder ruhen. Man wollte mich nicht mehr lesen: gut; so wollte ich auch nicht mehr schreiben.

Um dieselbe Zeit sah ich mich überdieß durch eine Veränderung des Wohnorts und der ganzen Lebensweise von literarischen Bestrebungen abgezogen. Im Herbst 1851 war mir mein nunmehr 6jähriger Sohn von der Mutter herauszugeben, und sie fügte freiwillig auch die Tochter hinzu.

Da ich also die Kinder bekommen sollte, engagirte ich eine Haushälterin, und da mir Stuttgart durch die Mutter gesperrt blieb, München aber kein geeigneter Ort für die Ausbildung der Kinder schien, zog ich versuchsweise nach Weimar. Dahin zog mich mein alter Freund Schöll, dessen seit den Universitätsjahren unterbrochene Bekanntschaft ich im Sommer 1849, bei einem Besuch in Weimar, erneuert hatte. Allein gleich Anfangs verstimmte mich hier eine schlechte, verwahrloste Wohnung; die Lebensart, doch schon halb norddeutsch, sagte mir wenig zu; das Kleinliche der Verhältnisse beengte mich; es war bald entschieden, daß hier meines Bleibens nicht sein könne.

Wohin? Kerl! rief ich mir mit Schubart zu; und ich wußte vorerst keine andere Auskunft als (1852) nach Köln zu ziehen.

Hier hatte ich meinen guten Bruder, hatte seine Familie, seine Freunde; aber mein Verkehr mit ihm war theils durch sein

Geschäft, theils durch seine Kränklichkeit sehr gehemmt; ein literarischer Umgang fehlte mir, und weder die Art der Stadt und Gegend, noch das Leben und Treiben der Bevölkerung konnten mir behagen. Dazu kam Noth mit der Haushaltung. Die erste Haushälterin, mit der ich und noch mehr die Kinder wohl versorgt gewesen, fand nach Jahresfrist Gelegenheit zu heirathen; die zweite aber, obwohl mir von bester Hand empfohlen, zeigte sich erst als unzulänglich, in der Folge als wirklich schlecht.

Das waren keine Verhältnisse, den stockenden literarischen Productionstrieb in neuen Fluß zu bringen. Ich blieb in meiner Verbitterung; es entstand nichts, bereitete sich nichts vor. Die einzige Seite, von der ich mich in Köln angeregt fand, war die Musik. Durch die Vermittelung eines der Freunde meines Bruders wurde ich Mitglied einer musicalischen Gesellschaft, die durch einen Kern von Künstlern der dortigen Musikschule und einen Kreis von Dilettanten alle Samstag Abend in eigenem Local eine Symphonie und etliche kleinere Orchesterstücke zur Aufführung brachte. Hier hatte ich Gelegenheit, insbesondere von Haydns Symphonien manche zu hören, die man bei den großen Concertaufführungen weniger zu hören bekommt, so werth sie auch durch ihre unvergleichliche Frische und Gesundheit der häufigsten Aufführung wären. Mußte man hier immerhin mit den bescheidenen Kräften Nachsicht haben, so waren die großen Concerte, damals noch im Casinosaal, in der spätern Zeit meines Aufenthalts unter Hillers Leitung, geeignet, auch höhern Anforderungen zu genügen. Ich weiß nicht mehr genau, war es hier, daß ich Beethovens 9. Symphonie wieder hörte, oder war's die Erinnerung an eine frühere Aufführung: genug, eines Morgens im Sommer 1853 fand ich mich aufgelegt, die Schnurre darüber zu schreiben, die ich als musicalischen Brief eines beschränkten Kopfes betitelte. Ein hübscher Zufall war's, daß Mittags, wie ich eben damit fertig geworden, ganz unerwartet mein alter Freund, Musikdirector Hetsch von Mannheim, zum Besuche kam, dem ich nun meine Herzenserleichterung vorlesen konnte. Sie fand seine Billigung, und so wurde sie der Allgemeinen Zeitung zugeschickt, die sie auch alsbald einrückte.

Im Herbst desselben Jahres benutzte ich eine Reise in's Oberland, um in Karlsruhe dem Kammerherrn und Oberforstrath

von Uexküll, oder vielmehr seiner Gemäldesammlung, einer Jugendbekannten von Ludwigsburg her, einen Besuch zu machen. Die erneuerte Anschauung dieser Schätze, eine Anzahl von Briefen und Tagebüchern aus dem Nachlaß des Stifters der Sammlung, die mir sein Neffe, der damalige Besitzer, anvertraute, gaben mir für einen Theil des folgenden Winters zusagende Beschäftigung. Die Aufsätze über den alten Uexküll und seine Gemäldesammlung, und über Eberhard Wächter, erst in der Allgemeinen Zeitung, dann, wie jener musicalische Brief, in meinen Kleinen Schriften abgedruckt, waren die Ergebnisse. Wächter erinnerte mich an seinen jüngern Landsmann Schick; ich legte mich auf Kundschaft nach dessen Familie und Verlassenschaft; bald war ein Sohn von ihm in Stuttgart ausfindig gemacht und bald aus seinem Besitz durch Vermittlung eines Freundes eine Reihe von Briefen in meinen Händen, aus denen ich den Aufsatz Ueber Schick erst für die Allgemeine Zeitung, jetzt gleichfalls in meinen Kleinen Schriften, zusammenstellte. Einige Jahre später fand ich in dem Kunstblatt von Eggers einen biographischen Artikel über Schick, dessen Verfasser zwar, wie mir schien, nicht blos aus dem meinigen geschöpft, sondern die von mir benützten und noch einige weitere Briefe selbst in Händen gehabt hatte, auf die ganze Quelle jedoch sicherlich nur durch meinen Artikel aufmerksam geworden war; dessen er sich gleichwohl in neuester Literatenart nicht bewogen fand, auch nur mit einer Silbe zu gedenken.

Wie mich Wächter auf Schick geführt hatte, so führte mich bald darauf Schubart auf Frischlin. Mein damaliges Wissen von diesem Landsmann beschränkte sich aber auf das, was aus Schubarts und Kerners Gedichten an ihn und den Notizen in Schwabs Beschreibung der schwäbischen Alp hervorging. Meine Kenntniß zu erweitern, holte ich mir zunächst auf der Kölner Stadt-Bibliothek den betreffenden Band der Ersch- und Gruber'schen Encyclopädie, wo mir der gelehrte Artikel von Zacher treffliche Dienste that. Was von und über ihn gedruckt war, konnte ich mir hienach leicht verschaffen. Aber ich hätte gern wieder, wie bei Schubart, Briefe gehabt. Schrieb also nach Stuttgart, und that hier einen ungeahnt reichen Fischzug. An die sechsthalbhundert Nummern, theils Briefe, theils Aktenstücke, fanden sich im dortigen Staatsarchiv, und rückten bald in einer statt-

lichen Kiste an. Aber wie ich die Kiste aufgehämmert hatte, wer beschreibt meinen Schrecken, als ich von den übrigen Briefschaften wenig, von denen Frischlins aber gar nichts lesen konnte! Eine heillosere Hand hat nicht leicht ein Gelehrter geschrieben; ich dachte, die Kiste habe ihren Weg nach Köln umsonst gemacht, diese Schrift werde ich in Ewigkeit nicht entziffern lernen. Ich lernte es binnen etlichen Wochen so, daß mir nur wenige einzelne Wörter unverständlich blieben; aber leider muß ich auch glauben, daß von dem seither eingetretenen Ruin meiner Augen diese Arbeit eine Hauptursache gewesen ist. Aber Freude machte sie mir ungemein viel; ich empfand ganz das eigenthümlich Belebende, die Phantasie Anregende, was es hat, aus den eigenen Schriftzügen und den alterthümlichen Papieren die Schicksale und Begebenheiten längst vergangener Zeiten und Personen hervorzuholen.

Auch die Art des Helden bot etwas, das mir sympathisch war. Zwar den romantischen Schleier, den sein tragischer Ausgang über sein Leben und Wesen breitet, sah ich bei näherer Bekanntschaft mit dem Thatbestand immer mehr zerreißen. Der Mann sank unter die Höhe meiner frühern Vorstellung von ihm herab, und ich fand, daß auch Gervinus, aus genauerer Kenntniß heraus, ihm zuviel Ehre anthut, wenn er ihn mit Hutten vergleicht. Verwandt mit diesem ist er nur etwa durch seine Kampflust; aber seine Kämpfe sind entfernt nicht von den hohen Ideen getragen, entfernt nicht mit dem Adel und dem selbstlosen sachlichen Interesse durchgeführt, wie die Kämpfe Huttens. Man kann sagen: das Persönliche und das Sachliche steht bei beiden Kämpfern in umgekehrtem Verhältniß: was bei dem einen Hauptsache, ist bei dem andern Nebensache. Dafür aber hat dieses Persönliche bei Frischlin eine seltene Fülle und Frische. Hierin hat er Aehnlichkeit mit Schubart, und das wird es am Ende auch sein, wodurch mich der eine wie der andere angezogen hat. Zwar gemüthlich ganz so nahe wie Schubart ist mir Frischlin nicht gekommen. Zum Theil mag's an der größern Zeitferne liegen: die Denk- und Empfindungsweise Schubarts, der Genius der Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts, liegt uns näher und spricht uns verwandter an, als der des ausgehenden sechszehnten. Aber mehr liegt es doch noch in der Persönlichkeit. Schubart ist bei aller Wildheit doch eine weichere, gefühlvollere, lie-

benswürdigere Natur als Frischlin. Dieser freilich dafür ungleich thatkräftiger, auch thätiger, fleißiger, ein Arbeiter ohne gleichen; während bei Schubart eine gewisse Schlaffheit und Trägheit nicht zu verkennen ist. Aber Frischlin ist auch ein Händelsucher, bei Weitem nicht so gutmüthig und leicht wieder zu begütigen als Schubart; mit Letzterem war im Leben weit leichter auszukommen als mit dem Ersteren. Aber in der gewaltigen Sinnlichkeit, der wilden Leidenschaft, sind beide sich gleich, und von dieser Seite ist es mir zum Vorwurf gemacht worden, daß ich mir gerade diese zwei Männer zu biographischen Helden ausgewählt habe.

Zunächst kann ich daran dem Zufall den ersten Antheil zuweisen, daß beide meine speciellen Landsleute waren. Aber es ist allerdings nicht blos dieß. Als zu Anfang der 40er Jahre mein Universitätsbekannter Hermann Reuchlin eine Biographie Pascals geschrieben hatte, konnte ich, damals noch ohne eigene Erfahrung in dergleichen Arbeiten, nicht begreifen, wie man sich einen, bei allem Geist, so krankhaft ascetischen Menschen zum Helden einer Biographie wählen könne. Dieses Urtheil war im höchsten Grade subjectiv; denn in der That, ich würde einen solchen Helden niemals gewählt haben. Was ich vor Allem an einem Menschen verlangte, wenn er mir das rechte biographische Interesse einflößen sollte, war Fleisch und Blut. Ich wollte warme, lebensvolle Persönlichkeiten haben, die mir die menschliche Natur als solche, unverstümmelt und unverkünstelt, zur Anschauung brachten. In dieser Hinsicht waren Frischlin und Schubart unstreitig zwei Prachtexemplare. Meine Hinneigung zu ihnen aus einer Verwandtschaft der Naturen erklären, konnte gleichwohl nur ein Solcher, der mich nicht kannte, und überdieß ein seichter Psycholog war. Das Tiefere wäre vielmehr, zu sagen, gerade weil ich bei ihnen fand, was mir fehlte, habe ich mich durch sie angezogen gefühlt. In der That haben mir persönlich, bei allem natürlichen Verlangen nach den Freuden des Lebens, doch immer die rechten Organe gefehlt, mich desselben zu bemächtigen; ich habe mich zum Leben eigentlich immer nur sentimental und elegisch verhalten, die rechte Lebenslust und Lebensfreude nie gehabt. Gerade deßwegen that mir die Betrachtung und Darstellung von Naturen wohl, die sich zum Leben so frisch, so naiv verhielten, seiner Güter sich so ohne Weiteres zu bemeistern, seine Freudenbecher so

keck zu leeren wußten. Gingen sie daran auch schließlich zu Grunde, so konnten sie sich doch sagen, daß sie gelebt hatten. Es versteht sich, daß es damit, sollte mich einer als biographischer Held anziehen, nicht gethan war. Er mußte geistige Interessen zeigen, geistige Thaten aufzuweisen haben, und zwar in einer Richtung, die der meinigen verwandt war; er mußte dem Licht, der Freiheit zugekehrt, ein Feind der Despoten und der Pfaffen sein. Wie dieß bei Frischlin sowohl als bei Schubart, im höchsten Sinne freilich bei Hutten zutraf, erhellt von selbst; bei welchem letzteren andererseits das Temperamentsvolle als Grundlage gleichfalls nicht fehlte.

Doch in Köln sollte ich die Arbeit an Frischlin nicht vollenden. Zu Ende des Sommers 1854 stellte sich die Nothwendigkeit heraus, eine andere Haushälterin zu suchen, und während die Kinder in den Herbstferien bei ihrer Mutter waren, kam mir der Zweifel, ob überhaupt bei dieser Art Wirthschaft, insbesondere für das Mädchen, eine rechte Erziehung möglich sei? ob es nicht besser wäre, meine Haushaltung aufzulösen, das Mädchen in ein gutes Institut, den Knaben in ein tüchtiges Haus zu thun, bis dereinst die erstere im Stande sein würde, mir die Haushaltung selbst zu führen? Für den Sohn war mir ein Haus in Oehringen empfohlen; für die Tochter empfahl mir mein alter Bekannter, Hofprediger Dittenberger in Weimar, das Institut des Frl. Heidel in Heidelberg, an welchem er früher, während seines dortigen Aufenthalts, Unterricht gegeben hatte. Also faßte ich den Entschluß, brachte den Sohn — und bald darauf mein Bruder seine zwei ältesten Söhne — zu Präceptor Preuner nach Oehringen, die Tochter in das Institut in Heidelberg, wo ich von jetzt an, statt in Köln, selbst auch meinen Aufenthalt nahm. Und mit wenigen Entschließungen in meinem Leben hatte ich so viel Ursache, zufrieden zu sein, wie mit diesen.

Ich meinerseits fing nun wieder eine Junggesellenwirthschaft an, und fand mich dabei, der Plackerei mit einer schlecht versehenen eigenen Haushaltung gegenüber, wesentlich erleichtert. Alle Sonntage hatte ich die Tochter zu Tisch bei mir, auch außerdem durfte sie mich öfters besuchen, Spaziergänge, kleine Landpartien mit mir machen. Die 4 Jahre, während deren ich so meine Tochter, unter der Obhut trefflicher Menschen, an meiner Seite heranwachsen sah, gehören zu den stillglücklichsten meines Lebens.

Auch sonst vereinigte sich Alles, mir den Aufenthalt in Heidelberg angenehm und gedeihlich zu machen. Einer der ersten Besuche, die ich machte, war bei Dr. Kuno Fischer, der damals als Privatdocent, dem aber das Lesen untersagt worden war, am Orte lebte. Ich hatte vor einigen Jahren einen Aufsatz von ihm über L. Feuerbach gelesen, der mir als das Beste erscheinen wollte, was bis dahin zu dessen Beurtheilung gesagt war; und jetzt war er ja vermöge des Interdicts, das in Folge theologischer Denunciation auf ihm ruhte, gewissermaßen ein College von mir. Ich fand einen noch sehr jungen Mann, mit hellblondem Haar und Schnurrbart, schnell und scharf in seiner Rede, und norddeutsch-stramm in seinem Auftreten. So grell der Gegensatz war, den dieß zu meiner Natur und Art bildete, so kam er mir doch gleich von Anfang mit so viel Hochschätzung und Zuneigung entgegen, daß ich mich vertraulich zu ihm hingezogen fühlte. Es mir in seinem Kreise behaglich zu machen, trug nach näherem Bekanntwerden auch seine Frau bei, von französischer Herkunft, aber in Deutschland erzogen, und so zart und gemüthvoll, daß sie dem Deutschen durchaus als Landsmännin erschien. Auch meine Tochter, und, wenn er in Ferien kam, mein Sohn, fanden in der Familie Fischer, zu der noch ein munteres Töchterchen von etwa 2 Jahren gehörte, die freundlichste Aufnahme, und so bildete sich ein Verhältniß, das, wenn auch längst durch Ortsentfernung gehemmt, doch mich, und wie ich hoffe meine Kinder, durchs Leben begleiten wird.

Ein anderer Besuch galt Gervinus. Ich war seinem epochemachenden Werk über die deutsche Nationalliteratur so viel Belehrung schuldig geworden, hatte mich später an seiner Schrift über den vereinigten Landtag in Preußen, wie an der vorzugsweise von ihm geleiteten deutschen Zeitung so erbaut, meine Hochachtung vor ihm war so groß, daß mich verlangte, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Allein es geschah nicht ohne eine gewisse Scheu. Bei aller Geisteshöhe war er mir immer zugleich als eine herbe Natur erschienen, und wie weit in religiösen Dingen sein Freisinn ging, war mir in Folge einiger Bemerkungen über die neuere theologische Kritik in seiner Literaturgeschichte zweifelhaft. Wie überraschte mich daher die freundliche, gemüthliche Aufnahme, die ich bei ihm fand, und die mein Inneres so auf-

schloß, daß ich nach einer halben Stunde mit der Ueberzeugung von ihm ging, auch hier ein Verhältniß auf die Dauer angeknüpft zu haben. Auch mit Frau Gervinus, die, bei mancher Seltsamkeit in ihrem Wesen, doch durch den redlichen Ernst ihres geistigen Strebens und das aufrichtige Wohlwollen ihres Herzens mir bald lieb wurde, ergab sich ein angenehmer Verkehr; während meine Kinder, bei der Kinderlosigkeit des Paars, hier weniger Ansprache, obwohl stets freundliche Aufnahme fanden.

In meiner Arbeit an Frischlin fand ich mich durch den Umzug nach Heidelberg und die eingreifende Veränderung meiner Lebensweise, die damit verbunden war, sehr unterbrochen. In Köln war ich eben noch mit dem Excerptenapparat fertig geworden, und nun sollte an die Ausarbeitung gegangen werden. Aber die vielen neuen Eindrücke, seit ich dort jene Papiere zusammengepackt hatte, bis jetzt, wo ich sie hier wieder vor mich nahm, hatten mich aus der Frischlin-Stimmung hinausgesetzt, mir den Gegenstand, der lebendig hätte vor mir stehen sollen, in graue Ferne gerückt. Glücklicherweise kam mir eben jetzt durch freundschaftliche Vermittlung eine neue Quelle zu: die Tübinger Senatsprotocolle aus Frischlins Zeit; sie wurden gelesen und excerpirt, und versetzten mich wieder ganz in jene Welt. Nun gings noch vor Winters Anfang lustig an die Ausarbeitung, und hier zeigte Kuno Fischer eine ebenso unerwartete als unschätzbare Freundesgabe. Von dem schroff und eigenartig erscheinenden Manne, der vollauf mit eigenen Werken und Entwürfen beschäftigt war, die noch dazu einem ganz anderen Gebiet als meine damalige Arbeit angehörten, konnte ich bei seiner Gesinnung gegen mich wohl freundliche Theilnahme an dem, was mich eben beschäftigte, aber nicht dieses liebevolle Eingehen auch in das Einzelnste erwarten, wie ich es bei ihm fand. Mich mit Fischer über einen Punkt, den ich gerade unter Händen hatte, zu besprechen, gab mir die entschiedenste Förderung. Mit bewundernswerther Leichtigkeit wußte er sich in die Sache, wie ich sie ihm vortrug, zu versetzen; eine Aufgabe, an der ich mich zerarbeitete, ward alsbald auch die seinige, und er machte im Gespräch gemeinsam mit mir Versuche, sie zu lösen. Dazu kam noch eines, was seinen Umgang so belebend für mich machte. Mein Selbstvertrauen, wie mein Lebensgefühl überhaupt, war nie besonders stark gewesen; damals war es, in Folge des langen

Mißwachses auf Seiten meiner literarischen Thätigkeit, zu tiefer Schwäche herabgesunken. Seit meinem Rücktritt aus dem theologischen Felde hatte ich nichts Durchschlagendes, nichts, woran ich mir hätte bewußt werden können, daß meine Kraft noch ungeschwächt sei, geschrieben. Fischer brachte mir eine Hochschätzung — nicht blos meiner früheren schriftstellerischen Leistungen, sondern meiner lebendigen geistigen Potenz entgegen, die mich, weil sie von einem selbst so geistvollen Menschen ausging, im Innersten aufrichtete, und nicht wenig dazu beitrug, meiner Schriftstellerei einen frischen Aufschwung zu geben.

Daß deren nächstes Erzeugniß, eben die Biographie Frischlins, die, mit dem ersten Frühjahr fertig, im Sommer 1855 erschien, beim Publikum so wenig wie meine unmittelbar vorangegangenen Schriften Glück machte, verschlug mir wenig. Denn einmal begriff ich die Ursachen sehr gut: den entlegenen Gegenstand, und die durch das halblateinische Gelehrtendeutsch des ausgehenden 16. Jahrhunderts, das sie stückweise mit sich führte, nicht jedermann verständliche Form. Und dann blieb ich mir des Werths meiner Arbeit, theils an sich, theils insbesondere für mich, dennoch klar bewußt. Dieser persönliche Werth des Buches bestand darin, daß ich damit einen neuen Weg für meine Schriftstellerei gefunden hatte, den, wenn auch nur eine Strecke weit, eingeschlagen zu haben, mich nicht gereuen darf.

Mein Abgehen von der Theologie ist mir von manchen Seiten, am lautesten von der seichtesten Sorte meiner Gegner, den liberalen Schwätzern, einem Schwarz in Gotha, neuestens der Schenkel'schen Sippschaft, als eine Art Fahnenflucht zum Vorwurf gemacht worden. Als ob ich nicht unter derselben Fahne, auch auf anderem Felde, fortgekämpft hätte! Als ob ich nicht, auf das alte Feld zurückgekehrt, eben an den Herren bewiesen hätte, daß ich meine Kraft in der Zwischenzeit nicht vergeudet hatte! Wer freilich nur nothdürftig das Zeug für ein wenig theologische Salbaderei oder auch Silbenstecherei hat, dem fällt es nicht schwer, bei der Theologie zu bleiben, und denjenigen einen Ausreißer zu schelten, der, weil er auch noch für andere Fächer sich begabt fühlt, einen Abstecher auf diese Felder macht. Für mich war in der That diese Abschweifung auf das biographische Gebiet (und das Buch über Frischlin war die erste eigent-

liche Biographie, die ich schrieb; das Bisherige, selbst die Schrift über Märklin, waren nur biographische Skizzen gewesen) ich sage, für mich war die Abschweifung auf das biographische Gebiet ein Bedürfniß meiner Natur. In meinen früheren theologischen Arbeiten war der Poet in mir, so manche seiner Gaben er auch hatte verwerthen können, doch noch nicht ganz zu seinem Rechte gekommen. Oft hatte ich in frühern Zeiten gedacht: wenn ich nur einen Roman schreiben könnte, ein schlechter sollte es gewiß nicht werden, den ich schriebe. Allein das Ueble war: ich konnte überhaupt keinen schreiben. Hier, in der Biographie, war nun der Roman, wie ich ihn schreiben konnte, gefunden. Was ich nicht leisten konnte, die Erfindung, war mir hier erspart: die Fabel, die Personen mit ihren Charakteren und Schicksalen, war geschichtlich gegeben. Was mir aber zu Gebote stand: die Gabe der lebhaften Vergegenwärtigung, des warmen Mitgefühls, der plastischen, Gemüth und Phantasie des Lesers anregenden Darstellung, das konnte hier noch ganz anders als bei meinen theologischen Arbeiten zur Anwendung kommen. Und was ich bei diesen geübt hatte: die Fertigkeit der kritischen Sichtung, der immanenten dialektischen Abwicklung des Stoffs, davon war auch im biographischen Fache gar wohl Gebrauch zu machen. Als ich in der Folge, mir selbst unerwartet, zur Theologie zurückkehrte, bekam ich freilich das Unzukömmliche solcher Unterbrechung hinlänglich zu empfinden; ich hatte viel nachzuholen, in Manches mich von Neuem einzuarbeiten; auch das konnte mir nicht verborgen bleiben, daß ich ohne Zweifel in der Zwischenzeit auf theologischem Gebiete mehr hätte wirken können, als dieß auf dem andern möglich war: aber das alles konnte nicht aufkommen gegen das klare Bewußtsein, meiner Naturanlage Folge geleistet zu haben. Diese also wäre zu schelten, wenn dazu Andern ein Recht zustände; und wenn nicht auch von meiner Seite solches Schelten, selbst zum Klagen über eine so wunderlich zusammengesetzte Natur herabgestimmt, eine Thorheit wäre.

Mittlerweile ging mein geselliges Leben in Heidelberg behaglich fort; an weiteren Bekanntschaften außer den schon erwähnten, z. B. mit Häusser, dem Chemiker Bunsen (auch den Ritter dieses Namens lernte ich in seiner ganzen geschwätzigen Anmaßlichkeit kennen) u. A., fehlte es nicht; ein genaueres Ver-

hältniß bildete sich aber nur noch zu Dr. Locher, dessen Bekanntschaft ich durch Fischer machte. Noch in München hatte ich einmal in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung einen Artikel über dortige Theater- und Musikzustände gelesen, der mir so wohl gefiel, daß ich mich nach dem Verfasser erkundigte. Es wurde mir ein Dr. Locher genannt, der vor Kurzem noch in München gelebt habe. Ihn fand ich jetzt in Heidelberg, und gewann ihn bald sehr lieb. Kind reicher Eltern war er, nach deren frühem Tode sein eigener Herr, auf Universitäten gegangen, hatte sich aber hier mehr von Kunst und schöner Literatur, als von einer Facultätswissenschaft, angezogen gefühlt. Besonders dem Theater hatte er seine Neigung zugewandt, und wohlgebaut und von angenehmen Manieren wie er war, bald auf Liebhabertheatern Glück gemacht. In Heidelberg war er durch Kuno Fischers hinreißenden Vortrag für philosophische Studien gewonnen worden, und bereitete sich damals vor, sich als Privatdocent der Aesthetik daselbst zu habilitiren. Eine schöne und geistvolle Frau stand ihm zur Seite, und drei anmuthige Kinder belebten das Hauswesen. Eine mehrtägige Pfingstreise, die ich mit ihm, Fischer und Gervinus in die Pfalz machte, gehört zu den angenehmsten Erinnerungen meines Heidelberger Lebens. Insbesondere zwischen Kuno Fischer und mir bildete Locher eine wohlthätige Vermittlung. Fischer, von Haus aus scharf, damals noch durch die erfahrene Unbill frisch gereizt, gab sich bisweilen in einer Art, die meinem weicheren und gleichfalls reizbaren Naturell empfindlich war; da war denn eine milde, feine, freundliche Natur wie Locher unschätzbar, um die Gegensätze auszugleichen, Verstimmungen nicht aufkommen zu lassen. Als er im Herbst 1855, von seinem Vorhaben, sich zu habilitiren, auf einmal abspringend, Heidelberg verließ, empfand ich dieß als schweren Verlust, der mir auch nicht ersetzt worden ist; es war die erste Lücke in einem Kreise, der sich bald noch weiter lichten sollte.

19. Februar.

Die rege geistige Atmosphäre, in welche meine Uebersiedlung nach Heidelberg mich gebracht hatte, verfehlte ihre Wirkung auf mein eigenes Thun und Treiben nicht. Hier, wo ich Alles geschäftig sah, konnte auch ich nicht feiern. Kaum war ich also mit

Frischlin zu Stande, so sah ich mich nach einem neuen Stoffe um. Das 16. Jahrhundert hielt mich fest; aber aus seinem leidigen Ausgang stieg ich zu seinem herrlichen Anfang hinauf. Schon als ich auf der Kölnischen Bibliothek nach Frischlinischen Schriften suchte, war mir ein alter Sammelband mit allerhand Sachen von Ulrich von Hutten in die Hände gefallen, worunter mich besonders das Gedicht, daß die Deutschen mit nichten entartet seien, als das Thema für Frischlins Julius redivivus enthaltend, interessirte. Jetzt holte ich mir zunächst, um eine Uebersicht des Gegenstands zu gewinnen, die Münchsche Gesammtausgabe der Hutten'schen Werke von der Heidelberger Bibliothek, die mich indeß durch ihren incorrecten Text bald auf die ältern Drucke der einzelnen Schriften, so weit solche am Orte zu finden waren, zurückwies. Ich warf mich um so eifriger auf den Gegenstand, als auch meine Freunde den Gedanken freudig ergriffen und es an Ermunterung nicht fehlen ließen. Von der eingreifendsten Bedeutung für meine Arbeit aber wurde die Eröffnung, die mir Gervinus machte, daß Professor Eduard Böcking in Bonn aus den umfassendsten Vorstudien heraus eine neue Ausgabe der Werke des Ritters vorbereite. Da ich ohne Verbindung mit Böcking war, so übernahm es Gervinus, einen Brief von mir mittelst Begleitschreibens bei ihm einzuführen. Glücklich traf es sich, daß Böcking so eben mein Buch über Frischlin gelesen, und daß es ihm, unerachtet es für einen Gelehrten wie er viel zu wünschen übrig lassen mußte, gefallen hatte. So kam er meinen Wünschen in Betreff Huttens aufs Freundlichste entgegen, stellte mir seine Huttensbibliothek, die vollständigste Sammlung der Schriften von und über Hutten, die in Deutschland zu finden war, zur Verfügung, und sagte mir für alle Fälle, wo ich dessen bedürfen würde, Rath und Auskunft zu. So, durch seine Büchersendungen, seine Winke unterstützt, machte ich vom Herbst 1855 bis in den Frühling 1856 hinein meine Excerptensammlungen; worauf mich im Sommer Böcking einlud, zum Abschluß meiner Vorarbeiten noch auf einige Wochen zu ihm nach Bonn zu kommen. Vierzehn Tage brachte ich in seinem Hause zu, aufs Freundlichste aufgenommen und verpflegt, und durch das Durchsprechen des Gegenstands mit ihm ungemein gefördert. Was zu einer Arbeit, sei es Ausgabe oder Biographie, wobei es auf gründliche Ur-

kundenforschung und diplomatische Genauigkeit ankommt, eigentlich gehört, davon habe ich erst durch Böcking einen Begriff bekommen. Wenn man davon in meiner Huttensbiographie Einiges geleistet findet, so ist es gut; Schade, daß sich mir in der Folge keine Gelegenheit mehr bot, es noch besser zu machen.

Zur Beschleunigung meiner Arbeit trug der Aufenthalt in Bonn nicht bei; im Gegentheil war ich dort auf Manches aufmerksam geworden, was erst noch ins Reine gebracht werden mußte, ehe zur Ausarbeitung geschritten werden konnte; so kam es, daß mit dieser erst am 6. November, den ich als den Geburtstag meines Sohnes für einen Tag guter Vorbedeutung hielt, begonnen wurde. Die Arbeit nahm den Winter in Anspruch und war im Frühling fertig; worauf aber bei meiner leidigen Art, meine Concepte durch Abkürzungen und Verbesserungen sehr unleserlich zu machen, auch dießmal erst noch eine Abschrift nöthig war. Das Buch über Hutten gab mir während der Ausarbeitung nicht den lebhaften Genuß wie das über Frischlin, wovon der Grund theils darin lag, daß hier das Arbeiten aus handschriftlichen Quellen fast durchaus wegfiel, theils darin, daß überhaupt das im engern Sinne biographische, persönliche Moment gegen das literar- und culturgeschichtliche zurücktrat. Erst wie ich, mit dem Concept fertig, dieses vor dem Abschreiben noch einmal im Zusammenhang überlas, fand ich mich selbst von meiner Darstellung ergriffen. Auch Böcking, der sachkundige scharfe Richter, als ihm die Abschrift vorgelegt werden konnte, äußerte sich zufrieden. Und so ist denn auch das Buch, als es im Sommer 1857 herauskam, ich darf wohl sagen mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Aber, sei es, daß die Auflage zu stark genommen wurde, oder daß die Form des Buches, vermöge der vielen lateinischen Quellenstellen, doch noch eine zu gelehrte war, es hat bis jetzt keine zweite Auflage erlebt.

Während ich mit der Ausarbeitung der Huttensbiographie beschäftigt war, hatte sich in meinen geselligen Verhältnissen eine eingreifende Veränderung zugetragen. Kuno Fischer, nach langem unwillkommenem Ruhestande, den er zur Ausarbeitung seiner gediegenen Werke über Leibnitz und Baco benutzt hatte, war zunächst durch eine Einladung des wackern lichtfreundlichen Friedrich v. Raumer veranlaßt worden, einen Vortrag in Berlin zu halten;

woran sich, da der Vortrag, wie zu erwarten war, vielen Beifall fand, der Versuch knüpfte, sich dort als Privatdocent der Philosophie zu habilitiren. Die Facultät war für Fischer; aber das Ministerium Raumer, wie es hieß auf Specialbefehl Friedrich Wilhelms IV., cassirte die Bewilligung der Facultät. Indessen war der Großherzog von Weimar auf Fischer aufmerksam geworden und berief ihn, irre ich nicht, im December 1856, als Professor der Philosophie nach Jena. So herzlich ich es dem Freunde gönnte, in eine seinem Talent wie seiner Neigung einzig entsprechende Laufbahn zurückkehren zu dürfen, so war doch für mich der Verlust ein äußerst empfindlicher. Außer meiner lieben Tochter und der geisteshellen und geistesfrischen Vorsteherin des Instituts hatte ich jetzt nur noch Gervinus zum vertraulichen Umgang. Aber so vertraut wie Fischer war er mir doch nicht. So hoch ich ihn um seines Seelenadels willen verehrte; so viel ich auch, besonders in Beurtheilung politischer Verhältnisse, von ihm gelernt hatte und noch ferner lernte; so sehr auch in vielen wichtigen Punkten unsere Ansichten zusammenstimmten: im Ganzen war doch sein Standpunkt ein anderer, seine Art, die Dinge anzufassen und zu schätzen, eine andere. Er war, wenn ich es mit einem kurzen Worte ausdrücken soll, durchaus ein social-politischer, ich durchaus ein ästhetisch-künstlerischer Mensch. Er schwärmte für Shakespeare und Händel, wie ich Goethe und Mozart verehrte; aber was er in jenen schätzte, war doch weniger das Musicalische oder Poetische selbst, als die sittlichen Ideen, die er in ihren Werken mittelst jener Formen wirksam fand, das Dorische so zu sagen in dem Genius beider Männer, wogegen ihm das Jonische und Attische in Mozart und Goethe bereits als Erschlaffung und Entartung erschien. Am meisten trafen wir noch in unserer Verehrung für Lessing zusammen; aber auch hier, wenn ich, wenigstens für den jugendlichen Lessing, von einer gewissen Fechterbravour, einer Liebhaberei für dialectische Virtuosenstücke sprach, begegnete ich auf seiner Seite einer Unbedingtheit der Bewunderung, die sich in Betreff Shakespeare's zur starren Orthodoxie steigerte. Es wurde über diese Punkte, besonders im Anfang unserer Bekanntschaft, viel zwischen uns gestritten, wobei ich oft lebhafter wurde als schicklich war, während Gervinus immer gleich freundlich und langmüthig, freilich auch unerschüttert bei seiner

Meinung blieb. Zwischen Fischer und mir bildete bei allen Gegensätzen der Natur und der Geistesrichtung die gemeinsame philosophische Bildung, insbesondere der Durchgang durch das Hegel'sche System, einen Boden, auf dem wir uns immer wieder fanden, eine Voraussetzung, aus welcher heraus wir uns zum Voraus schon verstanden.

Auch in Bezug auf meine Arbeiten hatte ich an Fischer viel verloren. So nahe es lag, nach Hutten an Luther zu gehen: Fischer, wie er mich kannte, würde mir doch schwerlich zu dem Unternehmen einer Biographie Luthers zugeredet haben. Aber Gervinus that es aus seiner Verehrung Luthers heraus, aus der Ueberzeugung heraus, daß eben jetzt durch ein aus dem rechten Gesichtspunkte geschriebenes Werk über den großen deutschen Reformator viel gewirkt werden könnte. Sein Vertrauen, daß ich ein solches Werk schreiben könnte, ehrte und ermunterte mich; obwohl der Theologie noch immer nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich abgewendet, machte ich mich doch um so eher vorerst an vorbereitende Studien, als mich Gervinus zu überzeugen wußte, um rechter Art zu sein, müßte ein Werk über Luther diesen viel weniger theologisch, als historisch im größten Sinne fassen. Um diesen theologischen Kern der Sache ging ich denn auch wie die Katze um den heißen Brei herum. Ich fing mit dem weniger geistlichen Zwingli an, und zwar mit seinen Briefen, die ihn von vorn herein noch ganz auf dem humanistischen Boden zeigen, auf welchem Luther nie zu Hause gewesen ist. Aber je weiter ich vorwärts schritt, desto mehr kam ich doch auch bei Zwingli in das specifisch Theologische hinein, und vollends in seinen Abhandlungen, seinen Schriften, konnte ich nicht weiter kommen. Ich überlegte mir mein Vorhaben noch einmal, und kam zu dem Ergebniß, daß ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht, d. h. einen Plan ohne Rücksicht auf meine innerste Natur und Neigung entworfen habe. Es war nicht blos meine damals noch andauernde Abwendung von der Theologie; auch jetzt, da ich diese überwunden und wieder manches Theologische geschrieben habe, könnte ich kein Leben Luthers schreiben. Ich verehre den großen Befreier mit inniger Dankbarkeit; ich bewundere seine Mannhaftigkeit, seinen überzeugungstreuen Muth; ich fühle mich angezogen durch so manche Züge voller, gesunder Menschlichkeit,

die sein Leben wie seine Schriften bieten: aber Eines ist, was mich innerlichst von ihm scheidet, was mir, klar vorgestellt, jeden Gedanken einer biographischen Arbeit über ihn unmöglich macht. Ein Mann, bei dem Alles von dem Bewußtsein ausgeht, daß er und alle Menschen für sich grundverdorben, der ewigen Verdammniß verfallen wären, aus der sie nur durch das Blut Christi und ihren Glauben an dessen Kraft erlöst werden können — ein Mann, dessen Kern dieses Bewußtsein bildet, ist mir so fremd, so unverständlich, daß ich ihn nie zum Helden einer biographischen Darstellung wählen könnte. Was ich auch sonst an ihm bewundern und lieben möchte: dieses sein innerstes Bewußtsein ist mir so abscheulich, daß von Sympathie zwischen mir und ihm, wie sie zwischen dem Biographen und seinem Helden unerläßlich ist, niemals die Rede sein könnte.

20. Februar.

Also gab ich diesen Plan auf und wendete mich einem andern zu: dem Plan, eine Reihe deutscher Dichterleben, von Klopstock bis Schiller, zu schreiben. Diesem Vorhaben, wie es mehr aus meinem eignen Innern kam, war aber hinwiederum Gervinus nicht günstig. Er sah in einer solchen Arbeit ein Fortspinnen an unsrer schönwissenschaftlichen Aera, die er mit seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur abgeschlossen haben wollte, um einer politischen Aera Raum zu schaffen. Ich konnte das Verhältniß zwischen beiden Richtungen nicht als dieses ausschließende fassen, und machte mich daher unbeirrt an die Vorarbeiten. Es war mir um den Cyclus, den in sich geschlossenen und in seinen Stufen und Gliedern sich ergänzenden Kreis der sechs großen Geister zu thun, zu denen ich mich keineswegs in gleichem Maße hingezogen fand. Im Verhältniß inniger Angehörigkeit fühlte ich mich nur zu der Hälfte von ihnen, zu Lessing, Goethe und Schiller; von den übrigen war mir zwar Wielands Persönlichkeit immer liebenswürdig, von seinen Dichtungen aber nur wenige anziehend gewesen; während mir Herders Schriften in die Länge stets Schwindel und eingenommenen Kopf, seine Persönlichkeit aber, besonders der Neid in seinem Verhältniß zu den beiden productiven Genien an seiner Seite sogar Widerwillen erregte. Klopstocks Messias war von mir in früher Jugend mit einer gewissen

Begeisterung gelesen worden; manche seiner Oden hatten mir in reifen Jahren Bewunderung eingeflößt; und an dem Manne selbst war etwas Selbstbewußtes und Vornehmes, womit ich sympathisirte. Aber Zu- oder Abneigung kam hier nicht in Frage, sondern nur das Verhältniß der Männer zur Entwicklung des deutschen Geistes, zur Begründung unsrer nationalen Literatur: und da hatte jeder von den Sechsen seine bestimmte, ihm nicht streitig zu machende Stelle. Also ging ich muthig an's Werk; Angst war es mir dabei nur einigermaßen auf Herder; doch der war ja in der Reihe erst der Vierte.

Daß ich für Klopstock zwar die Vorarbeiten vollendete, in der Ausarbeitung aber stecken blieb, habe ich mit der Ursache dieser Hemmung in der Vorrede zu der demnächst auszugebenden Neuen Folge Kleiner Schriften, die das fertig gewordene Stück meiner Klopstocksbiographie enthalten, auseinandergesetzt. Hier sei nur noch beigefügt, daß der Gelehrte, der mir die Mittheilung der ungedruckten Briefe Klopstocks an Fanny verweigerte, der jetzt verstorbene Hamburger Archivar Lappenberg gewesen ist. Möglich, daß ich den muthmaßlichen Werth dieser Briefe damals überschätzte; möglich auch, daß durch Gervinus' ungünstiges Gutachten mir unbewußt der Trieb zur Sache doch innerlich abgeschwächt war: genug, die angefangene Arbeit blieb liegen, und kann, trotz der vielseitigen Zureden, die unterdeß, bald in Bezug auf ein Leben Lessings, bald auf eine Biographie Goethe's oder Schillers an mich ergangen sind, des traurigen Zustands meiner Augen wegen nicht mehr zu Stande kommen.

Da ich dessenunerachtet nicht müßig bleiben wollte, so kam mir der Gedanke, auf meine Arbeit über Hutten zurückgreifend, seine Gespräche zu übersetzen. Ich habe das Uebersetzen nie für etwas Leichtes gehalten; aber daß es so schwer sei, wie ich es nun fand, hatte ich bis dahin doch nicht gewußt. Als ich das kleinste der Huttensgespräche, das erste Fieber, zur Probe übersetzt hatte, war ich sehr verwundert, wie viel Böcking und Gervinus, denen ich meine Arbeit vorlegte, daran auszusetzen hatten, und noch mehr verwundert, daß ich ihnen fast durchaus Recht geben mußte. Ihre Ausstellungen, auch an meiner Verdeutschung der folgenden Gespräche, betrafen weniger den Sinn, als den Ausdruck, der ihnen noch zu latinisirend, nicht naturwüchsig

deutsch genug war; und so sehr ich mich auch bemühte, und mit der Zeit es auch erreichte, ihren Forderungen gerechter zu werden, so bin ich doch auch so mit der Uebersetzung noch nicht in allewege zufrieden und finde, daß sie sich neben die Wieland'schen Arbeiten an Lucian und Cicero nicht stellen darf. Eher hoffte ich mit den der Uebersetzung beigegebenen Einleitungen und Anmerkungen das Richtige getroffen zu haben.

Merkwürdiger als die Arbeit selbst ist jedenfalls eine Wendung, die während derselben sich in mir vorbereitete, die mir aber in ihren Ursachen, wie es bei solchen inneren Vorgängen öfter vorkommt, schon heute nicht mehr ganz klar ist. Hatte ich auch die Arbeit über Luther abgelehnt und ablehnen müssen, so war es doch vielleicht ein mir selbst nicht bewußter theologischer Zug, der mich, an den Dichtern vorbei, wieder zu Hutten zurückgeführt hatte. Zwar war es bei diesem ursprünglich entschieden mehr der Humanist als der Reformator gewesen, wodurch ich mich angezogen fühlte, und es hatten die Bibelsprüche statt der classischen Verse in seinen spätern Schriften immer etwas Mißbehagliches für mich behalten; doch hatte ich über dieser Form, je mehr sie bei ihm nur dieß war, den Kampf für Geistesfreiheit überhaupt und nationale Unabhängigkeit nicht übersehen, und seine Gespräche vollends, wie ich mich jetzt eingehender mit denselben beschäftigte, bliesen die Funken verwandten Geistes, die in mir seit Jahren unter einer immer tieferen Aschendecke lagen, von neuem wach.

Ein äußerer Anlaß kam hinzu. Die Zeit meiner großen theologischen Fehden lag so weit rückwärts; meine Bestrebungen und Schriften waren seit einer Reihe von Jahren so unschuldiger Art gewesen; selbst in der Biographie Huttens trat doch hinter der Theilnahme an dem Kampfe des Helden für Luther und seine Sache gegen Rom, somit hinter einer ganz protestantischen Gesinnung, alles Andere so sehr zurück, daß der Verfasser, besonders von Seiten des größeren Publicums, jene alten Gegensätze vergessen, sich selbst des Bannes, der damals auf ihm gelastet, endlich entbunden glauben konnte. In meiner Heidelberger Junggesellenwohnung, wenn die Ferien meine Kinder zu mir brachten, beschränkt, für mich und sie einen gesunden Landaufenthalt wünschend, hatte ich im Herbst 1857 und ebenso 1858 jedesmal etliche Wochen in Münkheim bei Hall, wo mein alter Freund Rapp

Pfarrer war, zugebracht. Ich wohnte nicht bei ihm, wie dieß auch mit zwei Kindern, zu denen das erstemal überdieß noch 2 Söhne meines Bruders kamen, nicht möglich gewesen wäre, sondern im Wirthshause; wir lebten, wie natürlich, still und harmlos, und jeden Sonntag ging ich mit den Kindern, meinem Freunde, dem Pfarrer, in die Kirche. So gab es auch von außen keinerlei Störung, außer daß bei unserm zweiten Aufenthalt es sich einigemale zeigte, wie die Leute auf mich und meinen Namen aufmerksam geworden waren. Hatte mich dieß gewundert, sofern die Gemeinde, in der wir uns aufhielten, nicht eine altwürtembergische, deren keine von pietistischen Bestandtheilen frei ist, sondern eine der religiös unbefangenen Gemeinden des fränkischen Neu-Würtemberg war: so löste sich mir das Räthsel, indem sich freilich mein Erstaunen erhöhte, als kurz nach meiner Rückkehr nach Heidelberg von meinem Freunde die Nachricht einlief, er sei wegen meines Aufenhalts in Münkheim und meines Aus- und Eingehens in seinem Hause von seinem geistlichen Vorgesetzten, dem Prälaten Mehring in Hall, amtlich zur Rede gestellt worden. Jetzt war mir einerseits klar, daß hier geistliche Hetzerei stattgefunden, daß man die unwissenden Münkheimer aufmerksam gemacht hatte, was für ein Vogel unter ihnen sein Quartier genommen habe; während andererseits mein Erstaunen darüber zur Entrüstung stieg, wie gegen den ruhigen Aufenthalt eines Würtembergischen Staatsbürgers in einem Würtembergischen Orte, ohne jeden äußern Anlaß, geistlicher Einspruch erhoben werden konnte. Wurde dieser Einspruch auch nicht unmittelbar gegen mich, sondern gegen meinen Freund, den Pfarrer, erhoben, so traf das darin enthaltene Interdict mittelbar doch mich, und ich fand den Versuch, meinem alten Studiengenossen nicht blos die Zustimmung zu meinen Lehren, sondern auch den persönlichen Verkehr mit mir zu untersagen, aufs Aeußerste empörend.

Dieser Prälat Mehring, noch heute in Amt und Wirksamkeit, ist eine der eigenthümlich widerwärtigen Gestalten, wie sie in unserer Zeit mehr als in jeder frühern, vermöge der so verschiedenen Kräfte und Richtungen, die in ihr durcheinander gähren, möglich sind. Eine dürre, ascetische Natur, querköpfig und eigensinnig, findet, nachdem sie sich schon in eine gläubige Theologie einstudirt und an geistlichem Wirken, wohl auch Herrschen, Ge-

schmack gefunden hat, an philosophischen Studien Gefallen, ja traut sich gar besondern Beruf für die Speculation zu, aber nur in der Richtung, sie der Kirche dienstbar zu machen. Indem so in hergebrachter Art, nur eigenthümlich verschroben nach der Natur des Mannes, Theologie und Philosophie wechselseitig gefälscht, bald die Vernunft, bald die Schrift verdreht und vergewaltigt werden, bildet sich ein bitterer Haß gegen eine mittlerweile aufgekommene Richtung aus, deren Eigenthümlichkeit es eben ist, die Sinnlosigkeit und Unlauterkeit solcher Vermittlungsversuche schonungslos ins Licht zu stellen; und dieser Haß richtet sich ganz besonders gegen jeden Versuch, innerhalb derjenigen Kirche, unter deren Lenker der philosophirende Prälat gehört, einer solchen Einsicht Zugang zu verschaffen. Zufrieden jedoch, wenn nur dieses geistliche Palladium, der Glaube, wie er sich denselben zurecht gemacht hat und zur Aufrechthaltung eines Kirchenverbandes für hinreichend ansieht, gewahrt ist, hat der Mann namentlich in politischer Hinsicht, schon aus Widerspruchsgeist, mancherlei liberale, ja selbst radicale Ideen, ist für Abschaffung der Todesstrafe, scheut sich überhaupt nicht, wie dieß von jeher die Art der rechten Hierarchen war, gelegentlich auch der Regierung zu widersprechen, und dadurch von der übrigen Prälatenbank in der Kammer eine, wenn man will, rühmliche Ausnahme zu machen. Die Aehnlichkeit mit dem großen Ewald in Göttingen ist, bis auf das gewaltige Selbstgefühl hinaus, nicht zu verkennen, und auch in dem merkwürdigen Hasse stimmen beide zusammen, dessen sie von jeher, ohne jede persönliche Berührung, den Schreiber dieser Zeilen gewürdigt haben.

Empört, wie gesagt, über das obengemeldete Vorgehen des Prälaten, wollte ich denselben erst in einem öffentlichen Sendschreiben zur Rede stellen; allein Freund Rapp fürchtete es entgelten zu müssen, und so unterließ ich's. Daß ich mich statt dessen mit einem Beschwerdeschreiben an den (Justiz-)Minister von Wächter-Spittler wandte, geschah, weil ich mit ihm aus Anlaß meines Aufsatzes über seinen Schwiegervater Spittler in Briefwechsel stand; allein an der Spitze des Cultusministeriums, das die Sache anging, stand damals der Concordatsmann Rümelin, den ich durch meine Beurtheilung dieser Angelegenheit in der Vorrede zu meiner Huttensbiographie nicht günstig für mich ge-

stimmt hatte. So wurde meine Beschwerde mit vornehmer Blasirtheit abgelehnt, und Rapp brachte sich gleich darauf durch eigene Unvorsichtigkeit in Verwicklungen, die der Prälat als nachträgliche Rechtfertigung seines Vorgehens verwenden konnte.

Im Herbst 1857 hatte ich in Münkheim die letzten Druckbogen meiner Biographie Huttens corrigirt; der Winter und folgende Sommer verging erst mit dem Versuch, an eine Arbeit über Luther heranzukommen, dann mit den Vorarbeiten zu einer Klopstocksbiographie; November 1858 fing ich an dieser zu schreiben an, und als noch im Laufe des Winters die Arbeit stockte, machte ich mich an die Uebersetzung der Huttensgespräche. In diese Beschäftigung mischte sich bereits allerlei theologische Lectüre, insbesondere eine Umschau auf dem Felde der neuesten biblischen Kritik, wovon ich nur die hauptsächlichsten Baur'schen Arbeiten schon zur Zeit ihrer Erscheinung mit verdienter Bewunderung, trotz des vielfachen Unrechts, das mir darin geschah, gelesen hatte. Die nähere Kenntnißnahme von dem Unfug, der auf diesem Gebiete fort und fort getrieben wurde, fehlte gerade noch, um die durch Huttens Worte aus der Asche geweckten, durch die Unbill von Seiten des Würtembergischen Hierarchen geschürten Funken in mir zur hellen Flamme anzublasen. Aus dieser Stimmung heraus schrieb ich im Frühling des Jahres 1860 jene Vorrede zu der Uebersetzung der Huttensgespräche, die ihrer Zeit vielen Eindruck machte, und von der seltsamerweise eben jener Concordatsminister, der darin nichts weniger als sanft berührt war, geurtheilt haben soll, sie sei das Beste, was ich geschrieben. Aus dem Herzen geschrieben war sie wenigstens; manche Absätze derselben sind, nachdem mich der Drang aus dem Schlafe geweckt hatte, im Bette wörtlich ausgedacht und sofort nach dem Aufstehen niedergeschrieben. Diese Vorrede war das Letzte, was ich in Heidelberg zu Stande brachte; der kurze Rest meines dortigen Aufenthalts verging in theologischen Studien, indem ich eine neue Ausgabe meines Leben Jesu bereits in Aussicht genommen hatte.

Dieser mein Heidelberger Aufenthalt war mit der Zeit immer öder geworden. Im Frühling 1858 war meine Tochter confirmirt worden, und da sie nun den Institutscursus vollendet hatte, sah ich mich für sie nach einer Familie um, wo sie unter

der Leitung einer tüchtigen Hausfrau sich die zur Führung eines Hauswesens erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten erwerben könnte. Und da konnte ich sie mir nirgends besser aufgehoben denken, als in der Familie meines Freundes Rapp. Im Pfarrhause zu Münkheim wie früher zu Enslingen war es mir bei den kürzeren oder längern Aufenthalten, die ich seit meinen jungen Jahren dort genommen, stets so herzlich wohl gewesen; ich hatte das Walten eines guten, ebenso gemüthlichen als gebildeten Familiengeists gespürt; meinen Freunden war es ebenso gegangen; noch im Sommer 1856 war Kuno Fischer, mit dem ich einen mehrtägigen Besuch im Münkheimer Pfarrhause machte, von dem dortigen Aufenthalte entzückt gewesen: in diesem Hause meine Tochter ein Jahr lang unterzubringen, war mein lebhafter Wunsch für sie. Rapp, Anfangs nicht geneigt, einen Theil dessen selbst einwendend, was sich nachher wirklich herausstellte, wollte doch schließlich meinem Verlangen nicht länger widerstehen, und so trat meine Tochter im Herbst 1858 ihre Lehrzeit im Rapp'schen Hause an. Es war von meiner Seite gewiß gut gemeint; aber es war ein Fehler, und eine neue Bestätigung des Satzes, daß man nichts, wenn auch noch so freundschaftlich, erzwingen soll. Die wackere Familie war eben damals daran, sich äußerlich und auch innerlich aufzulösen. Die Perle derselben, die zweite Tochter, Frida, hatte sich kurz vorher mit dem Professor Boger in Oehringen verheirathet; den beiden andern war der Zutritt einer Fremden und Jüngeren, die mit ihnen das Zimmer theilen sollte, unangenehm, und so sah sich Georgine, vom Heidel'schen Institut her nur Liebe und Freundlichkeit gewohnt, zum erstenmal mit unverhohlener Abneigung behandelt. Die Mutter, ohnehin eine kühle Natur, und dazumal bereits, was wir freilich nicht wußten, von den Anfängen des Uebels ergriffen, dem sie zwei Jahre später erlag, war auch nicht gestimmt, das Mädchen an sich zu ziehen; während der alternde Vater von seiner frühern Heiterkeit und Lebendigkeit schon viel verloren hatte. Nach einem unbehaglich und ohne wesentlichen Nutzen in diesem Hause zugebrachten Jahre verpflanzte ich meine Tochter in das Bogersche Haus in Oehringen, wo ihr an der Seite der reinen, edeln, liebevollen Frida, unter den Scherzen und oft sehr pädagogischen Neckereien des klugen, immer heitern Boger, besonders seit ich auch den Bru-

der aus der Preuner'schen Kost in das Bogersche Haus gebracht hatte, das letzte Jahr vor ihrer Wiedervereinigung mit mir ebenso genußreich als bildend verflossen ist.

21. Februar.

Mir aber stand noch etwas Schreckliches bevor, ehe ich mit meinen Kindern wieder vereinigt werden sollte. Diese Wiedervereinigung war auf den Herbst 1860 in Aussicht genommen, da nun meine Tochter soweit herangewachsen und vorbereitet war, um mein Hauswesen selbstständig führen zu können, für den Sohn aber der Besuch eines Gymnasiums dringendes Bedürfniß wurde. Daß dieß nicht das Lyceum in Heidelberg sein sollte, war, da mir diese Anstalt von keiner Seite gerühmt wurde, bald beschlossene Sache; ich selbst auch war des Heidelberger Aufenthalts nachgerade satt geworden. Ich hatte schöne Zeiten daselbst durchlebt, auch war literarisch manches Erfreuliche zu Stande gekommen; so außer den schon erwähnten größern Arbeiten der Aufsatz über Spittler für die Preußischen Jahrbücher, über Klopstocks Karlsruher Aufenthalt für Sybels historische Zeitschrift (beides jetzt in meinen Kleinen Schriften); dann, ursprünglich nicht für den Druck bestimmt, zur Confirmation meiner Tochter die Erinnerungen an meine Mutter, ferner die Scherze über das Semikolon und Barbara Streicherin (jetzt in die Neue Folge meiner Kleinen Schriften aufgenommen) und die Einleitung und Anmerkungen zu der von Künzel herauszugebenden Schillersreliquie. Aber seit dem Abgang meiner Tochter hatte der Aufenthalt in Heidelberg seinen schönsten Reiz für mich verloren; bald verließ auch Dr. Julius Meyer, der mir seit Fischers Wegzug immer näher getreten, und durch seinen Kunstsinn ebenso schätzbar wie durch gemüthliches Anschließen an mich lieb geworden war, den Ort, und so war ich zuletzt, da das Verhältniß zu Gervinus doch immer kein cameradschaftliches werden konnte, ohne eigentlichen Umgang. Unter den Orten, die als künftiger Aufenthalt für mich und meine kleine Familie in Frage kommen konnten, mußte leider Stuttgart außer Betracht bleiben; eine Zeit lang schwankte die Wahl zwischen Darmstadt, wohin mich der inzwischen dort angesiedelte Bruder, und Heilbronn, wohin mich das Vertrauen auf die Würtembergischen Lehranstalten und

freundschaftlichen Verbindungen von meinem frühern Aufenthalte her zogen; die Entscheidung erfolgte schließlich für das letztere.

Da brachte mich plötzlich die Anzeige von Gräfe's Anwesenheit in Heidelberg, die ich Anfangs September 1860 im Journal las, auf den Gedanken, meine Augen, die neben allgemeiner Schwäche, an einem aus großer Kurzsichtigkeit durch vieles Lesen hervorgegangen und in den letzten Jahren immer mehr gesteigerten Schielen und Doppelsehen litten, von ihm untersuchen zu lassen. Er fand eine Operation nöthig, und wies mich, da er diese seiner unmittelbar bevorstehenden Abreise in die Schweiz wegen nicht selbst vornehmen könne, an seinen Schüler, Dr. W. in D. Wie dieser mich an beiden Augen, aber ungenügend, operirte, und dann Wochen lang mit eiteln Vertröstungen und prismatischen Brillen herumzog; wie ich, solcher Täuschungen endlich müde, mich entschloß, nach Berlin zu Gräfe zu reisen, wie mich dieser, von seiner Reise zurückgekehrt, mit vollständigem Erfolg operirte, aber freilich ohne eine später eingetretene Verminderung der Sehkraft der Augen verhüten zu können, will ich hier nicht erzählen. Erst im November kam ich in Heilbronn an, wo sich unterdessen meine Kinder, unter der Obhut der treuen Caroline, einer ehemaligen Dienerin meiner Familie, bereits häuslich eingerichtet hatten.

Meine neue Existenz in Heilbronn wurde mir nicht so schnell behaglich als ich selbst von der Erfüllung meines langgehegten Wunsches nach Wiedervereinigung mit meinen Kindern erwartet hatte. Die Sorge für das Hauswesen, die Anfangs, bei dem jugendlichen Alter meiner Tochter (sie hatte im Frühling vorher ihr 17tes Jahr zurückgelegt), doch zum Theil noch auf mir lag, war mir nach den sechs Jahren Junggesellenleben eine ungewohnte Last, und auch die Einsamkeit des Wohnens und Lebens war mir unvermerkt zu einer Art von anderer Natur geworden. Allerlei Noth mit dem Dienstpersonal, dessen Lenkung die jugendliche Hausgebieterin erst zu lernen hatte, kam hinzu. Doch wurde es in allen diesen Stücken mit jedem Vierteljahre besser, und als nach vier Jahren durch die Verheirathung meiner Tochter das Zusammenleben und der eigene Haushalt sich wieder löSten, hatte ich mich so daran gewöhnt, daß ich lange Zeit brauchte, bis ich meine Einsamkeit wieder ertragen lernte.

Im Uebrigen machten sich die Verhältnisse in Heilbronn ganz angenehm. Die alten Freunde und Bekannten nahmen mich freudig wieder in ihre Mitte auf; das Gymnasium, dessen Besuch meinem Sohne zu ermöglichen, eigentlich das Motiv meiner Ansiedlung in Heilbronn gewesen war, täuschte meine Erwartung nicht; die Wohnung war schön und geräumig, und die Verhältnisse zu den drei Familien im Hause, besonders zu der des Hausherrn mit zwei Töchtern, durch Vermittlung der muntern, freundlichen Art Georginens das angenehmste. Für meine literarischen Arbeiten fehlte freilich eine größere Bibliothek, doch wurde ich in der Folge von den Bibliotheken zu Stuttgart und Tübingen bereitwillig mit allem Nöthigen versehen.

Das Erste, was ich in Heilbronn, die Kraft der von der Operation angegriffenen Augen schüchtern versuchend, ausarbeitete, waren die Nachlesen zu Frischlin und Schubart, wie sie hernach in meinen Kleinen Schriften abgedruckt worden sind. Im Uebrigen fuhr ich in meinen Vorarbeiten für eine Umarbeitung meines Leben Jesu, d. h. im Lesen und Excerpiren der neueren Leistungen in diesem Fache fort. Es war damals die Zeit der Sammlungen für eine deutsche Flotte, der Wunsch, dieser Sache zu dienen, mit dem anderen verbunden, der Stadt, in der ich zum zweitenmal meine Wohnung genommen, mit einer freundlichen Begrüßung entgegenzutreten, bewog mich, meine Bekannten unter dem Lehrerpersonal des Gymnasiums zur Veranstaltung eines Cyclus öffentlicher Vorträge aufzufordern, den ich am 9. December 1860 mit meinem später gedruckten Vortrag über Lessings Nathan eröffnete.

Der Winter ging mit den schon bezeichneten theologischen Studien hin, deren Einförmigkeit ich jedoch, da sie ihrem Abschluß noch ferne waren, im Frühling durch die Herbeischaffung des Manuscripts von Reimarus und die Abfassung der Schrift darüber zu unterbrechen das Bedürfniß empfand. Gleichzeitig mit diesem Büchlein stellte ich ein Bändchen Kleine Schriften zusammen, in welches ich, außer den oben erwähnten Nachlesen und einem aus Anlaß der Reimarusstudien entstandenen Aufsatz über Brockes und Reimarus, aufnahm, was ich von meinen kleinen Arbeiten aus den letzten 10—12 Jahren der Erhaltung werth achtete. Die beiden Bändchen wurden erst gegen Anfang des folgenden Winters im Drucke fertig.

Der Sommer 1861 brachte mir einen herben Verlust. Am 21. Juni starb unerwartet in Baden, wo er zur Kur sich aufhielt, mein Freund Dr. Sicherer, dessen während meines frühern Aufenthalts in Heilbronn gemachte Bekanntschaft in Kurzem zur Freundschaft gediehen, und auch während der Jahre meiner Abwesenheit durch gegenseitige Besuche und Briefe lebendig erhalten worden war. Nicht nur mich selbst, sondern auch meine Kinder hatte der biedere Freund, obwohl als Junggesell wenig darauf eingerichtet, stets gastlich in seinem stattlichen Hause aufgenommen; meine Anwesenheit besonders in der Regel durch einen Schmaus, wozu er alle Freunde zusammenberief, gefeiert. Unter den Potenzen, die mich jetzt wieder nach Heilbronn gezogen hatten, war er eine der stärksten gewesen. Sein unerwarteter Tod traf mich und alle, die ihm näher gestanden, oder ihn auch nur gekannt hatten, höchst schmerzlich, und es war mir inneres Bedürfniß, mich an einem Gedächtnißworte, wie ich es nach seiner Beerdigung in einem Kreise von Freunden des Verstorbenen sprach, selbst aufzurichten. Es ergab sich in der Folge, daß er unter anderen auch mich mit einem freundlichen Legate bedacht hatte; was mir um so rührender sein mußte, da es in einem Testament vom Jahr 1845 geschehen war, wo wir uns kaum erst kennen gelernt hatten.

22. Februar.

Wenig über ein halbes Jahr später starb ein anderer Freund, dessen Haus nicht selten das Ziel unserer gemeinsamen Wanderungen oder Fahrten gewesen war: Justinus Kerner in Weinsperg. Unsere Freundschaft war über 30 Jahre alt, sie datirte aus meiner frühern Studentenzeit, wo mich, in das Studium von Schelling und Jakob Böhme vertieft und mit Kerners Geschichte zweier Somnambulen bereits bekannt, die Nachrichten von der Hellsehenden, die er nachmals Seherin von Prevorst nannte, und die kurz vorher in seine Pflege gekommen war, nach Weinsperg zogen. Gleich damals von Kerner wie von seiner Frau mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit aufgenommen, kam ich von da an während einer Reihe von Jahren zu längern oder kürzern Besuchen gerne wieder in das gastliche Haus, und auch die spätere Aenderung meiner Ansichten, insbesondre über das Geisterwesen, änderte nichts in unserm freund-

schaftlichen Verhältniß. Daß, wie ich mich bei meiner Verheirathung erst in Sontheim, dann in Heilbronn niederließ, der nachbarliche Verkehr mit dem Kerner'schen Hause zu den Annehmlichkeiten meiner neuen Existenz gehörte, versteht sich von selbst. Es war am ersten Sonntag nach meiner Ankunft in Heilbronn, daß der brave Sicherer mit dem Wagen vor meiner Wohnung hielt, um mich und meine Kinder dem alten Freunde zuzuführen. Kerner war bereits an das Zimmer gefesselt, in der Regel saß er in braunem mönchskuttenartigem Schlafrock auf einem Kanapé am Fenster, auf dessen Sims ein Laubfrosch im Glase stand, während von demselben allerlei seltsam geformte Gurken und Kürbisse aus dem Garten, den der Dichter nicht mehr besuchen konnte, herunterhingen. Rührend war die Liebe, mit welcher der Alte mich bei diesen Besuchen, die ich von da an fleißig wiederholte, jedesmal empfing, mit der er meine Kinder, die er seit ihren ersten Lebensjahren nicht mehr gesehen hatte, zu sich heranzog und mit den halbblinden Augen betrachtete, wohl auch betastete, indeß ich mich an seine Seite setzen mußte, um das trauliche Gespräch aus alter Zeit zu erneuern. Auch für die Kinder fiel von seinen Reden immer etwas ab, ein heiteres, wohl auch derbes Scherzwort, eine drollige Erzählung; sie waren immer gern dabei, wenn es nach Weinsperg ging und werden das Bild des greisen Dichters gewiß lebenslänglich in der Seele behalten. Aber daß es leiblich mit ihm zu Ende ging, war nicht zu verkennen, und so kam im Februar 1862 die Todesnachricht, wenn auch wegen der Kürze der vorangegangenen eigentlichen Krankheit überraschend, doch nicht unerwartet. Dem Leichenbegängniß konnte ich leider, durch die Grippe in's Zimmer gesperrt, nicht beiwohnen; ich schickte meinen Sohn statt meiner, der bei dieser Gelegenheit das Glück hatte, dem zu des Freundes Leiche herbeigeeilten Uhland, der demselben bald im Tode nachfolgen sollte, vorgestellt zu werden. Gleich damals ging mich Kerners Enkelschwiegersohn, später sein Sohn im Namen der Familie an, den Nekrolog des Verewigten für den Schwäbischen Merkur zu übernehmen. Für den Augenblick machte mich die Grippe, die mich noch nicht losgelassen hatte, dazu unfähig; aber auch davon abgesehen fühlte ich mich zu der Arbeit wenig geneigt. Man hat dabei, besonders wenn man im Auftrag der Hinterbliebenen handelt, zwischen diesen und der Wahr-

heit einen schlimmen Stand. Ich liebte und verehrte Kerner als eine schöne poetische Natur; aber von seinen Leistungen als Dichter dachte ich mäßig, und vollends seine Bestrebungen und Schriften im Fache des Hellsehens und Geisterwesens konnte ich, so wie ich jetzt dachte, höchstens entschuldigen, nicht vertreten. Also lehnte ich das Ansinnen der Familie unter schicklicher Andeutung dieser Gründe ab. Allein ich sollte nicht loskommen. Theobald Kerner stellte mir die unumwundene Aeußerung meiner Ansicht frei; doch auch so übernahm ich die Arbeit nur in der bedingten Art, daß ich sie, wenn sie fertig wäre, dem Sohne zusenden wollte mit der Befugniß, sie zu cassiren oder drucken zu lassen, in diesem Falle aber ohne etwas daran zu ändern. Er ließ sie drucken; aber ich habe alle Ursache zu glauben, daß die Familie übel damit zufrieden gewesen ist. Ein Bruderpaar Reinhard in Cannstatt gab hernach ein ganz schwaches, aber durchaus bewunderndes Büchlein über Kerner heraus, und der Exminister Rümelin unternahm es in der Allgemeinen Zeitung, seine Geisterklopfereien unter der Firma von Erscheinungen, deren Gesetze man künftig noch entdecken würde, gegen mich zu retten. Dagegen warf mir Gervinus freundschaftliche Parteilichkeit für Kerner vor; ein Vorwurf, der, so wie er ihn machte, wohl zu stark, doch jedenfalls begründeter sein möchte als der entgegengesetzte. Aber den alten Freund, den seltenen Menschen, den liebenswürdigen Nachbar hatten wir jetzt eben verloren, und es war in der Folge immer ein überaus wehmüthiges Gefühl, wenn man wieder einmal nach Weinsperg kam, das Haus anzusehen, und des Mannes, der es einst belebt hatte, zu gedenken.

Indessen gingen meine theologischen Vorarbeiten ihren Gang; doch in rechten Zug kamen sie erst, oder der langsam gehäufte Holzstoß gerieth erst in Brand, als ich endlich dazu schritt, nachdem ich so manche andere Stimme angehört, nun auch das Buch, das mit Rücksicht auf jene Stimmen umgearbeitet werden sollte, mein altes Leben Jesu, wieder anzusehen. Das war doch noch immer die Sprache, die ich am Besten verstand; das waren meine Gesichtspunkte, mein eigenthümliches Pathos; an diesem Jugendfeuer entzündete sich der Eifer des Mannes noch einmal. Das war aber auch kein schlechtes Buch, wie ich oft nahe daran gewesen war den Gegnern zu glauben, das verbessert werden wollte; son-

dern bei allen seinen Mängeln ein so gutes, daß ich mich zusammenzunehmen hatte, um es durch die Umarbeitung nur nicht schlechter zu machen. Aber auch das wurde mir jetzt vollends klar, daß die Umarbeitung keine partielle, durch Aenderung und Einschiebung in das alte Buch zu bewerkstelligende, sondern eine totale, d. h. die Ausarbeitung eines völlig neuen Buches, sein müsse.

Winters Anfang 1862 ging ich an die Ausarbeitung, die mich bis zum Juli des folgenden Jahres in Anspruch nahm. Sie wurde mir, besonders von vorn herein, nicht leicht. Schon die doppelte Rücksicht, einerseits populär, und andererseits doch auch so zu schreiben, daß die Theologen zu merken bekämen, ich kenne ihre Schliche wohl, erschwerte die Arbeit. In der Einleitung kostete mich besonders der Abschnitt über die äußeren Zeugnisse für die Evangelien, außerdem die Darlegung der neueren Verhandlungen über das Verhältniß der drei ersten, Mühe. Im ersten Buche sodann war es eine saure Arbeit, aus so ungenügenden und so vielfach überarbeiteten Berichten ein muthmaßliches Bild der Persönlichkeit, der Absichten und Schicksale Jesu herauszuarbeiten, und die Mühe wurde nicht erleichtert durch die stille Ueberzeugung, die ich umsonst in mir bekämpfte, daß sie doch eigentlich vergeblich sei. Bis zu den Erzählungen vom Tode Jesu hatte ich mein Fuhrwerk mühsam und langsam bergauf geschoben: jetzt fand ich mich auf der Höhe; mit der Auferstehungsgeschichte, noch innerhalb des ersten Buchs, senkte sich die Straße, und von da an, noch mehr mit dem zweiten Buch, meiner alten Domäne, rollte mein Wägelein rasch und lustig bergab. Wenn man über Schwere des Styls geklagt hat, so kann dieß wohl nur die erste Hälfte des Buchs, insbesondere jene Partien betreffen, die mir selbst schwer geworden sind; es müßte seltsam zugegangen sein, wenn man in der zweiten Hälfte die muntere Stimmung des sich wieder ganz in seinem Elemente fühlenden Verfassers nicht auch seiner Schreibart anmerken sollte.

Doch mitten in die Arbeit an dem neuen Leben Jesu war abermals ein harter Schlag, der härteste von denen gefallen, die mich seit meiner Wiederansiedelung in Heilbronn betroffen hatten. Niemand hatte gleich von Anfang dieser Arbeit eine lebhaftere Theilnahme zugewendet, als mein guter Bruder Wilhelm, der,

seit er sich Gesundheitswegen aus seinem Geschäfte zurückgezogen, und Anfangs in Frankfurt, seit 1860 in Darmstadt seinen Ruhesitz genommen hatte, sich erst die rechte, wenn auch anderseits leidige Muße gegönnt sah, dergleichen Bestrebungen wieder mehr im Zusammenhang zu folgen, die ihm von jeher wichtig gewesen waren. Bei dem Bau eines Wohnhauses und einer Fabrik in Köln hatte er sich durch Erkältung und Nässe, wohl auch Aerger über die Handwerksleute, eine Krankheit mit Herzaffection zugezogen, die, von dem Arzte nicht richtig erkannt, ja hartnäckig verkehrt behandelt, als Verhärtung der Herzklappen sich festsetzte. Zwar sah in der Folge der treffliche Nasse in Bonn, dem sich mein Bruder längere Zeit daselbst in die Kur gab, der Sache auf den Grund, und seiner einsichtsvollen Behandlung, mit den Diätvorschriften, die er dem Patienten gab, und die von diesem fortan unverbrüchlich beobachtet wurden, hatten wir die Erhaltung seines Lebens während 18 weiterer Jahre zu danken; aber unter allerlei Schwankungen nahm das Uebel doch von Jahr zu Jahr zu, und machte zuletzt den Rücktritt von einem, sollte es mit Erfolg betrieben werden, höchst anstrengenden, und besonders mit einem Leiden solcher Art unverträglichen Geschäfte unumgänglich. Auf dem Boden der modernen Weltanschauung durch Lectüre und eigenes Nachdenken fest begründet, ihren Ergebnissen mit warmer Ueberzeugung zugethan, und nur von der vollständigen Ausarbeitung und Verbreitung derselben Heil für die Menschen erwartend, sah er zwar in meinen früheren theologischen Schriften dankenswerthe Beiträge dazu, aber theils erschienen sie ihm in ihrer Haltung zu negativ, in ihrer Form zu gelehrt, um ins Allgemeine wirken zu können, theils fand er in meinen späteren Schriften, Hutten etwa abgerechnet, Seitenschritte statt einer Annäherung zum Ziele. So begrüßte er zwar meine Rückkehr zur Theologie mit großer Freude; nun aber, meinte er, müsse ich auch auf den Kern der Sache losgehen, der alten christlichen Weltanschauung in allen ihren Theilen und Folgerungen, von Gottes- und Weltbegriff bis auf die Lehren von Lebensgenuß und Sitte hinaus, die moderne natürliche oder philosophische entgegenstellen, und dieß in einer Form und Sprache, die für Alle verständlich und ergreifend wäre. Daß ein solches Werk wünschenswerth sei, bestritt ich nicht; daß es schwer und die Zeit vielleicht noch nicht

da sei, es zu schreiben, bestritt er nicht; als ich ihm meinen Plan eines neuen Lebens Jesu vorlegte, ließ er ihn nur als eine Abschlagszahlung gelten; ich selbst halte es nicht für mehr und denke eben jetzt an die schließliche Abzahlung: allein nur mit halber Hoffnung, sie noch leisten zu können. Dessenungeachtet sah er, seit ich mit der Ausarbeitung jenes Buches angefangen hatte, von Brief zu Brief den Nachrichten, die ich ihm von den Fortschritten der Arbeit gab, begierig entgegen und ermunterte mich, rüstig fortzufahren. Wie ich dadurch auf den Gedanken kam, das Buch ihm zu widmen, wie ich aber die schon geschriebene Widmung für mich behielt, um ihn mit der gedruckten zu überraschen, und wie er hinwegstarb, ohne von meinem Vorhaben etwas erfahren zu haben, ist von mir in dem Buche selber angemerkt worden.

Schon mit dem Anfang des Winters 1862/63 hatten sich seine Leiden vermehrt, im Januar flößte sein Zustand Besorgniß ein; allein von scheinbar viel schlimmeren Anfällen hatte man ihn so oft sich wieder erholen sehen: so zögerte ich, um ohne wirkliche Noth meine Arbeit nicht zu unterbrechen, mit der Reise, bis — auf einmal die Todesbotschaft mich überraschte. Jetzt warf ich mir mein Zaudern schmerzlich vor, und wußte mich nur dadurch einigermaßen zu trösten, daß, was mich zurückhielt, nichts Anderes, als eine auch ihm so wichtige Arbeit gewesen war. So sah ich nur den Todten wieder, und hatte nun in noch ganz anderem Sinn, als früher bei dem Freunde, das Bedürfniß, mich durch ein Gedächtnißwort, das ich im Kreise der Familie sprach, aufzurichten. Was mir in ihm gestorben war, habe ich in diesem Gedächtnißwort auszudrücken versucht; ich kann jetzt hinzusetzen, daß mir seitdem nichts in Freud oder Leid begegnet ist, wobei ich nicht seine Theilnahme, seinen Rath, seine Ansprache, kurz, ihn selbst, schmerzlich vermißt hätte. Wenn uns mit einem Freunde ein Theil unsrer selbst stirbt, wie ganz anders noch mit einem Bruder, besonders wenn einer uns in so vollem Sinne, wie mir der Verstorbene, Bruder war.

24. Februar.

Nach meiner Rückkehr vom Grabe des Bruders suchte und fand ich in meiner Arbeit den Trost, der möglich war. Als im Juli das Werk von Renan erschien, war ich mit dem meinigen

beinahe fertig, und fand, auch nachdem ich jenes gelesen, in diesem nichts zu ändern, außer daß ich an ein paar Stellen auf dasselbe kritische Rücksicht nahm. Nach dem Abschluß meines Concepts machte ich zu meiner Erholung eine mehrtägige Reise in den Schwarzwald, und fing dann, heimgekehrt, an, mein Concept, das ich der allzugroßen Augenanstrengung wegen nicht mehr, wie früher, selbst abzuschreiben mich getraute, einem Schreiber in die Feder zu dictiren. Im October wurde ich hiermit fertig, und sendete das Manuscript an Brockhaus, mit dem ich im November wegen des Verlags einig wurde. Das neue Leben Jesu wurde im Februar 1864 ausgegeben; die Auflage war stark; um so größer und angenehmer daher meine Ueberraschung, als schon um Ostern die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage sich zeigte, bei der ich nur wenige Verbesserungen anbrachte.

Eine französische Uebersetzung unternahmen zu meiner Freude die Herren Nefftzer und Dollfuß in Paris, und lieferten, obwohl sie sich dabei nur die Revision, die aber streckenweise zur eigenen Uebersetzung wurde, vorbehalten hatten, eine mustergültige Arbeit. Der Vertrag wurde auf Dreitheilung des Gewinns zwischen Verfasser, Verleger und Uebersetzer abgeschlossen, und hat dem erstern, wenn auch die Geschäftsfreunde an Pünktlichkeit viel zu wünschen übrig lassen, doch schon einigen Ertrag verschafft. Daß ich von Seiten der englischen Uebersetzung nicht ganz leer ausging, verdanke ich dem Wohlwollen des Hrn. Maucay, der das Risico großmüthig über sich genommen hat.

Im Laufe des Sommers lernte ich das von Rütenik herausgegebene Schleiermachersche Leben Jesu kennen, und faßte bald den Plan, es einer ausführlichen Kritik zu unterwerfen, was ich auch nach meiner Rückkehr von Homburg, wo ich mit meiner Tochter und Schwägerin den Brunnen getrunken hatte, in Ausführung brachte. Ich hatte der Aufrichtung durch eine solche Arbeit nöthig unter den allerhand Sorgen, welche die bevorstehende Verheirathung meiner Tochter und Auflösung meines Hauswesens mit sich brachten.

Nach der Hochzeit meiner Tochter am 17. November, und nachdem mein übriger Hausrath theils versteigert, theils einstweilen untergebracht war, reiste ich zu meiner Zerstreuung nach Berlin, wo ich die Arbeit über Schleiermachers Leben Jesu voll-

ends zurecht machte und drucken ließ. Zugleich wurden zu zwei weiteren literarischen Unternehmungen dort die Keime gelegt. Daß ich die Kritik des Schenkelschen Charakterbilds hinter der Schrift über Schleiermachers Leben Jesu noch einmal abdrucken ließ, hatte zunächst den zufälligen Grund, daß ich mit dem Verleger auf 15 Bogen und einen Ladenpreis von 1 Thlr. gerechnet hatte, und nun die Kritik Schleiermachers nur 14 Bogen füllte. Im Honorar machte es keinen Unterschied, aber 14 Bogen zu 1 Thlr. schien mir zu theuer, und so fügte ich, nicht ungern, noch jenen schon gedruckten Artikel hinzu. Darin lag der Keim zu der weiteren Fehde mit Schenkel. Und in dem Umstande, daß ich das Büchlein zum Andenken an meine Mutter im Lewaldschen Hause zur Vorlesung brachte, und dem Eindruck, den es da machte, lag der Anlaß zur Zusammenstellung der Neuen Folge Kleiner Schriften.

Auf der Rückreise von Berlin im schneereichen März 1865 erkältete ich mich so gründlich, daß ich unterwegs zweimal, in Jena und Frankfurt, das Bett hüten mußte, und endlich in Heidelberg, wo ich mich 4 Wochen lang, mit der halben Absicht, aber ohne rechte Lust, mich wieder da niederzulassen, aufhielt, an einem bedenklichen, mit Fieber verbundenen Husten erkrankte. Der Arzt schickte mich Ende April nach Baden, um da Molken oder Griesbacher Wasser zu trinken; aber erst die Aenderung des Wetters, der erste Regen nach langem trocknem Ostwinde, machte mich schnell gesund. Und ebensoviel trug meine dort vorgenommene Arbeit: Die Halben und die Ganzen, dazu bei, die ich mit einem innern Trieb und Glück geschrieben habe, wie lange nichts Anderes.

Nach einem angenehmen Sommeraufenthalte mit meiner Tochter in Biebrich und nachher einem vergeblichen Versuch, mich in Bonn anzusiedeln, zog ich nach Darmstadt, wo mir die Veranstaltung und Correctur des zweiten Bändchens Kleiner Schriften und die Vorbereitungen zu einem Büchlein, das an die Stelle der alten Dogmatik treten soll, den Winter herumbringen halfen. Weihnachten und Neujahr brachte ich bei meiner lieben Tochter und ihrem braven Manne sehr gemüthlich zu, und am 1. Februar dieses Jahres hat mich die erstere durch die glückliche Geburt eines Enkels zum Großvater gemacht.

Zweite Abtheilung.

München, 19. November 1867.

Schon sind es mehr als sechs Wochen, daß ich wieder in München bin. Wieder: das heißt zum fünften Mal, und zu längerer Niederlassung zum zweiten. Was mir doch dießmal die Stadt eine ganz andre Miene zeigt als das erste Mal! Ob die Ursache wohl nur die ist, daß ich damals um beinahe 20 Jahre jünger war? Damals so eben 40, wie jetzt demnächst 60? Die drei Male aber, die ich dazwischen hier war, sind nur kurze Besuche von einigen Wochen gewesen, wo ich der alten Zeit mich erinnere, alte Freunde und Bekannte wiedersehen wollte, wo mir München in dem rosenfarbenen Schimmer des Reisehumors erschien. Jetzt handelt es sich wieder um eine längere Niederlassung, und da seh' ich Alles ohne jeden Nimbus, sowohl den touristischen der Jahre 1858, 65 und des Frühlingsbesuchs von 1867, als den jugendlichen — wenn ein solcher einem 40jährigen Schwaben noch erlaubt war — von 1848 bis 51.

Es ist schlimm, an einen neuen Ort versetzt zu werden, wenn man sich nicht auch im Stande fühlt, ein neues Leben zu beginnen. Ich aber fühle jetzt nur, daß das alte zu Ende ist, ohne daß sich ein neues in mir regen wollte. Altershalber könnte das wohl noch sein; 60 Jahre ist für einen Gelehrten noch nicht die Zeit, die Feder niederzulegen. Ebenso wenig als es für einen im Ganzen gesunden Mann zu spät ist, zu leben und des Lebens sich zu freuen. Aber mein Leben wie meine Schriftstellerei ist eben gar zu oft gebrochen, unter- und abgebrochen worden, als daß sie noch den frischen Trieb haben könnten, den sie den Jahren nach wohl noch haben sollten. Vom Leben will ich hier nicht reden — Niemand beichtet gern in Prosa, sagt Göthe —; aber meine Schriftstellerei, welch ein wunderliches Geflicke abgerissener und wieder angeknüpfter Fäden stellt sie dar! Jede neue Erwägung und Erfahrung gibt mir von Neuem schmerzlich zu erkennen, welch unersetzlichen Schaden mir meine Entfernung vom akademischen Lehrstuhl im Jahr 1835 und die vereitelte Zurückführung auf denselben i. J. 1839 zugefügt hat. Wie frisch hat die stetige

Kathederwirksamkeit meine Freunde erhalten — von dem unverwüstlichen Zeller nicht zu reden, aber auch Fischer, der nach Geistesart und Schicksal mir verwandter ist, welchen schönen Nachsommer seines Wirkens erlebt er noch, seitdem er der Würtembergischen Heimath wiedergegeben ist. Würde das aber der Fall sein können, wenn er die 11 Jahre, die er im Ausland zubrachte, auch entfernt vom Katheder, vom frischen lehrenden Verkehr mit der Jugend hätte zubringen müssen?

Man sage mir nicht: bei der Muße, die du hattest, der lastenden Nothwendigkeit enthoben, für den täglichen Bedarf zu arbeiten, hättest du dich von innen heraus frisch erhalten, die freie Zeit, um die dich mancher deiner akademischen Freunde beneidet haben dürfte, zu freien Geistesschöpfungen benutzen können und sollen. Freie Geistesschöpfungen! Nun einige der Art, so gut ich's eben konnte, habe ich ja während meiner Mußezeit geliefert. Aber zu freien Geistesschöpfungen im eigentlichen Sinn ist unser einer eben nicht der Mann. So stetig und nachhaltig quoll es nicht in mir, daß ich auch ohne Anlaß von außen immerfort hätte schaffen, und wiederum auch den geduldigen Gelehrtengeist hatte ich nicht, daß ich auch ohne Rücksicht auf das Schaffen immerfort hätte arbeiten können. Dazu — meine alte Klage — das Zweiseitige, Unzusammenhängende meiner geistigen Begabung. Ganz paßte zu dieser mein anfänglicher theologischer Beruf zwar auch nicht; aber hätte man mich in diesem gelassen, so glaube ich sicher, daß es mir gelungen wäre, nach und nach alle Quelladern meines Talents in jenes Bette zu leiten, auch die ästhetisch-poetischen Seiten meiner Natur für die akademische Thätigkeit fruchtbar zu machen. Nun aber stieß man mich aus dieser Laufbahn, benahm mir bald jede Hoffnung in dieselbe zurückzukehren: und so schön war die spröde Gebieterin denn doch nicht, daß ich mich hätte bewogen fühlen sollen, auch ihre verschlossene Pforte noch zu belagern. Ich erinnerte mich also, daß auch schon vor ihr manches schöne Gesicht Eindruck auf mich gemacht hatte; wenn nur — ja das freilich war es: der Theologie und Kirche würde ich nie Gelegenheit gegeben haben, mir die Thüre zu weisen, wenn ich nicht schon vorher andere Thüren mir verschlossen gefunden hätte. Doch das von den Thüren ist geflunkert: es handelte sich nur um Eine solche, die der Poesie. Allein diese hatte doch so manche, wenn-

gleich nicht durchaus ebenbürtige, Halbschwestern: Aesthetik, Historie mit ihren verschiedenen Fächern: ob da nicht ein Unterkommen für mich zu finden war? Also versucht' ichs da, und nicht ganz ohne Erfolg, wie bekannt; und gewisse Seiten meiner Natur fanden dabei selbst noch mehr ihre Rechnung als bei der Theologie. Bald aber zeigte sich ein anderer Fehler. An das Fach der Geschichte — und das war es doch, was mich am ernstlichsten anzog — war ich zu spät herangekommen. Ich wußte es nur an seinem biographischen Zipfel zu fassen. Und auch das nicht ohne viel Mühe und Ungeschick. Die Beifuhr des Materials machte mir stets weit mehr zu schaffen, und kam doch nicht so genügend zu Stande, wie bei den gelernten Männern des Fachs. Ich dachte oft, wenn ich als Historiker von der Pike auf gedient hätte, so hätte ich da etwas leisten können. Möglich, oder auch nicht, ich weiß es nicht; so wie es nun einmal um mich stand, war es kein Wunder, daß unter Zeitumständen, die einen theologischen Protesteifer wieder anfachen konnten, ich mich angemuthet fand, den längst abgerissenen theologischen Faden wieder anzuknüpfen.

Ein paar Jahre spann ich an diesem Faden fort: nun ist er auf's Neue abgerissen. Und kein Wunder. Hatte mich aus der historisch-ästhetischen Schriftstellerei einestheils doch auch das Bewußtsein herausgetrieben, in dieser Sphäre nur Dilletant zu sein, nur Dilletantisches leisten zu können: so mußte ich nun in der Theologie die Erfahrung machen, daß ich während der 18 Jahre, seit ich mich von ihr losgesagt, auch in ihr gewissermaßen zum Dilletanten geworden war. Mit dem Treiben ganzer theologischer Schulen und Richtungen seit dieser Zeit war ich nicht mehr auf dem Laufenden, mein Interesse für theologische Dinge überhaupt nur noch ein sehr Beschränktes. Hatte mich früher auch an dem Studium des mir Antipathischen der polemische Eifer festgehalten, so überwog jetzt der Ekel an dem Abgeschmackten und Erlogenen jeden Antrieb, mich näher darauf einzulassen. Nur Eines ist, wozu ich noch einen verborgenen Trieb in mir empfinde, und schon ein gewisser Instinct der Symmetrie in meinem Innern führt mich dazu: in ähnlicher, — oder vielmehr in ganz anderer Art, nämlich in viel freierer Umgestaltung, wie von meinem Leben Jesu, möchte ich auch von meiner Dogmatik noch eine, so gut als mir möglich, populäre Umarbeitung, gleichsam ein letzt-

williges Glaubensbekenntniß eines Denkenden unserer Tage, geben. Aber diese Aufgabe ist eine so schwere, daß ich immer wieder verzweifle, ihr mit meiner sinkenden Kraft noch gewachsen zu sein.

Denn die beste und frischeste müßte ich einzusetzen haben, um nicht befürchten zu müssen, durch eine solche Arbeit meinem literarischen Rufe vollends den Garaus zu machen. Was hilft es, sich das Demüthigende zu verhehlen? Thatsache ist doch, daß seit meinem ersten Leben Jesu ich mich in der Schätzung des Publicums immer weiter heruntergeschrieben habe. Erst hatte man nur Verwünschungen für dieses Buch; dann, als man es zu schätzen anfing, setzte man es gleichzeitig gegen spätere Leistungen Anderer, wie meine eigenen späteren Leistungen gegen jene frühere, herunter. Man sieht, ich habe Glück gehabt als Autor! Indessen in gewissem Sinne stimme auch ich dem Urtheil derer bei, welche mein erstes Leben Jesu für meine beste Arbeit halten. Es ist dieß geworden, weil ich dabei meine frische jugendliche Kraft nach fachmäßiger Vorbildung mit voller Begeisterung auf einen Gegenstand wandte, der eben damals zu den Hauptaufgaben der Zeit gehörte. Auch den folgenden Arbeiten widmete ich, wenn gleich, soweit sie nicht theologisch waren, einen andern, doch nicht geringern Theil meiner Kraft, und vorgeübt war sie, wenigstens in formeller Hinsicht, was Darstellung und Ausdruck betrifft, selbst noch mehr; auch an Begeisterung fehlte es nicht, wenn sie auch die urkräftige nicht sein konnte wie damals, wo sie mit einem Grundbestreben der Zeit zusammentraf; aber daß dieses Zusammentreffen, und außerdem freilich zum Theil auch die stoffliche Vorübung, fehlte, entschied zu Ungunsten dieser späteren Schriften. Doch darf ich mir, wenn auch hier Beklagter und Richter in Einer Person, herausnehmen, zu sagen, daß diese Ungunst eine nur zum geringsten Theil verdiente war. Von der zweiten Hälfte meines neuen Leben Jesu glaube ich nicht, daß sie unter irgend einer Partie des ersten steht, und meine „Halben und Ganzen“ halte ich für das Beste, was ich überhaupt im polemischen Fache geschrieben habe. Dennoch haben selbst die Gutgesinnten mir diese Streitschrift — wenigstens ihren Haupttheil, gegen Schenkel — nur eben verziehen. Meine Kleinen Schriften, obwohl in ihren beiden Theilen meines Erachtens das Beste enthalten ist, was ich rein als Schriftsteller,

in Absicht auf Darstellung und Sprache, habe leisten können, hat man gar nicht beachtet. Auch den Hutten, obwohl er seiner Zeit viel Beifall fand, hat man mir doch nicht bleibend gut geschrieben; es darf heute, wenn überhaupt noch von mir die Rede ist, jeder literarische Gassenjunge an mir die Schuhe abputzen, ohne eine Zurechtweisung fürchten zu müssen.

Nun soll man sich freilich durch den äußeren Erfolg oder den Mangel eines solchen in seinem schriftstellerischen Thun nicht bestimmen lassen, und meine Art ist dieß auch niemals gewesen, so wenig, daß ich als Autor gewiß mehr Glück gemacht haben würde, wenn ich auf den augenblicklichen Geschmack des Publicums mehr Rücksicht hätte nehmen wollen: aber Alles hat doch seine Grenzen. Zudringlich sein darf man nicht. Hat das Publicum einem Schriftsteller so deutlich wie mir zu verstehen gegeben, daß es ihn nicht mehr lesen will, so meine ich, darf er auch nicht mehr schreiben. Denn rein nur für sich selber schreibt man nur etwa Tagebuchblätter, wie ich hier; was man den Freunden zu sagen hat, das sagt man ihnen mündlich oder in Briefen; die Nachwelt aber — nun da gilt ja wohl der Spruch: „Sorget nicht für den kommenden Morgen; denn der kommende Tag wird für das Seine sorgen; es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe.“ Soviel also scheint mir für einen Schriftsteller in meiner gegenwärtigen Lage deutlich angezeigt: glaubt er sich nicht jetzt oder künftig im Stande, etwas zu schreiben, das geeignet ist, das Publicum in weiten Kreisen zur Beachtung und zur Hochachtung zu zwingen, so soll er nichts mehr schreiben.

München, 20. November.

Wie seltsam oft die Fäden der Lectüre laufen, wenn man einmal im Fall ist, in der Lectüre nur dem Zufall und der Ideenassociation zu folgen. Noch in Darmstadt las ich, durch Freund A. Metz darauf geführt:

1) Schmidt's (von Jena) Geschichte der preußischen Unions- oder Einheitsbestrebungen — ich weiß den Titel nicht mehr genau, die Erzählung beginnt aber mit dem Fürstenbund und schließt mit dem Krieg von 1866 und dessen Folgen. In dem Büchlein fand ich einen höchst zeitgemäßen Stoff mit richtiger Einsicht, in löblicher Gesinnung, nicht ohne Geschick be-

arbeitet; wenn ich auch tieferes Talent, wie höhere Weihe vermißte. Daraus ersah ich unter anderem mit Verwunderung, daß das sog. vaticinium Lehninense mehr wie einmal in der preußischen Politik gespukt habe, daß insbesondere in diesem Jahrhundert noch der Staatskanzler von Hardenberg darauf aufmerksam gewesen sei.

2) Zufällig besaß ich einen Abdruck dieses vaticinium, nahm denselben vor mich, aber sah fast nur in einen Nebel, worin ich wenig Körperhaftes unterscheiden konnte. Holte mir daher

3) den Band von Schmidt's historischer Zeitschrift, auf welchen in jener Schrift wegen zweier Aufsätze über das vaticinium Lehninense, die dort zu finden sein sollten, verwiesen war. Der erste war der späte Abdruck eines für den Staatskanzler in dessen Auftrage von Wilken erstatteten Gutachtens. Ich fand die Arbeit schwach; erst wird ganz im Ernste widerlegt, daß das Ding keine wirkliche, vom heiligen Geiste eingegebene Weissagung sei; unter den Beweisgründen hingegen ergetzte mich besonders der, daß der heilige Geist in den von ihm wirklich inspirirten biblischen Propheten niemals witzig gewesen, was er im vaticinium Lehninense in dem bekannten Vers:

Multa per edictum, sed turbans plura per ictum —

von der Johann-Sigismund'schen Ohrfeige an den Neuburgischen Prinzen Wolfgang Wilhelm, doch unleugbar gewesen wäre. Wenn ferner Wilken gegen das angebliche Alter der Prophezeiung, Sec. 14, dessen reines, unmönchisches Latein anführt, so weiß man schon nach den ersten Versen:

Nunc tibi cum cura Lehnin cano fata futura,
Quae mihi monstravit dominus, qui cuncta creavit,

noch mehr aber nach vielen der folgenden, die namentlich gegen die Prosodie auf's gröbste verstoßen, nicht, was man von Wilkens eigener Latinität denken soll. Uebrigens sind allerdings die Monachismen ohne Zweifel absichtlich, und die damit zusammenhängenden Fehler hat der Verfasser nicht vermeiden wollen. Der zweite Aufsatz, von Giesebrecht, ist bedeutend besser. Wilkens Hypothese in Betreff des muthmaßlichen Verfassers — ich habe nicht behalten, auf wen der gerathen hatte, ist treffend widerlegt. Aber auch bei Giesebrechts Rittmeister von Oelven habe ich mich

nicht beruhigen können. Wenn man ihn auch nach dem, was Giesebrecht sonst von ihm an Charakterzügen wie an Versen beibringt, eines Products wie unser vaticinium im Allgemeinen wohl fähig halten möchte, so bleibt doch des Propheten katholischer Widerwille gegen das Haus Hohenzollern und insbesondere die Begründer des Protestantismus in der Mark, unerklärt. Ich halte mithin die Frage nach der Person des Verfassers (wenn nicht seitdem etwas Befriedigenderes erschienen ist, was ich nicht weiß) für noch ungelöst, pflichte dagegen in Betreff der Entstehungszeit Giesebrecht bei, der die ersten Jahre Friedrichs III., vor der Königskrönung, die nirgends angedeutet, mithin den Ausgang des 17. Sec., als solche annimmt, sofern bis dahin die Weissagung, nach Abzug des Orakelstyls, Zug für Zug zutrifft, von jenem Zeitpunkt aber theils in's Unbestimmte, theils in's Irrige geräth. Ein kurzer historischer Commentar von Giesebrecht setzt das alles nach Wunsch in's Licht.

4) Nun hätte ich mich aber doch mit der Geschichte der Mark gern auch unabhängig von der Lehniner Weissagung etwas näher bekannt gemacht, als ich mich bis dahin rühmen konnte, es zu sein. Holte mir also bald nachdem ich hier angekommen war, auf der Bibliothek die neuerschienene und im Schwäbischen Merkur angerühmte Geschichte des preußischen Staats von Eberty: I. Theil bis zum Ende des großen Kurfürsten; II. Theil bis 1740. Ganz so gut wie ich nach dem Merkurartikel das Buch erwartet hatte, fand ich es doch nicht. Ich fand eine Arbeit in usum publici majoris mit gewandter aber flüchtiger Feder gefertigt. Gerade von dem bedeutendsten der brandenburgischen Herrscher vor dem großen Friedrich, dem großen Kurfürsten, bekommt man bei aller Ausführlichkeit der Erzählung keinen rechten Begriff. Der Widerspruch, worin seine oft unnöthigen Kriege, seine ebenso treulose als im Allgemeinen resultatlose Diplomatie, seine herzlose Prachtliebe über dem Elend des Volks — mit dem Prädicat des Großen stehen, das ihm der Verfasser mit Recht nicht zu entziehen wagt, bleibt von ihm ungelöst. Befriedigender ist seine Darstellung Friedrich Wilhelms I., wie sie auch mit sichtlicher Vorliebe in detaillirter Ausführung gegeben ist.

5) Die Jugendgeschichte Friedrichs II., die in den Umkreis des 2. Theils des Ebertyschen Buches fällt, veranlaßte mich, nach

einigen der dort angeführten Monographien zu greifen. Die erste, die Rheinsberger Zeit betreffend, war die Schrift: Chasot, von Kurd von Schlözer. Von diesem Verfasser hatte ich schon früher Verschiedenes gelesen: gleichfalls kleine Monographien, eine über die letzten Zeiten der Hansa, eine über Choiseul ꝛc. Diese hatte ich brillant, aber etwas manierirt geschrieben gefunden; besonders zu dem großen historischen Object der erstern, das eine nüchtern pragmatische Entwicklung erheischte, paßte der graziöse Salonstyl schlecht. Bei der Schrift über Choiseul mochte es der dürftige unerquickliche Gegenstand sein, warum sie mir keinen besondern Eindruck machte. Um so angenehmer war ich jetzt durch das Chasot-Büchlein überrascht. Hier fand ich Styl und Gegenstand in Uebereinstimmung. Ersterer schien mir auch für sich schlichter, weniger prätentiös geworden zu sein. Und der leichte lebenslustige brillante Franzose paßte vortrefflich in solchen Rahmen. Nur fast etwas gar zu leicht hat es sich der Verfasser mit der Form gemacht: die Aufnahme langer französischer Brief- oder Memoirenstellen in den deutschen Text halte ich für einen Stylfehler: sie mußten schlechterdings übersetzt, und der Urtext, so weit es erforderlich schien, in den Beilagen gegeben werden. Dagegen finde ich darin, daß der Verfasser, um von der Enge und Gebundenheit der preußischen Zustände auch noch unter Friedrich eine recht anschauliche Vorstellung zu geben, frischweg ein Stück aus dem Tagebuch eines nach Berlin und Potsdam reisenden Lübeckers einrückt, einen ebenso geschickten wie kühnen Griff. Was nun aber dem Büchlein seinen Hauptwerth verleiht, ist die Figur des großen Fürsten im Hintergrunde, auf welche von dem hellbeleuchteten Vordergrunde aus die mannigfaltigsten Lichter fallen. Und zwar ist es von der Rheinsberger Zeit an bis zu seinem Tode, daß wir den großen Friedrich immer wieder, in den verschiedensten Situationen, nicht immer so liebenswürdig wie am Anfang, aber immer bedeutend, zu Gesichte bekommen. Zu seiner Lebensgeschichte und Charakteristik ist das Büchlein von Schlözer über Chasot ein höchst werthvoller Beitrag.

6) Zugleich mit demselben holte ich mir von der Bibliothek verschiedene der Friedrichs-Monographien von Preuß. Sein großes Leben Friedrichs kannte ich schon. Jetzt las ich zuerst sein Büchlein über Friedrichs Jugend. Nach der Schlözer'-

schen Schrift erschien es mir in der Darstellung zuerst ein wenig stumpf. Das war nun wohl so ziemlich gleichmäßig die Schuld beider Theile: dort etwas zu viel, hier etwas zu wenig Gewürz. Freilich liegt auch zwischen den Abfassungszeiten der beiden Schriften ein Menschenalter. Und welches! Die von Preuß stammt aus dem letzten Jahre Friedrich Wilhelms III. Nachdem ich mich also an den weniger pikanten Styl, der auch durch die Stellung des Kgl. preußischen Historiographen hin und wieder etwas Bemäntelndes bekommt, mehr gewöhnt hatte, stieß ich unter andern löblichen Eigenschaften immer öfter auf eine, die für jene Zeit, den Spätabend des königlichen Verfassers der neuen Agende, und den Vorabend des romantischen Königs, nicht genug zu loben ist: die Freude und der Freimuth, womit des großen Königs freier Standpunkt in religiösen Dingen in's Licht gesetzt wird.

7) Fast noch mehr als die Schrift über Friedrichs Jugend sprach mich die andere: Friedrich mit seinen Verwandten und Freunden, an. Die einzelnen Bilder sind meistens recht anschaulich ausgeführt, und das allmählige Aussterben des Freundeskreises, die steigende Verödung des Lebens auf Sans-souci, macht eine im höchsten Sinn elegische Wirkung.

8) Die Schrift endlich: Friedrich der Große als Schriftsteller, mit ihren mich vielfach überraschenden Notizen, einestheils über die ungemeine literarische Fruchtbarkeit des vielbeschäftigten Königs und Feldherrn, anderntheils über die unverantwortliche Art, wie man mit seinem literarischen Nachlaß nach seinem Tode verfuhr (der auch in dieser Hinsicht unwürdige Nachfolger schenkte sämmtliche hinterlassene Handschriften Friedrichs, soweit sie in seinem Besitz, theilweise auch käuflich erworben waren, dem elenden Wöllner, der sie an die Buchhändler Voß und Decker in Berlin verkaufte), führte mich auf Friedrichs Werke selbst, wovon ich mir in der schönen Preuß'schen Ausgabe zunächst

9) Friedrichs Briefwechsel mit Voltaire holte.

Dritte Abtheilung.

Darmstadt, 15. Mai 1872.

„Wieder in München!“ fing ich vor nächstens 5 Jahren den zweiten Abschnitt dieser Aufzeichnungen an. „Noch immer in Darmstadt!“ beginne ich heute den dritten. „Wie seltsam oft die Fäden der Lectüre laufen!“ mit diesem Ausruf setzte ich dort meinen Bericht fort, ohne noch die ganze Seltsamkeit dieses Laufes zu übersehen, ohne zu ahnen, wohin er mich führen würde. Unter allerhand Büchern über preußische Geschichte im Allgemeinen und über Friedrich den Großen im Besondern, die ich damals in München gelesen, wird als letztes, womit jene Aufzeichnungen abbrechen, unter Nr. 9 Friedrichs Briefwechsel mit Voltaire aufgeführt. Damit war eine Studienreihe angeknüpft, die in meiner Schrift über den letzteren ihren Abschluß finden sollte.

Jene Nummer 9, von welcher dort nichts weiter verzeichnet steht, war für mich von dem höchsten Interesse. In dieses theilten sich zunächst beide Correspondenten; doch überwog schließlich das Interesse für denjenigen von beiden, von dem ich noch am wenigsten wußte. Das war aber — ich bekenne es nicht ohne Beschämung — Voltaire. In meinen jungen Jahren lag er für mich im Schatten der Geringschätzung, die von Seiten der romantischen Philosophie, worin ich aufgewachsen, die Aufklärung traf; später hatte mir zwar bei meinen kritischen Bemühungen der Vorschub nicht entgehen können, den die Männer dieser Richtung demjenigen geleistet hatten, was ich erstrebte; ich hatte die englischen Deisten schätzen, unsern Reimarus verehren und lieben gelernt: aber immer blieb diesen mehr oder minder ernsten wissenschaftlichen Männern gegenüber der frivole Spötter gemieden auf der Seite liegen. Und nicht allein, daß ich ihn in der Hauptsache nicht kannte; selbst auch das was ich von ihm kannte, stand ihm bei mir im Wege. An seinem Charles XII. hatte ich, wie herkömmlich, das Bischen Französisch gelernt das ich wußte: von einem zu solchem Zwecke gelesenen Buche bleibt einem in der Regel kein Eindruck. Später hatte ich auf Empfehlung meines Bruders, der ein großer Voltaire-Verehrer war, den Candide gelesen: aber

dem Schüler einer hochgestimmten idealistischen Philosophie, der ich damals war, konnte der Voltaire'sche Roman nur seicht erscheinen. Wenn ich durch irgend eine Art von Schriftwerken für einen Autor zu gewinnen bin, so sind es Briefe: durch seine Briefe an Friedrich hatte mich denn auch Voltaire gewonnen.

Gewonnen zunächst soweit, daß ich begierig war, mehr von ihm zu lesen, ihn näher kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke griff ich vorerst nach andern Briefen von ihm, nach seinen Gelegenheitsgedichten, weiterhin nach den Denkschriften, die nacheinander drei Secretäre, die in seinen Diensten gestanden, über ihn aufgezeichnet hatten. Nachdem ich den letztern Köder verschluckt, war an ein Loskommen nicht mehr zu denken. Jetzt hatte der Mann mein biographisches Interesse erregt, und das übte noch immer, so lange ich auch schon in diesem Fache nicht mehr gearbeitet, große Gewalt über mich. Aber ich wollte ja nichts mehr schreiben. Für wen auch? man las mich ja nicht. Also wollte ich den mir merkwürdig gewordenen Menschen und Schriftsteller ganz nur für mich allein kennen lernen, mir den Genuß, mir die Belehrung zuwenden, die für mich aus dem Studium seiner Werke entspringen mußten. Absichtlich legte ich mir keine Excerpte an, um mir jeden Gedanken an eine daraus etwa zu gestaltende Schrift von vorne herein abzuschneiden.

Aber die Lectüre seiner Werke nahm ich aus München nach Darmstadt, wohin ich im Frühling 1868 zurückkehrte, mit herüber. Mit den 70 Bänden war in einem halben Winter unmöglich fertig zu werden. Geradezu alle durchzulesen, hatte ich mir wohl auch nicht vorgenommen; vor der Henriade, vor den Trauerspielen hegte ich gemessenen Respect. Um so mehr zogen mich die polemischen und satirischen Schriften an; auch vor den philosophischen Abhandlungen gewann ich bald eine Achtung, die ich nicht erwartet hatte. Immer tiefer las und dachte ich mich in den merkwürdigen Mann und seine Wirksamkeit hinein; aber es blieb dabei, schreiben wollte ich nichts über ihn und schrieb deßhalb nicht einmal etwas aus ihm heraus.

Es ist hübsch, was mich zuerst diesem Vorsatz ungetreu machte. Es war der Gedanke — nicht an das Publikum, sondern an meine Tochter. Die Briefe des Alten, welche die kleine Corneille betreffen, die er als Pflegekind zu sich nahm, waren doch

gar zu liebenswürdig; wie mußten sie meine Tochter erfreuen, wenn ich sie zu ihrem Gebrauche zusammenschrieb. So entstand mein erstes Excerpt, wie es jetzt die dritte Beilage zu meinem Voltairebüchlein bildet. Hat ein Autor aber einmal die Feder in der Hand, so gibt eins das andere. Leicht ging es bei mir gleichwohl noch immer nicht. Mit dem Publicum wollte ich nichts mehr zu schaffen haben, und für wen schreibt man denn, wenn nicht für das Publicum? Das Excerpt hatte ich für die Tochter gemacht; wie, wenn sich jemand fand, für den es sich verlohnte, ohne Rücksicht auf das Publicum auch noch etwas mehr als blos ein Excerpt von meinen Voltairestudien aufzuschreiben?

16. Mai.

Hier greift in meine Schriftstellerei eine Bekanntschaft ein, die ich etwa anderthalb Jahr früher gemacht hatte. Als die jugendliche Gemahlin des Erbprinzen Ludwig von Hessen lebte hier Prinzessin Alice, der Königin Victoria und des zu früh verstorbenen Prinzen Albert zweite Tochter, als eine Dame von lebhaftem Geist und umfassender Bildung bekannt ......

Jetzt etwas über Voltaire niederzuschreiben, um es der Prinzessin vorzulesen, war ein Gedanke, der etwas Lockendes für mich hatte. Indem ich ihre freundliche Gestalt zwischen mich und das Publicum stellte, überwand ich den Widerwillen, den der Gedanke an das letztere mir gegen das Schreiben einflößte; es blieb mir vorerst ganz aus dem Gesicht. Schrieb ich aber etwas über Voltaire, so durfte es nicht ein einzelnes Wort, auch nicht ein einzelnes Verhältniß oder Erlebniß desselben sein, das ich behandelte; das Interessante war hier eben der ganze Mann, sein gesammtes Leben und Wirken. Das war aber ein gewaltiger Stoff, da gab es erst noch viel zu lesen und zu studiren. Vor allem mußten die 70 Bände seiner Werke nun ernstlich daran. Und nicht blos das bisher nicht Gelesene, wie die gefürchteten Dramen, auch das schon Gelesene, wie die Briefe und Anderes, mußte, weil früher nicht excerpirt, jetzt mit der Feder in der Hand noch einmal gelesen werden. In Betreff der Zeit und der Zeitgenossen Voltaire's mußte ich mir Schranken setzen, sonst war an ein Fertigwerden für den nächsten Zweck nicht zu denken.

Für Rousseau hatte ich in frühern Jahren viel Neigung gehabt, noch ausführlicher etwas später mit Diderot mich beschäftigt, den ich auch eine Zeit lang zum Gegenstand einer Arbeit zu machen gedachte. Bei der Gelegenheit war ich mit Grimm's Correspondenz, mit Marmontel's Denkwürdigkeiten bekannt geworden. Neuerdings hatte mir das Werk über Diderot von Rosenkranz viele Freude gemacht. Die geistvollen Aufsätze Sainte-Beuve's über Voltaire und Friedrich von Preußen führten mich in seine Causeries du Lundi ein, die für die französische Literatur- und Culturgeschichte im 17. und 18. Jahrhundert so reiche Belehrung bieten. Wie gerufen aber kam mir für mein Vorhaben das ausführliche Werk von Desnoiresterres über Voltaire, von dem übrigens damals nur erst 3 Bände, bis zur Uebersiedlung des Helden nach Preußen, vorhanden waren. Weiter sah ich mich nach Schriften über Voltaire absichtlich nicht um, da mein Vorhaben nur dahin ging, die Eindrücke, die der Mann und seine Werke auf mich machten, zusammenzufassen und auszusprechen.

So kam der Sommer 1869, und es war außer Excerpten immer noch nichts zu Stande gekommen. Ich war wieder in München, um noch einiges auf der dortigen Bibliothek nachzusehen; da fiel mir die alte Anekdote von dem attischen Redner, der in Sparta eine Lobrede auf den Herakles ankündigte, und die lakonische Querfrage, wer ihn dann tadle, als ein passender Anfang für einen Vortrag über Voltaire ein, und ich schrieb die zwei ersten Absätze, wie sie jetzt Seite 1 und 2 im Buche stehen, bis zu dem Satze von den „Katzen und Affen“ nieder. Das war gleichsam ein Draufgeld: jetzt konnte die Sache doch nicht wohl mehr liegen bleiben. Zunächst indeß ging ich mit einem Freunde auf 4 Wochen an den Bodensee, wo nicht der Ort war, die Arbeit ernstlich in Angriff zu nehmen. Dieß geschah erst nach meiner Heimkehr im Herbst, und als der Winter kam, ließ sich nachgerade daran denken, das Geschriebene bei der Prinzessin zum Vortrag zu bringen. Es wurde die Abrede genommen, daß ich alle andern Tage 1—1½ Stunden ihr aus meinem Manuscripte vorlesen sollte. In 7 Abenden kam ich damit zu Stande, während deren ich mich durch die immer gleiche lebendige Aufmerksamkeit meiner Zuhörerin belohnt sah.

Nachdem ich hierauf meine Arbeit noch mancher Verbesserung,

einzelne Abschnitte auch einer völligen Umgestaltung unterworfen hatte, ließ ich den Druck beginnen[1])......

Für mich wird das Andenken der Prinzessin Alice mit der Erinnerung an eines der erfreulichsten Ereignisse meines Lebens, die Abfassung der Schrift über Voltaire, so lang ich lebe unzertrennlich verbunden sein.

17. Mai.

Auch weiterhin hatte das Büchlein Glück. Mit seinem Erscheinen um Johannis 1870 war es auch schon vergriffen, und der Verleger kündigte mir die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage an. Sie vorzubereiten, begab ich mich nach München zu nochmaliger Benutzung der Bibliothek; aber kaum hatte ich mich da eingerichtet, so erfolgte die französische Kriegserklärung und setzte die Welt in Staunen und Verwirrung. Im ersten Schrecken wollte ich hieher zurückkehren; auf dem Wege jedoch besann ich mich noch eines Besseren und begab mich, wie ursprünglich meine Absicht gewesen, zur Badecur nach Rorschach am Bodensee. Von der neuen Auflage des Voltaire, glaubte ich, werde unter solchen Umständen vorerst nicht die Rede sein; allein der Verleger gab mir die Nachricht, daß sie ungehindert ihren Fortgang nehmen solle. Aus Rorschach hatte der Kriegsschrecken fast sämmtliche Badegäste verjagt: da mein alter Freund, Pfarrer Rapp, mir dahin nachgekommen war, befand ich mich nur um so behaglicher. Der Rest des Juli freilich, während die beiderseitigen Streitkräfte sich erst zusammenzogen und sich einander gegenüber aufstellten, verging noch in etwas gedrückter Stimmung, da man, bei aller Zuversicht auf den endlichen Sieg der gerechten deutschen Sache, doch das Gelingen eines ersten Stoßes von französischer Seite für möglich hielt; und die Nachricht von der Räumung Saarbrückens, die in den ersten Augusttagen einlief, war, wenn sie uns auch nicht niederschlug, doch nicht geeignet, die Stimmung zu

1) Die Frau Prinzessin hatte Kunde davon erhalten, daß Strauß wünschte, ihr das Buch zu dediciren, und aus welchen Gründen er Werth auf diese Widmung legte; daß er aber aus rücksichtsvoller Discretion nicht wagte, mit dem Wunsche hervorzutreten. Ihre königliche Hoheit betrachtete darum diesen Wunsch so, als ob er ihr gegenüber wirklich ausgesprochen worden sei, und nahm die Dedication in den im Texte enthaltenen Worten an.

heben. Nun kamen aber Schlag auf Schlag die Siegeskunden von Weißenburg und Wörth, der Feind auf seiner ganzen Angriffslinie geworfen und auf dem Rückzug begriffen. Daß es so weitergehen werde, bezweifelte von jetzt an kein deutsches Herz. Die Ueberlegenheit der preußischen Kriegsleitung und Kriegführung hatten wir im Jahre 1866 kennen gelernt; was man bis dahin bezweifeln konnte, ob sie sich ebenso Frankreich wie damals Oesterreich gegenüber bewähren würde, war nun entschieden. So lebten wir auf dem neutralen Ufer frohbewegt die ersten Siegeswochen mit, nur hin und wieder durch die schiefen Vorstellungen und die schlechte Gesinnung gegen Deutschland geärgert, die wir selbst bei gebildeten Schweizern antrafen. Nach der ersten Augustwoche verließ mich Rapp, der noch einen Aufenthalt auf dem Schwarzwald machen wollte; ich gab ihm bis Ueberlingen das Geleite. Wie ich andern Tags von da nach Rorschach zurückkam, fand ich auf meinem Zimmer im Einschluß meines Verlegers einen Brief von Renan.

Mit Ernst Renan war ich bis vor Kurzem ohne persönliche Beziehung gewesen. Daß eine solche eintrat, verdankte ich einem jüngern Freunde, den ich seit mehreren Jahren gewonnen hatte. Als ich in der ersten Hälfte der 60er Jahre mit meinen beiden Kindern in Heilbronn Haus hielt, lebte in Stuttgart als Hauslehrer in einer adeligen Familie ein junger Genfer, Charles Ritter, der sich aus der Theologie in die Philologie herübergezogen hatte, sich aber für theologische Fragen noch immer lebhaft interessirte und mit den einschlägigen deutschen Forschungen und Schriften, auch den meinigen, wohl vertraut war. Ein zufälliges Bekanntwerden mit der in Stuttgart lebenden Familie meines verstorbenen Freundes Märklin mochte dazu beitragen, seine Aufmerksamkeit auch persönlich mir zuzuwenden. Ich hatte so eben die erste Sammlung meiner Kleinen Schriften erscheinen lassen; darin reizte ihn besonders die Abhandlung über den auch in Frankreich wohlbekannten A. W. Schlegel zur Uebersetzung in's Französische. Er fragte schriftlich bei mir an, ob ich nichts dawider hätte; mir konnte es begreiflich nur angenehm sein, und da er über einzelne Punkte des Aufsatzes noch nähere Auskunft wünschte, so lud ich ihn zum Besuche nach Heilbronn. Er kam, und wurde mir, je näher ich ihn bei seitdem öfters wiederholtem Zusammen-

treffen an meinen verschiedenen Aufenthaltsorten kennen lernte, durch die Reinheit seines Sinnes, den Ernst seines wissenschaftlichen wie sittlichen Strebens, die Treue seiner Anhänglichkeit an mich, immer lieber. Nachdem er, in seine Heimath zurückgekehrt, und bald als Lehrer an dem städtischen Collége zu Morges am Genfer See angestellt, noch verschiedenes Einzelne von mir — und zwar nach dem Urtheile von Sachverständigeren als ich vortrefflich — übersetzt hatte, faßte er den Plan, eine Reihe meiner kleinern Arbeiten, wie die Schrift über Julian, den Vortrag über Nathan, und besonders auch Abschnitte aus der dem sinnesverwandten Jüngling besonders werthen Biographie Märklins, in französischer Uebertragung zu einem Bande von Essais et Mélanges zusammenzustellen. Der von ihm mit Recht hochverehrte Sainte-Beuve billigte sowohl den Plan als die Proben, die Ritter ihm vorlegte, verschaffte ihm einen Verleger in Paris, und überraschte ihn eines Tages mit der Nachricht, daß Ernst Renan, dem er von der Sache erzählt, aus freien Stücken sich erboten habe, seiner Zeit zu dem Buche eine Vorrede schreiben zu wollen. Dieß und die für mich freundliche Gesinnung, die Renan auch später, bei einem Besuche Ritter's in Paris an den Tag gelegt hatte, war für mich die Veranlassung gewesen, ihm ein Exemplar meiner Schrift über Voltaire noch eben vor dem Ausbruche des Krieges zu übersenden.

Dafür enthielt nun sein Schreiben an mich, datirt Sevres, 31. Juli 1870, den Dank.

> Votre charmant volume de Voltaire, schrieb er, m'est régulièrement parvenu, et si j'en ai tardivement achevé la lecture, cela tient à un voyage que je faisais dans les mers polaires avec le prince Napoléon, et que la guerre a interrompu. Peu de lectures m'ont fait autant de plaisir que celle de ces pages pleines d'esprit, de finesse et de tacte, où le vrai caractère de notre grand homme de XVIII^e siècle, si souvent méconnu, est admirablement rétabli. Voltaire a, dans ses qualités et ses défauts, des côtés si profondément français qu'il pouvait sembler impossible qu'un étranger ne commît pas en le jugeant quelque gaucherie.

Dann, nach einer geistvollen Aufzählung der Contraste, die sich in Voltaire's Wesen zusammenfanden, fährt Renan fort:

Vous avez marché à travers ces dangers avec un équilibre parfait. Votre livre est la vérité même, et me fait vivement désirer que vous traitiez de même quelque autres épisodes de notre histoire religieuse . . . .

Hierauf nach verschiedenen freundlichen Aeußerungen über das Gemeinsame unsrer Bestrebungen, über Ritter's Uebersetzung verschiedener meiner Arbeiten kommt Renan auf die brennende Tagesfrage, den so eben ausgebrochenen Krieg, zu sprechen.

Que vont devenir, cher maître, nos efforts vers l'honnête et le vrai dans l'affreux orage qui vient d'être déchaîné il y a quelques jours? Vous comprenez ma douleur, à moi et au petit nombre d'hommes qui avaient fait de l'union intellectuelle de l'Allemagne et de la France le but de leur activité. Ce n'est ici ni le lieu ni le temps de vous dire tout ce que je pense sur ce sujet. Vous pensez sans doute comme moi que le devoir de l'ami de la justice et de la vérité est, tout en remplissant ses devoirs à tous les degrés, de se dégager du patriotisme étroit qui retrécit le coeur et fausse le jugement. Voilà la haine, l'injustice, les appréciations iniques mises à l'ordre du jour pour un siècle entre les deux portions de la famille européenne dont l'entente est le plus nécessaire pour l'oeuvre de la civilisation. J'ai toujours considéré cette guerre comme le plus grand malheur qui pût arriver à l'humanité. Je la croyais conjurée. Le serrement de coeur qui j'ai éprouvé à Tromsoë, quand un télégramme funeste nous a appris que la guerre était certaine, est la plus pénible impression que j'aie éprouvé de ma vie.

So sehr mich in diesem Briefe das Urtheil eines so competenten Richters über meine Darstellung Voltaire's erfreuen mußte, so achtungswerth fand ich zugleich die Gesinnung, die der französische Schriftsteller über die große internationale Angelegenheit äußerte. Und doch konnte ich sie, je genauer ich seine Worte erwog, um so weniger ganz zu der meinigen machen. Er sah in dem ausgebrochenen Kriege wohl ein Unglück, aber er hatte kein Wort für das Verbrechen, das darin lag. Er schien zwischen den beiden in Streit gerathenen Nationen die Wage in einem Gleichgewicht halten zu wollen, das durch die schwere Schuld der einen

von vorne herein aufgehoben war. Indem er unparteiisch zu sein meinte, war er merklich parteiisch; während er als Kosmopolit zu empfinden glaubte, empfand er durch und durch als Franzose.

Ich war allein, der Freund hatte mich verlassen; andere Gesellschaft statt seiner hatte oder mochte ich nicht. So ging der Renan'sche Brief, gingen die Gedanken über den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung des entbrannten Kriegs, mit mir aus und ein. Ich fand mich aufgelegt, zu antworten. Und weil dabei manches zu sagen war, das nicht allein zu Renan's, sondern auch zu anderer Leute Gebrauche dienen konnte, nicht blos schriftlich, sondern lieber gleich gedruckt. So entwarf ich den Brief an Renan, überlas ihn, schrieb ihn ab, ohne mit mir in's Reine kommen zu können, ob ich etwas Brauchbares gemacht habe oder nicht. Das Wetter war schlecht geworden, ich gedachte den See zu verlassen, und zwar in der Richtung nach München, wo ich mehr Stille als in dem durch fortwährenden Truppennachschub noch immer stark beunruhigten Darmstadt zu finden hoffte. Auf dem Dampfboot während der Ueberfahrt nach Lindau las ich mein Sendschreiben noch einmal durch: und nun glaubte ich doch zu finden, daß es nicht übel sei. Gab es also gleich in Lindau nach Augsburg an die Allgemeine Zeitung auf die Post. Und schon am dritten Tage hatte ich in München die Antwort von einem Bekannten aus der Redaction, daß mein Schreiben bereits gesetzt werde, und sie gute und große Wirkung davon erwarten. Die hat es denn auch gehabt über mein Erwarten; mit keiner meiner Schriften habe ich so vielen Menschen aus dem Herzen geredet, so vieler Menschen Dank geerntet, wie mit diesen so gelegentlich und auf Gerathewohl hingeworfenen Zeilen.

Freund Ritter übersetzte mein Sendschreiben in's Französische, Renan selbst besorgte die Einrückung der Uebersetzung in das Journal des Débats, wo er dann in der nächsten Nummer seine vom 13. Septbr. datirte Antwort folgen ließ. Unterdessen waren die Ereignisse unaufhaltsam vorwärts geschritten, der Schlag von Sedan war gefallen, der Kaiser kriegsgefangen, sein Regiment gestürzt. Zugleich hatte man von deutscher Seite kein Hehl mehr, daß man sich gegen den unruhigen Nachbar eine bessere Grenze zu schaffen, ihm durch Wegnahme größtentheils uns früher geraubter Gebiete und Plätze künftige Ueberfälle zu erschweren gedenke. Dieser Per-

spective gegenüber entfaltete sich nun Renan in seiner Antwort vollends ganz als Franzose. Daß die Kriegserklärung von Seiten Frankreichs ein Unrecht gewesen, räumte er jetzt ein; doch nur weil er diesem verhältnißmäßig unschuldigen Fehltritt seiner Landsleute, den er später eine touchante folie nannte, ein Verbrechen, ein sacrilegium von unsrer Seite, das Attentat auf die Integrität des geheiligten Bodens der grande nation entgegenzustellen hatte!

Das forderte abermals eine Antwort heraus, und noch ungleich dringender als am Anfang das Privatschreiben. Aber die Antwort mußte auch unvermeidlich schärfer ausfallen als die erste, in demselben Maße als jetzt größere Irrthümer zu berichtigen, ärgere Sophismen aufzudecken waren. Doch wo blieb dann das freundliche Vernehmen mit dem französischen Collegen, das mir werth war, das ich um alles gern erhalten hätte? Um Zeit und zugleich die genaueste Kenntniß von dem Object, um das es sich zunächst handelte, zu gewinnen, übersetzte ich mir erst Renan's Brief. Auch der Beifall, den mein erstes Sendschreiben gewonnen, machte mich jetzt zaghaft, es mit einem zweiten zu wagen, das vielleicht nicht ebenso zum Ziele traf.

Während ich in diesen Ueberlegungen schwankte, kam zufällig mein Freund Zeller von Heidelberg herüber. Zu keiner Zeit hätte mir ein Mann, dessen Einsicht und Rath ich so hoch hielt, erwünschter kommen können. Sein Urtheil war aber, nachdem ich die Sache einmal angefangen, müsse ich sie auch fortsetzen. Da ich einmal als Anwalt des deutschen Rechts gegen Frankreich aufgetreten, dürfe ich die Partie nicht aufgeben. Und in Betreff meiner Furcht, dem befreundeten Gegner weh zu thun, traute mir Zeller, allzu schmeichelhaft, Feinheit genug zu, dieß zu vermeiden.

So ging ich an die Abfassung des Antwortschreibens, und es schien mir von vorne herein nicht übel zu gelingen. Weiterhin jedoch verwickelte ich mich allzusehr in die einzelnen Punkte des zu beantwortenden Briefs, so daß der Schluß meines Schreibens ein zerfasertes Ansehen gewann, und das Ganze beim Wiederlesen keinen Eindruck auf mich machte. Ich hielt meine Antwort für mißlungen, und machte mich gefaßt, sie demnächst in's Feuer zu werfen. War demnach in sehr gedrückter Stimmung, als ich am Abend, einer Einladung der Prinzessin zum Souper folgend, nach ihrem Palais ging. Der Prinz war noch im Feld

abwesend, die Gattin nicht ohne Sorge um ihn; doch um den Krieg konnte man jetzt ohne Sorge sein, da er, wenn auch noch nicht beendigt, doch entschieden war. So wandte denn die Prinzessin das Gespräch vornehmlich den Aufgaben zu, die nach dem einstigen Friedensschlusse die Fürsten wie das Volk in Deutschland erwarteten, und verhehlte dabei ihre Besorgnisse nicht, ob da auch alles so ausfallen würde, wie es verständige Vaterlandsfreunde wünschen müßten. Die Gesinnungen, die sie bei dieser Gelegenheit aussprach, erfreuten und erhoben mich; aber auf meinen Briefentwurf gab ich der Unterhaltung noch keinen Bezug; ich ging nach Hause und zu Bette in der Ueberzeugung, daß er nicht zu brauchen sein werde.

Erst wie ich am andern Morgen mich erhob und die Unterhaltung vom vorigen Abend noch einmal überdachte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Das war ja die Wendung, die ich meinem Antwortschreiben am Schlusse geben mußte, und die hier ihre Wirkung auf das Publicum so wenig verfehlen konnte, als sie im Gespräch der Prinzessin ihre Wirkung auf mich verfehlt hatte. So schnitt ich den lahmen Schluß meines Entwurfes hinweg und schrieb flugs den neuen, wie er jetzt im Drucke die vier letzten Seiten füllt: und nun wußt' ich auch, und zwar bestimmter als bei meinem ersten Sendschreiben, daß ich es recht gemacht hatte. Mein Vorgefühl täuschte mich nicht: der Brief, wie er am 2. October in der Allgemeinen Zeitung erschien, fand fast noch mehr Beifall als der erste, und nach wenigen Tagen liefen gleichzeitig von 3 Verlagshandlungen Anerbietungen ein, meine beiden Sendschreiben an Renan als Broschüre zusammenzudrucken. Ich gab meine Uebersetzung des Briefs von Renan dazu, was mir dieser hernach als eigenmächtige Verfügung über sein geistiges Eigenthum so übel genommen hat; wie fast noch mehr die Verwendung des Ertrags der kleinen Schrift für die deutschen Invaliden. Den der ersten Auflage theilte ich zwischen der deutschen Invalidenstiftung und den Satinätsvereinen in Stuttgart und Darmstadt; auch nach Straßburg wurde ein Scherflein gesandt. Als nach wenigen Wochen das Heft eine zweite Auflage erlebte, wandte ich den ganzen Ertrag der Invalidenstiftung allein zu; wobei mir aber etwas Ungeschicktes begegnete. Ich ging von der Voraussetzung aus, daß sämmtliche Beiträge,

wo auch immer eingezahlt, in die gleiche allgemeine Kasse kämen, und beauftragte daher meinen Leipziger Verleger der Kürze wegen zur Einzahlung des mir gebührenden Honorars in Leipzig. Da war es mir denn keine ganz angenehme Ueberraschung, wie ich Anfangs November von dem Vorsitzenden des dortigen Zweigvereins der Invalidenstiftung eine Ausfertigung erhielt, wonach mich dieser Verein in dankbarer Anerkennung meines ansehnlichen Beitrags zum Ehrenmitglied ernannt habe. Denn wenn ich meine Gabe einem Localverein zuwenden wollte, so war ich auf den in Stuttgart oder in Darmstadt gewiesen; der Leipziger ging mich näher nicht an, als sofern die dortigen Krieger eben auch Deutsche waren und sich brav geschlagen hatten; womit ich mich schließlich wohl auch beruhigen konnte.

Da ich oben der Ritter'schen Uebersetzung verschiedener meiner kleinern Sachen und des Versprechens von Renan, eine Vorrede dazu zu schreiben, gedacht habe, so mag hier auch noch erwähnt sein, wie es damit schließlich gegangen ist. Von der Uebersetzung hatte mir Freund Ritter im Sommer 1870 schon eine Reihe von Aushängebogen nach Rorschach gebracht, die vor dem Kriege fertig geworden waren; in Folge des Kriegs und der Verstimmung der Franzosen gegen alles Deutsche glaubte ich sicher, die Sache würde nun liegen bleiben. Allein, das Buch war bis auf wenige Bogen gedruckt, der Pariser Verleger wollte seinen Einsatz nicht verlieren, Renan zog sein Versprechen nicht zurück, und so erschien im April ds. J. das Buch als stattlicher Oktavband unter dem unpassenden vom Verleger gemachten Titel: Essais d'histoire religieuse et mélanges littéraires par D. F. Strauss, traduits par M. Ch. Ritter. Avec une introduction par M. E. Renan. Der letztere hat also zwar sein Versprechen gehalten; aber so verstimmt und kurz angebunden, daß ich der Pflicht überhoben bin, ihm dafür zu danken. Wir werden wohl schwerlich mehr in persönliche Berührung kommen; wie ich überhaupt eine bessere Stimmung Frankreichs gegen Deutschland schwerlich mehr erleben werde: glücklich genug, daß ich eine Umgestaltung Deutschlands erlebt habe, in deren Folge sich dieses um die Stimmungen seiner wandelbaren Nachbarn nicht mehr so viel zu kümmern braucht.

Ludwigsburg, 27. December 1872.

Den Bericht über das Zustandekommen und die Erfolge meiner Schrift: „Der alte und der neue Glaube", zu dessen Abfassung die Zeit noch nicht gekommen ist, will ich vorläufig durch Eintragung eines lateinischen Briefs eröffnen, den ich in den ersten Tagen nach der Vollendung des Druckes, October 1872, niederschrieb, um damit das für meinen Freund, Stadtpfarrer F., bestimmte Exemplar zu begleiten.

Venit tandem, amice, nec se diutius exspectavi patitur, libellus meus novus, imo, nisi praesagia animi fallunt auctorem, novissimus. Sentio vires, non tam ingenii, quam corporis, labare, et serena mente dictum illud repeto:

Vixi et quem dederat cursum fortuna peregi. Quod injunctum mihi a numine erat ut profiterer neque homines celarem, professus sum; sermonem quasi meum a primo jam usque ad ultimum verbum recitavi. Non ultra dices, si moriar, debitorem me aequalium aut nostratium esse moriturum. Quae habebam cum eis communicavi: libellus hic quidquid supererat continet.

Sed dices forsitan, quae tua est ratio, multa me omisisse, plura quam aequum sit in dissertatione mea desideravi. Multa, fateor, omisi, sed non negligens, sed sciens ac volens. Res acu tangere, non penitus pertractare volui. Non docere ex cathedra, sed quasi libere conversari cum lectoribus mihi proposui. Se non satis eruditos a me esse si lectorum aliqui fortasse querentur, dolebo; sed si scintillas ex hominum animis undique excussisse non dicar, tum demum male me scripsisse concedam.

Ceterum de eventu libelli ecce me egregie securum. Quod debebam, ut poteram feci; jam fiat quod potest, et sic debuisse fieri, mihi persuadendo acquiescam.

Tu vero, amicissime, valere et me amare perge.

II.

Zum Andenken an meine gute Mutter.

Für meine lieben Kinder.

(Geschrieben auf den Confirmationstag meiner Tochter, den 11. April 1858.)

Es ist doch recht Schade, liebe Kinder, daß ihr meine gute Mutter, eure Großmutter nicht mehr gekannt habt. Schade für euch und für sie. Was sie an euch für eine Freude gehabt hätte! An Georginens aufgewecktem, anstelligem Wesen; an der Anspruchlosigkeit und immer gleichen Stimmung unseres Fritz. Auf letztere hielt sie besonders viel. Oft wollt' ich meinen Bruder, euren Oheim, beneiden, weil er nach dieser Seite der Liebling der Mutter heißen konnte; denn er hatte von Natur diese Gleichheit der Stimmung mehr als ich. Doch mit dem Neide war es Scherz: wir wußten wohl, daß sie uns in gleichem Maße liebte, aber jeden in seiner Art. Eben auf diese Art eines jeden verstand sie sich so gut. So hätte sie auch deine Regsamkeit, liebe Georgine, sehr zu schätzen gewußt; denn sie hatte sie selbst. Aber sie würde dich auf des Bruders Genügsamkeit und Seelenruhe hingewiesen haben, wie vielleicht ihn mitunter auf deine Rührigkeit: in ihr war Beides vereinigt.

Ja, eure Großmutter machte ihrer Schule Ehre. Ich meine nicht die, in welcher sie Lesen und Schreiben gelernt hatte, obwohl dieser auch; sondern der Leidensschule, durch welche sie gegangen war. Sie kam als Waise schon zur Welt. Ihr Vater war bereits ein Vierteljahr vorher jung gestorben; ihre Geburt erneuerte die Klage um seinen Verlust. Er war Pfarrer in Neckarweihingen gewesen (sein Name war Beckh); ihr erinnert euch des langgestreckten Dorfes mit seiner Schiffbrücke, das ihr vom Hartnecker Schlößchen herab so freundlich vor euch liegen saht. Hinter der Kirche mit dem spitzen schiefergedeckten Thurme liegt das Pfarrhaus; kommen wir einmal wieder in die Gegend, so führe ich euch vor das Haus, in welchem eure gute Großmutter das Licht der Welt erblickt hat. Auch ihre ersten Lebensjahre brachte sie in demselben zu; der alte Großvater übernahm

den Pfarrdienst wieder, den er nur zu Gunsten des Stiefsohnes abgetreten hatte, und behielt die Schwiegertochter mit den zwei Enkelinnen bei sich. Nach einigen Jahren verheirathete die junge Wittwe sich wieder, und nahm ihre Kinder mit sich in das Pfarrhaus zu Aurig bei Vaihingen. Doch auch der Mutter war ein frühes Ziel gesteckt. Sie starb im Wochenbett, das neugeborne Zwillingspärchen ihr nach, und nun waren die beiden Mädchen erster Ehe ganz verwaist.

Da nahm ihr mütterlicher Großvater sich ihrer an. Es war ein Kaufmann in Bietigheim, mit Namen Leibius; o haltet, liebe Kinder, so lang ihr lebet, das Andenken des schlichten Mannes in Ehren, dem auch ihr noch so viel verdanket. Er erzog die Mutter eures Vaters zu dem was sie war; und das Beste, was in ihm ist, das Beste was er an Lehre und Beispiel auf euch übertragen konnte, bekennt euer Vater, ihr zu verdanken. Nie fährt er auf der Eisenbahn über den schönen Enzviadukt bei Bietigheim, ohne mit Zärtlichkeit auf das Städtchen zu blicken, und seinen Dank und Segen für das unvergängliche Gute hinüberzusenden, das ihm von dort gekommen ist.

Die kleine Christiane mochte sechs Jahre zählen (sie war am 9. September 1772 geboren), als ihr Großvater sie mit der älteren Schwester zu sich nahm, und stets hat sie von da an ihre glücklichsten Jugendjahre gerechnet. Der Großvater war, wie gesagt, Kaufmann, d. h. Kleinhändler, in dem kleinen Städtchen, wohlhabend nach den Ortsverhältnissen, und unter seinen Mitbürgern geachtet. Er stand schon wohl in den Sechszigen, hatte einen Sohn als Pfarrer, einen andern als Kaufmann im Lande versorgt, und lebte in zweiter Ehe mit einer Frau, die zwar nicht die rechte Großmutter der beiden Waisen, aber doch auch eine gute Alte war. Die Seele des Hauses indeß war der Großvater: von ihm ging der Geist der Ordnung und des Friedens aus, der darin herrschte.

Die Mädchen besuchten nun die Schule: wie vor achtzig Jahren die Schulen eines protestantischen deutschen Landstädtchens eben waren. Man lernte Lesen aus dem Spruch- und Gesangbuch und aus der Bibel; deutsch Schreiben und das nöthigste Rechnen auf der Tafel und im Kopfe; an Religionsunterricht fehlte es nicht, und das Gedächtniß wurde durch Auswendiglernen

von Bibelsprüchen und Kirchenliedern bereichert und gestärkt: aber von Geschichte, Erdbeschreibung, Naturlehre, deutscher Literatur, wovon euch, liebe Kinder, jetzt in der Schule so reiche und anziehende Tische gedeckt werden, bekam man damals so viel wie nichts zu kosten. Eines gleichwohl will ich nicht unerwähnt lassen, weil es den praktischen Sinn unserer Alten, bei aller Einfachheit, zeigt: man übte die Kinder im Handschriftenlesen; und weil die Hand des Commandanten auf dem benachbarten Asperg, des berufenen Generals Rieger, schwer zu entziffern war, so befanden sich etliche Handbillete von ihm unter den Lehrmitteln der Schule zu Bietigheim.

Eure Großmutter, mit ihrem hellen Geiste, ihrer Freude am Lernen und ihrem eisernen Gedächtniß, war natürlich mit dem, was in dieser Schule gelernt werden konnte, bald am Rande, und oft hat sie mir erzählt, wie lebhaft in jenen Jahren der Wunsch in ihr gewesen, daß ihr doch mehr Stoff zu lernen und ihren Geist zu nähren geboten werden möchte. Und dennoch, jene Stoffarmuth unserer alten Schulen, wenn sie nur in ihrer Art gut versehen wurden, führte auch wieder ihre eigenthümlichen Vorzüge mit sich. Man lernte Weniges, aber dieses recht; der enge Kreis, in dem man sich in steter Wiederholung drehte, prägte das Einzelne um so tiefer ein; der geistige Hausrath, den man sich erwarb, bestand aus wenigen Stücken, die aber dafür dauerhaft und desto leichter in Ordnung zu halten waren. Eure Großmutter sprach kein Französisch, nicht einmal hochdeutsch, aber von ihrer schwäbisch geführten Unterhaltung fanden sich geistvolle Männer angezogen; zu vielem Bücherlesen war sie nicht gebildet, um so mehr zu frischem Nachdenken aufgeweckt. Sie schrieb bis in ihre alten Tage nicht blos eine deutliche, sondern eine schöne und beseelte Hand; ihre Rechtschreibung war, in Anbetracht der Zeit, aus der sie stammte, aller Ehren werth; und die Verständigkeit, Herzlichkeit und gute Laune ihrer Briefe soll euch einmal, wenn ihr reif seid, sie zu schätzen, noch Freude machen. Von den zahlreichen Bibelsprüchen und Liederversen, die sie in der Schule gelernt, hatte sie keinen vergessen; ich bedurfte Jahre gelehrten theologischen Studiums, um es ihr an Bibelfestigkeit gleichzuthun; in der Kenntniß geistlicher Lieder erreichte ich sie nie.

Dabei ließen die wenigen Stunden, welche der Schulunter-

richt wegnahm, der Bewegung im Freien, dem harmlosen Spiel, der leiblichen Kräftigung volle Zeit. Man tummelte sich im Hof und auf den Wiesen, an der Enz und am Erlenbach. In diesen Stücken war die Erziehung der guten alten Zeit, so streng sie sonst war, freisinnig genug. Daneben mußten die Mädchen doch in Haus und Garten der Großmutter an die Hand gehen, im Winter mit ihr spinnen, und am Abend dem Großvater aus Riegers Postille vorlesen. Die bogenlangen Betrachtungen dieses ehrlichen Trösters setzten die Geduld der jungen Kinder oft auf harte Proben, und Christiane, wie sie immer ein munteres Ding war, machte sich bisweilen den Spaß, das zur Bezeichnung der Bogen unten an der Seite stehende: „Riegers Postill“ mitzulesen; so oft auch der langmüthige Großvater sie belehrte, daß das nicht zum Text gehöre.

Wie streng und doch wie freundlich die Ordnung im Hause war, davon ist mir aus den Erzählungen der Mutter noch ein Zug im Gedächtniß geblieben. Der Großvater besaß einen Weinberg, dem er besondere Neigung und Sorgfalt zuwendete. So zärtlich er nun auch die beiden Enkelinnen liebte, nie durften sie ihn doch, wenn die Trauben zu reifen begannen, in den Weinberg begleiten; das wäre wider die Ordnung gewesen; aber nie kam er auch aus dem Weinberg zurück, ohne jeder eine von ihm geschnittene Traube mitzubringen. Bei der Lese mochten sie sich dann im Weinberg selber gütlich thun.

Ihr werdet euch des Bildes kaum erinnern (es hängt mit andern noch in Ludwigsburg bei unserer treuen Caroline, und wenn ich mich einmal wieder häuslich mit euch einrichte, werden wir es zu uns nehmen), das den würdigen Alten vorstellt. Ein längliches, feines Gesicht, aus dem helle blaue Augen verständig und doch freundlich uns anschauen. Ich weiß mich des Tags noch lebhaft zu erinnern, da das Bild zum ersten Mal in unser Haus kam. Der Vater wollte der Mutter auf ihren Geburtstag eine Freude machen, und da er ihre dankbare Verehrung für den damals längst verstorbenen Großvater kannte, so gab er einem Maler den Auftrag, das im Besitz eines Sohnes befindliche Portrait desselben zu copiren. Da dieses etwa zehn Jahre vor der Zeit gemalt war, in welcher die Mutter bei ihm gelebt hatte, so sollte der Maler suchen, das Gesicht um so viel älter vorzustellen.

Der gute Mann lieferte nicht eben ein Meisterwerk; aber die Absicht des Vaters ward auf's schönste erreicht. Da der Goldrahmen zu dem Bilde nicht mehr fertig geworden war, so hängte der Vater in der ersten Frühe des Geburtstags der Mutter es einstweilen ohne Rahmen auf. Wie nun diese aus der Schlafkammer trat und das Bild erblickte, war sie im Innersten bewegt. Die erweckte Erinnerung half den Mängeln der Arbeit nach, sie fand sich den theuren Großvater vollkommen vergegenwärtigt, und drückte dem Vater ihren Dank durch Thränen der schmerzlichsten Freude aus.

Ungern verlasse ich dieses Jugendparadies der guten Mutter; ich wünschte noch mehr einzelne Züge daraus zu wissen, um mich noch länger darin aufhalten zu dürfen. Allein die verrinnende Zeit verlangt ihr Recht. Für den Großvater kamen die Jahre der Altersschwäche heran, seine Leibesgebrechen nahmen zu, für die Erziehung junger Mädchen war sein Haus nicht mehr der Ort. Auch war für diese die Zeit gekommen, um in Kochen und Nähen noch dasjenige zu lernen, wozu die Anleitung der Großmutter nicht ausreichend gewesen war. So wurden sie nach Stuttgart in das Haus eines Kaufmanns Otto gebracht, der, wenn ich nicht irre, ein entfernter Verwandter war. Hier lebte damals noch die in Würtemberg durch ihr Kochbuch unsterbliche Löfflerin als Landschafts-Köchin. In ihrer Küche, unter ihrer persönlichen Leitung, hat eure Großmutter das Kochen gelernt, und sie hat dieser Schule zeitlebens durch ihre Kochkunst Ehre gemacht. Die ländlichen Schwestern meinten, auch in der Residenz wie in dem ehrlichen Landstädtchen Abends unbefangen ihre Gänge durch die Straßen machen zu können, und wunderten sich nicht wenig, als man ihnen eröffnete, das schicke sich hier nicht. Aber der gute Otto gab sich selbst zu ihrem Ehrenwächter her, und machte mit ihnen, wenn der Koch- und Nähunterricht zu Ende war, gutwillig ihre abendlichen Promenaden.

Als die Stuttgarter Lehrzeit um war, nahm ein Sohn des alten Herrn in Bietigheim, ein Halbbruder ihrer verstorbenen Mutter, der in Hegnach bei Waiblingen Pfarrer war, Christiane zu sich. Hier ward ihr Gelegenheit, das Erlernte praktisch anzuwenden, indem die Tante der geschickten und thätigen Nichte gern einen Theil der Haushaltung überließ. Hegnach ist nur zwei

Stunden von Ludwigsburg entfernt: so lernte euer Großvater die Großmutter kennen. Es war in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre, daß er sie als seine Frau nach Ludwigsburg führte.

Die Verhältnisse konnten ansehnlich scheinen, in welche sie hier trat; waren aber, wenn man auf den Grund blickte, nicht erfreulich, die Aufgabe nicht leicht, die sie sich gestellt sah. Ein wohlhabendes Handlungshaus: darin aber ihr Mann noch lange nicht sein eigener Herr. Ach! und auch als er es in der Folge wurde, war er es doch nicht, und ist es in seinem Leben nie geworden. Das ging so zu.

Euer Großvater war ein Mann von der schönsten natürlichen Begabung. Sein Latein in der Ludwigsburger Schule hatte er so tüchtig gelernt und so wenig mit den Schulbüchern bei Seite gelegt, daß er noch im Alter, seinen Virgil, Ovid, Horaz in der Tasche, aufs Land ging, und sich da, um zu lesen, im Wirthsgarten allein in eine Laube setzte. Zu jeder Art schriftlicher Ausarbeitungen hatte er ein angeborenes Geschick. Wo Eingaben, Bittschriften, Circulare zu machen waren, wendeten sich Verwandte und Bekannte an ihn, und ich erinnere mich aus meiner Universitätszeit einer Torte, die er mir zuschickte, und die er von einem mir wohlbekannten Zuckerbäcker für einen ihm gemachten Aufsatz zum Geschenk bekommen hatte. Etliche Abhandlungen von ihm über Lieblingsgegenstände seiner Beobachtung (ich sage euch bald mehr davon) könnt ihr sogar, wenn ihr sie einmal aufsuchet, gedruckt lesen. Selbst für Poesie war euer Großvater nicht ohne Talent. Sein lustiges Epigramm auf das Lehrbuch der drei lateinischen Präceptoren mit den ominösen Namen habe ich euch ja oft hergesagt, und ihr es hoffentlich behalten.

In dieser Begabung, diesen Neigungen, war offenbar eine gelehrte Laufbahn vorgezeichnet: doch die Gewohnheit, daß der Sohn in der Regel das Gewerbe des Vaters ergriff, wirkte in den Eltern, und, wie es scheint, auch in ihm selbst noch so stark, daß der Gedanke an das Studiren nicht ernstlich gefaßt wurde. Auch seiner Erziehung wäre eine solche Laufbahn, besonders wenn es die theologische gewesen wäre, die ihn schon mit dem vierzehnten Jahre von Hause weggenommen und unter die Klosterzucht gestellt hätte, zu Gute gekommen. Denn ihn zu erziehen, fehlte es seiner

leidenschaftlichen Mutter an Bildung, dem verständigen Stiefvater (der fromme Vater war ihm früh gestorben) an Sinn für Anderes als das Geschäft, und vor Allem an Gewalt im Hause. So kam er, nach daheim bestandener Lehrzeit, nur auf zwei Jahre in das Ausland, in ein Großhandlungshaus zu Havre de Grace, von wo er, nebst der Fertigkeit in der französischen Sprache, die ihm später während der Kriegsjahre mehrfach zu Statten kam, noch die vollendete Kunst der kaufmännischen Buchführung mit nach Hause brachte. Diese wandte er sofort in dem Geschäfte seines Stiefvaters an, der dafür das Praktische der Handelsgeschäfte, den Einkauf, Verkauf und die Speculation, um so lieber in eigener Hand behielt, je weniger der Stiefsohn hiezu Talent und Lust bezeigte, während eben hiefür der Stiefvater in ausgezeichnetem Maße befähigt war. So blieb für den Ersteren viel freie Zeit, welche er mit allerhand Liebhabereien ausfüllte, die, an sich zwar nicht unedler Art, ihn doch von seinem einmal ergriffenen Berufe immer weiter abführten, immer mehr an ein Leben nach Laune und Bequemlichkeit gewöhnten. Er pflanzte und veredelte Obstbäume, legte Bienenstände an, beobachtete sinnig die Natur und Haushaltung dieser Thierchen, und schrieb darüber in eine Zeitschrift jener Jahre schätzbare Aufsätze; las alte und neuere Poeten, und vertiefte sich dazwischen in den Mysticismus des Stillingschen „Grauen Mannes".

In dieser Stellung eines besoldeten Haussohnes stand euer Großvater, als er sich verheirathete, und ihm für seine Familie ein Wohnraum im obern Stockwerke des Handlungshauses angewiesen wurde. Daß in so verwickelten Verhältnissen eure gute Großmutter, neben ihrer Genügsamkeit und rastlosen Thätigkeit, zugleich alle die Klugheit, Selbstbeherrschung, herzgewinnende Freundlichkeit und nicht leicht zu trübende Heiterkeit bedurfte, die ihr theils die Natur, theils die Verhältnisse ihrer jungen Jahre gegeben hatten, um durchzukommen und den Muth nicht zu verlieren, möget ihr euch denken. Ein Töchterchen, dessen Geburt in den ersten Jahren der Ehe die Eltern erfreute, starb bald wieder hinweg. Es folgte ein Söhnlein, Namens Fritz; nicht ich, liebe Kinder, sondern ein älterer Bruder, von dem ich aber nicht zu viel Gutes sagen darf, da mich hernach Jedermann als sein Ebenbild betrachtet hat. Dem sei indeß, wie ihm wolle, so viel

muß ich sagen, daß der Knabe gern und fleißig lernte, lenksam und liebreich und aller Verwandten und Bekannten Liebling war. Doch länger nicht als sieben Jahre sollte diese Freude den Eltern bleiben. Ein bösartiges Scharlachfieber, wie es scheint, auch vom Arzte verkehrt behandelt, raffte den guten Knaben hinweg. Ein Trauer- und Trostgedicht auf diesen Todesfall von dem verehrten Hausfreunde, Oberhelfer Vischer, dem Vater meines Freundes in Zürich, befindet sich noch unter meinen Papieren. Doch an den armen, nun kinderlosen Eltern, verfing kein Trost. Mehr als einmal hat die Mutter mir erzählt, wie ihr in jener Zeit oft Abends von tagelangem Weinen die Augen ganz trocken und unbeweglich gewesen seien. Ein Jahr nach diesem Trauerfall wurde ich geboren. Das war Trost. Und dritthalb Jahre nach mir euer guter Oheim; das war Freude. Wir blieben's auch; und haben wir gleich, bald mit, bald ohne Schuld, den guten Eltern manchmal Sorge, so haben wir ihnen doch niemals Unehre gemacht.

Es war im Jahre 1814, und ich sechs Jahre alt, als mein Vater durch den Tod seines Stiefvaters in den Besitz der von seinem Vater begründeten Handlung kam. Er schien am Ziel seiner Wünsche, welche durch den langen Verzug (er stand bereits in seinem 46. Jahre) nur um so leidenschaftlicher geworden waren. Eine Zeit lang ging auch das Geschäft schwunghaft fort. Doch mancherlei Unstern trübte bald das neue Glück. Eine Reihe von Ladendiebstählen brachte empfindlichen Verlust, und der Schreck und Jammer darüber, da lange keine Spur des Thäters zu entdecken war (ein im Hause beschäftigter Arbeiter zeigte sich zuletzt als solcher), erschütterte die Nerven und untergrub die Gesundheit meiner guten Mutter. Im Jahre 1816 starb König Friedrich, und damit hörte Ludwigsburg auf, Sommerresidenz des Hofes zu sein, woraus besonders auch dem Geschäfte meines Vaters mancher Vortheil erwachsen war. Mittlerweile hatte sich, in Folge von Napoleons Sturz, das Festland den englischen Fabrikaten eröffnet, die nun massenhaft einströmten und die Preise der unter dem Schutze der Continentalsperre theurer gefertigten festländischen Waaren schnell herabdrückten. Mein Vater aber hatte nach dem Tode seines Stiefvaters ein beträchtliches Lager solcher Waaren noch zu den früheren hohen Preisen übernommen. Statt nun,

was Anfangs mit verhältnißmäßig geringem Verluste thunlich war, so rasch wie möglich mit denselben aufzuräumen, verstockte er sich, sie nicht unter dem Preise herzugeben, während ihr Werth mit jedem Tage tiefer sank, und die Interessen für das todtliegende Kapital sein Vermögen verzehrten. Und sie hätten es aufgezehrt, wenn nicht die Mutter, unter jahrelangen Kämpfen, nach und nach die Veräußerung durchgesetzt hätte; als es freilich längst zu spät und der Verlust ungeheuer war, doch wenigstens noch Zeit, um dem Aeußersten zuvorzukommen.

Unter allen diesen Wirren litt die gute Mutter unsäglich; doch unseren glückseligen Kinderaugen waren sie größtentheils verhüllt. Wir lebten eine recht schöne heitere Knabenzeit. Die Eltern beide, der Vater nicht minder als die Mutter, waren voll Güte und Zärtlichkeit gegen uns, machten und gönnten uns jede gesittete Freude, und ließen sich das Geräusch und die Unruhe, welche unsere Spiele nicht selten mit sich führten, geduldig gefallen. Ein hartes Wort, das der Vater uns wohl einmal in der Hitze gab, machte er bald durch erneuerte Freundlichkeit gut; einen Papierdrachen, den er uns eines Tages wegen verspäteten Heimkommens im Zorne zerschlug, fanden wir am folgenden von ihm selbst wieder zusammengeklebt. Ein geräumiges Haus mit Hof und Altan, Hintergebäuden und allerhand leerem Gelaß, das die Eltern mit der alten Großmutter und einer Tante allein bewohnten, gab unserem Treiben erwünschten Spielraum. Nirgends lieber als in unserem Haus und Hofe versammelten sich die Kameraden, weil sie nirgends mehr Platz und Duldung fanden.

So lange der Vater noch im Geschäfte seines Stiefvaters arbeitete, hatte er in dessen unfern gelegenem Garten, außer seinen Baum- und Blumenpflanzungen, auch einen großen Bienenstand angelegt, in welchem er, wie schon erwähnt, seine Beobachtungen anstellte, bisweilen auch mit Freunden, die sämmtlich dem gebildeten, zum Theil dem gelehrten Stande angehörten, einen geselligen Abend zubrachte. Als er selbst das Geschäft übernahm und nicht mehr so leicht von Hause abkommen konnte, wurde der Bienenstand auf den Altan des Hinterhauses verlegt. Hier stand nun ein Dutzend Bienenstöcke, bald mehr bald weniger, theils in Körben, theils in Holzkasten, alle aber, oder doch die meisten, in Decimalwagen, deren lange Balken mit den kleinen flachen Wag-

schalen in den innern Gang des Altans hereinsahen, während der Stock an dem kürzern Arme durch Schnüre befestigt ruhte, aber durch Einlegung des entsprechenden Gewichts in die Wagschale gehoben werden konnte. Der Zweck dieser Einrichtung war, ohne Beunruhigung der Bienen während des Sommers die täglichen Gewichtsveränderungen jedes Stockes auszumitteln, und dadurch eine Uebersicht zu gewinnen, aus welcher die gute oder schlechte Beschaffenheit eines Jahrgangs und seiner einzelnen Monate in Absicht auf Bienenzucht, der Honigertrag der verschiedenen Pflanzen, z. B. des Salbei, der Linde (letztere in der Lindenstadt Ludwigsburg von besonderer Wichtigkeit), hervorgehen mußte. Jeden Abend daher, vom ersten Frühling bis in den Spätsommer, sobald abgegessen war, nahm der Vater ein Licht, um auf den Altan zu gehen und seine Bienen zu wägen. Wir Knaben pflegten ihn zu begleiten. An schönen Sommerabenden ruhten da die Bienen nach gethaner Arbeit behaglich summend vor und in ihren Körben, während der Duft des eingetragenen Honigs und Blüthenstaubs den ganzen Bienenstand durchdrang. Nun wog der Vater und schrieb das Gewicht auf die dahängende Schiefertafel; und wie freuten wir uns mit ihm, wenn die Ziffer gegen die gestrige manchmal eine Zunahme von ein bis zwei Pfund bei einem Stocke auswies! Diese Zahlen wurden dann am Schlusse jeden Monats von dem Vater in ein Buch eingetragen, so daß zuletzt eine Tabelle, wie von Barometerbeobachtungen, vor ihm lag.

Eine Hauptfreude für uns Knaben war im Sommer das Schwärmen der Bienen. So klein die Thierchen sind, so gewährt doch dieses Schwärmen derselben ein wahrhaft erhabenes Naturschauspiel. Wie von dämonischer Gewalt getrieben, ja geworfen, stürzen im Zeitraum weniger Minuten mehrere tausend Bienen aus dem engen Flugloch hervor, erheben sich von dem Stocke brausend in die Luft, die sie verdunkeln, um, wenn sie sich da gesammelt, weiter zu ziehen, und sich an einen bequemen Gegenstand, einen Baumast, einen Dachvorsprung, als Klumpen anzuhängen, der sofort von dem Bienenvater in einen untergehaltenen Korb gefaßt, und als neuer Stock auf dem Stande aufgestellt wird. Auf dieses Schauspiel zu passen, wenn es nach bestimmten Vorzeichen erwartet werden konnte, ließen wir Knaben uns nicht leicht nehmen, wenn wir auch manchmal einen Bienenstich (denn die

Thierchen sind dabei in der leidenschaftlichsten Aufregung) davontrugen.

Nicht immer jedoch verlief die Sache so regelmäßig. Es kam vor, daß der Schwarm, nachdem er sich eine Zeit lang in der Luft umgetrieben, statt sich irgendwo anzuhängen, unverrichteter Sache wieder in den Korb zurückstürzte. Der Vater wußte wohl, wo das herkam: die Königin mußte nicht mit den Schwärmenden gewesen sein. Darauf richtete er nun seine Untersuchung. Er ging in den Hof hinunter, suchte und suchte, und fand endlich die Majestät mit zerfetzten Flügeln am Boden kriechen. Sie war also zwar mit den andern ausgezogen, aber unfähig, mit ihnen aufzusteigen, zu Boden gefallen. Er brachte sie in den Korb zurück, und konnte nun berechnen, was geschehen würde. Am nächsten sonnigen Mittage wiederholte der Stock den vereitelten Schwärmversuch, und jetzt stellte sich der Vater, durch seine Bienenkappe mit Drahtvisir und stichfeste Handschuhe geschützt, so auf, daß er auf das Flugloch und Flugbrett sowohl genau sehen, als vorkommenden Falls langen konnte. Trupp für Trupp drängten sich die Völker heraus; auf einmal: Platz der Königin! Sie schritt vor, und war eben im Begriff, ihren früheren Fall zu wiederholen, als des Vaters geschickte Finger sie ergriffen und in Sicherheit brachten. Die hitzigen Bienenschaaren nichts desto weniger vorwärts und in die Luft — und nun machte der Vater ein allerliebstes Kunststück. Wohlwissend, daß der ausgezogene Schwarm, der über uns brauste, sobald er sich ohne Königin fand, binnen weniger Minuten sich wieder, wie das vorige Mal, in den Stock zurückstürzen werde, entfernte er den vollen Stock, aus dem die Kolonie gezogen war, stellte einen leeren Korb an den Platz, und setzte die abgefangene Königin hinein. Kaum war das in höchster Eile geschehen, so begann auch schon der stürmische Rückzug: die ausgezogenen Bienen, durch die Verwechslung getäuscht, warfen sich auf den leeren Korb, zogen ein, fanden mit Ueberaschung ihre vermißte Königin, und trugen voll Vergnügen noch an demselben Tage als Glieder eines neuen Bienenstaats Honig und Wachs ein.

Doch noch kühner als durch solche Versuche drang des Vaters Beobachtungslust in das Innere der Bienenwelt ein. Wenn es mit einem Bienenstaate, bei günstigen Verhältnissen der Witterung,

Wohnung u. s. f. doch nicht steht wie es sollte, wenn er im Wohlstand zurückkommt, wenn Räuber sich in seine Thore drängen und dergleichen, so ist jedesmal anzunehmen, daß es an der Königin fehle, daß sie entweder mißgeschaffen, krank, oder gar gestorben sei. Dies mit Sicherheit auszukundschaften, hatte der Vater einen kurzen Weg. Er kannte ein Gewächs, zu den Pilzen gehörig, Bovist genannt, das getrocknet und angezündet wie Zunder glimmt, und durch seinen Rauch die Bienen, wie jetzt Chloroform die Menschen, auf eine halbe Stunde vollständig betäubt. Ein Stück rauchenden Bovists also wurde in einem durchlöcherten Gefäß unter den Stock gelegt, dessen Haushaltung untersucht werden sollte; und wenn das Kraut ausgeglimmt hatte und der Korb aufgehoben wurde, lag dessen sämmtliche Bürgerschaft in einem Haufen wie todt auf dem Flugbrett. Wie Bohnen konnten wir nun die Bienen durch die Finger laufen lassen, und da fand sich dann in der Regel, was der Vater hatte erforschen wollen.

Nicht wenig vermehrte unsere Theilnahme an des Vaters Bienenlust der Umstand, daß er bald jedem von uns einen eigenen Stock schenkte, dessen Ertrag an Honig in unsere Sparkasse fließen sollte. Der Bruder hatte Glück mit seinem Stock; auch der meinige schien Anfangs gedeihen zu wollen, bald jedoch wurde er buckelbrütig und ging zu Grunde.

Wie? buckelbrütig? fraget ihr mich erstaunt, was ist denn das? — Ja, das wüßte ich selbst nicht, liebe Kinder, wenn nicht, wie gesagt, der mir vom Vater geschenkte Bienenstock leider buckelbrütig geworden wäre. Ihr wisset doch, in einem Bienenstocke sind außer der Königin, die zugleich die Mutter aller ihrer Unterthanen ist, denn sie allein legt die Eier, noch zwei Klassen von Bienen: die fleißigen Arbeitsbienen, die von allen Blüthen auf Wiesen und Bäumen den süßen Ertrag heimbringen, daheim Wachs ausschwitzen und Zellen bauen, Honig aufspeichern und die junge Brut mit Brei aus Honig und Blüthenstaub versorgen; und zweitens, die Männchen, die dicken sogenannten Drohnen, die nichts thun, als ihrer Monarchin den Hof zu machen, übrigens sich die von den Arbeitern eingebrachten Süßigkeiten schmecken zu lassen, im Stocke spazieren zu gehen und vor demselben spazieren zu fliegen; denn daß sie die Eier sollten ausbrüten helfen, ist vermuthlich eine Fabel. Glücklicherweise bilden diese Verzehrer in

einem wohleingerichteten Bienenstaate bei Weitem die Minderzahl; es sind ihrer nicht so viele Hundert als der Arbeiter Tausend; ja wenn es dem Winter zu geht und die Nahrung knapp wird, machen die Arbeiter wenig Umstände und stechen die Fresser, denen kein Stachel zu Hülfe kommt, sammt und sonders todt. Es legt also die Königin ordentlicher Weise zweierlei Eier, männliche und weibliche; denn die Eier, aus welchen Königinnen hervorgehen, sind — ein bürgerfreundliches Naturspiel! — von denen, aus welchen gemeine Arbeitsbienen werden, urspünglich nicht verschieden, sondern nur die kleinere oder größere Zelle, in welche das Ei gelegt wird, gleichsam der Raum der Wiege, bestimmt den Unterschied. Auch für die Drohneneier ist eine Anzahl größerer Zellen als die für Arbeitsbienen, obwohl kleiner als die königlichen, bereit; sollen Drohneneier in Arbeiterzellen Raum für ihre Entwicklung finden, so muß dadurch nachgeholfen werden, daß deren gewöhnlich flacher Deckel mit einer Wölbung, oder einem Buckel, versehen wird. Wenn nun in einem Stocke die für Arbeiterbrut bestimmten, sonst flach gedeckten Zellen solche gewölbte Deckel zeigen, so heißt der Stock buckelbrütig: und das ist dann freilich ein schlimmer Umstand. Es heißt nämlich nichts Anderes, als daß in einem Bienenstaate (durch Untüchtigkeit der Königin, die nur Drohneneier legen kann) nur noch Verzehrer, und keine Arbeiter und Erwerber mehr nachwachsen; gerade wie wenn es in einem Menschenstaate nur noch Prinzen, Junker und Beamte, aber keine Bürger und Bauern mehr geben sollte; wobei ein Ende mit Schrecken nicht lange ausbleiben könnte. So, liebe Kinder, erging es eurem Vater mit seinem Bienenstocke, der buckelbrütig wurde; und daher hat er von dort an so eifrig darauf gehalten, daß im Hause wie im Staate nicht mehr verzehrt als erworben, nicht mehr ausgegeben als eingenommen werde.

Doch da bin ich in das Bienenkapitel hineingerathen, bin redselig geworden und von meinem eigentlichen Gegenstande — ich wollte euch ja von meiner Mutter erzählen — abgekommen. Denn mit des Vaters Bienenwesen hatte die Mutter nichts gemein, ja sie war demselben abgeneigt. Nicht als hätte es ihr an Natursinn gefehlt, den sie besaß wie Wenige; aber sie stellte sich hier streng auf den praktischen Standpunkt. Wäre der Vater ein großer Herr, meinte sie, ein reicher geschäftsloser Mann, so würde

sie solche Verwendung seiner Mußestunden und seines Geldes loben. In seiner Lage hingegen, wo nur ungetheilte Aufmerksamkeit und angestrengte Thätigkeit im Geschäfte den drohenden Ruin noch abwenden könne, sei solche Zerstreuung, solche Ausgaben (denn als Erwerbsquelle betrieb der Vater seine Bienenzucht wahrhaftig nicht) geradezu vom Uebel. Dabei blieb sie, und hatte, wie gewöhnlich zu spät, die Genugthuung, daß der Vater endlich, als ihn auch zunehmendes Alter bequemer machte, ihr folgte und den Bienenstand abgehen ließ.

Doch auch der Zeitordnung bin ich über diesen Erzählungen ein Stück weit vorangelaufen. Aus meinen früheren Schuljahren habe ich die Ankunft eines kleinen Brüderchens nachzutragen, das mir als ein zartes, sinniges Wesen im Gedächtniß lebt, das aber, zu meinem lebhaften Schmerz, uns schon im ersten Jahre wieder entrissen wurde. Und leider hatte der kleine Spätling die letzte Kraft der ohnehin schon leidenden Mutter mitgenommen. Eine Reihe von Jahren, bis gegen das Ende meiner Klosterzeit, war sie von da an in einem solchen Zustande von Nerven- und Gliederschwäche, daß man völliges Contractwerden befürchtete. Nur elend und mühsam konnte sie noch gehen, ihren häuslichen Geschäften vermochte sie, die an rastlose Thätigkeit Gewöhnte, zuletzt nicht mehr selbst nachzukommen. Doch, wenn sie auch nicht zugriff, wenn sie auch nur im Sessel saß, lenkte sie Alles. Der Vater, wenn er gleich bei Weitem nicht immer that, wozu sie ihn trieb, oder unterließ, wovon sie ihn abmahnte, that doch nicht leicht etwas, auch im Geschäfte nicht, ohne ihren Rath eingeholt zu haben, und er befand sich immer wohl dabei, wenn er ihr folgte.

Der drohenden Lähmung zu begegnen, wurde der Mutter der Besuch des Wildbades verordnet. Wie schwer riß sie sich los von uns Kindern, die ihrer Pflege, einem Manne, der ihres Rathes und Beistandes, einem Geschäft und Hauswesen, das ihrer Leitung jeden Tag, jede Stunde bedurfte. Aber sie ging, und sie hatte die Geisteskraft, weil sie wußte, daß ohne das keine heilsame Wirkung des Bades möglich war, alle Sorgen daheimzulassen, und die ihr vorgeschriebene Kurzeit über so heiter und aufgeräumt zu sein, als hätte sie das bestbestellte Haus zurückgelassen. Nur wer, wie ich, weiß, wie innig sie an diesem Hause hing, wie ganz sie in und für die Ihrigen lebte, ermißt die Willensstärke, die sie

hiezu aufbieten mußte. Vier Sommer nach einander von 1817 an, wiederholte sie den Gebrauch des Wildbades, aber ohne wesentlichen Erfolg, da das Wasser sie mehr anzugreifen als zu stärken schien.

Da verlautete im Frühling 1821, daß ein Müller bei dem Dörfchen Neustadt in der Nähe von Waiblingen eine Schwefelquelle aufgefunden habe, und sein Tochtermann daran sei, ein Badehaus einzurichten. Der Arzt meinte, vielleicht möchte eine solche Quelle den Umständen der Mutter eher angemessen sein, und nachdem der Vater an Ort und Stelle die Einrichtungen angesehen hatte, die freilich noch sehr in den Anfängen standen, wurde für den Sommer jenes Jahres der Versuch beschlossen.

Und er täuschte die Erwartung nicht. Nach etlichen Wochen verließ die Mutter den Badeort, wo ihr auch die freundlichste Pflege von Seiten der jungen Wirthsleute zu Gute gekommen war, wesentlich gebessert, obwohl begreiflich die Schwäche noch lange nicht gehoben, sondern voraussichtlich noch mehrere Jahre lang die Wiederkehr zu der wohlthätigen Quelle erforderlich war. Nachdem im Laufe der folgenden Jahre die Kur etwa viermal wiederholt worden, fand sich die gute Mutter so weit gestärkt, daß sie sich eine weitere Fortsetzung derselben nicht mehr gestatten mochte, da sie ihrem häuslichen Berufe, wenn auch nicht ohne Mühseligkeit, doch wieder nachzukommen im Stande war. Unsere Freude war groß, da wir sie als uns neu geschenkt betrachten mußten, nachdem ein Jedes, wie sie selbst, im Stillen sich bereits auf das Schlimmste gefaßt gemacht hatte.

Im Herbste nach jener ersten Kur, welche die Mutter in Neustadt gebraucht hatte, kam ich zur Vorbereitung auf meinen selbstgewählten theologischen Beruf in das Kloster Blaubeuren, und es läßt sich denken, daß der zärtlichen Mutter der Abschied und die weite Entfernung der einen Hälfte ihres geliebten Kinderpaars nicht leicht wurde. Doch blieb ihr vorerst noch mein Bruder Wilhelm, der nicht nur seine Schuljahre erst zu vollenden hatte, sondern auch später die Lehrzeit in dem väterlichen Haus und Geschäfte zubringen sollte. Ein gutartiger zweiter Lehrling wurde zu seiner Gesellschaft und Unterstützung angenommen, und diese Lehrjahre des Bruders hat die Mutter nachher jederzeit zu den angenehmsten ihres Lebens gerechnet. Von den gutmüthigen

Eulenspiegeleien der beiden jungen Leute, von den unschuldigen Neckereien, die sie ausübten, von den kleinen Anstößen, welche die Mutter gutzumachen und vor dem aufbrausenden Vater zu vertuschen hatte, pflegte sie noch spät mit besonderem Vergnügen zu erzählen. Denn so ernst auch die Verhältnisse waren, mit denen sie zu ringen hatte, so schwer die Last des Siechthums, die noch immer auf ihr lag: die Heiterkeit ihres Geistes ließ sich nie in die Länge trüben, und zu einem Scherze war sie immer aufgelegt. An Kindern und jungen Leuten insbesondere war ihr einiger Muthwille lieber, ja selbst einer Unart, die nicht aus bösem Herzen kam, sah sie eher nach, als geziertem oder altklugem Wesen, das ihr auf nichts Gutes zu deuten, zu nichts Gutem zu führen schien.

Mit mir eröffnete sich seit meinem Abgang in das Kloster von dem elterlichen Hause aus ein Briefwechsel, der, wie er durch die achtzehn Jahre, welche die gute Mutter von da an noch zu leben hatte, hindurchging, was ihre Briefe betrifft, fast ohne Lücken noch in meinem Besitze ist. Anfangs liefert der Vater den Text, den die Mutter nur mit kürzeren Nachschriften begleitet; mit den Jahren jedoch kehrt das Verhältniß sich allmählig um, und die Mutter wird die Hauptbriefstellerin. Immer inniger rankten Mutter und Sohn sich aneinander an; sie selbst entwickelte sich gleichsam noch einmal mit meiner Entwicklung und später mit meinen Kämpfen; wie andererseits ich ihren ganzen Werth erst nach und nach während der Ferienbesuche verstehen lernte, die ich, allmählig heranreifend, vom Kloster und dann von der Universität aus bei den Eltern machte.

Diese Ferienaufenthalte, so wohlthätig sie für mein, besonders Anfangs im Kloster sehr verwaistes Gemüth waren, so fehlte ihnen doch zugleich ein recht bitterer Beigeschmack nicht. Immer weniger nämlich konnte mir bei zunehmenden Jahren der abnehmende Wohlstand der Eltern verborgen bleiben. Sah ich doch, wie von den beiden Gehülfen, die bei meinem Abgang in das Kloster noch in dem Geschäfte gewesen waren, erst einer, endlich auch der andere abgeschafft wurde. Die Mutter aber hielt es für Pflicht, wie es ihr Herzenserleichterung war, die Sorgen, mit denen sie sich abkämpfte, dem heranwachsenden Sohne mitzutheilen. Die Schulden, die bei der Uebernahme des Geschäfts hatten

gemacht werden müssen, konnten nicht abbezahlt werden, die abzutragenden Zinsen drückten schwer, während Umtrieb und Werth des Geschäfts sich zusehends verminderten. Ob durch endliches Losschlagen der alten Waaren zu jedem Preise noch zu helfen sein würde, stand dahin; aber der Vater wollte sich ja zu jenem Losschlagen noch immer nicht verstehen. So stand Bankerott, öffentliche Schande, in unmittelbarster Aussicht. Nie wird das Bild aus meiner Seele schwinden, wie die Mutter eines Abends vor Schlafengehen, mit schon aufgelöstem grauem Haar neben mir auf dem Sopha sitzend, mir diese Verhältnisse, ihre Kämpfe und Sorgen offenbarte.

Doch sie selbst war es dann wieder, welche so düstere Gedanken zu beschwören und Ruhe und Heiterkeit in die Herzen zurückzuführen wußte. Das Mittel, wodurch sie für sich aller Kümmernisse, aller Verstimmungen Meister wurde, war unausgesetzte pflichtmäßige Thätigkeit, verbunden mit dem festen Glauben an eine weise und gütige Vorsehung, welche, sofern nur der Mensch nach Kräften das Seinige thue, zuletzt Alles wohl machen werde. Darin bestand im Grunde auch ihre Religion. Es war eine Religion des gewissenhaften Handelns auf der einen, des gläubigen Vertrauens auf der anderen Seite. Ganz abweichend verhielt sich auch in diesem Stücke der Vater. Ihm genügte diese Religion nicht, weil er ihr nicht genügte. Er wußte sich mit dem pflichtmäßigen Handeln so sehr im Rest, daß er nothwendig etwas außer ihm haben mußte, das in die Lücke trat. Das war der Versöhnungstod Christi, auf dessen sündentilgende Kraft er sich verließ. Ihm wurde es leichter, ein für allemal felsenfest zu glauben, als jeden Tag von Neuem den Kampf mit seinen Neigungen und Leidenschaften zu beginnen. Die Mutter machte sich über das Geschleppe von Glaubenssätzen lustig, mit dem er sich behänge, während ihr Glaube so kurz und einfach beisammen sei. Christus, über dessen göttliche Natur, dessen geheimnißvoll heiligen Namen, dessen welterlösendes Opferblut der Vater sich in düstern Speculationen erging, war der Mutter ein weiser, gottgesendeter Lehrer, ein tugendhafter Mensch, dessen Martyrthum uns aber nichts helfen konnte, wenn wir nicht seiner Lehre nachlebten, seinem Beispiele folgten.

Bibellesen, Kirchengehen, mit mechanischer Regelmäßigkeit

als verdienstliches Werk, oder auch nur als vermeintliche Religionspflicht betrieben, waren ihr lächerlich, und eine gutherzige Tante in unserem Hause, die in beiden Stücken einer musterhaften Pünktlichkeit sich rühmen durfte, war oft die Zielscheibe ihrer freundlichen nie verletzenden Scherze. Sie selbst besuchte die Kirche gern, doch nur wenn sie einen Prediger wußte, der in ihrem Sinn erbaulich, d. h. in hellem praktischen Geist, und zugleich mit Wärme und Gefühl predigte. Wie einmal ein katholischer Pfarrer der Stadt dies mehr als die evangelischen zu leisten schien, besuchte sie längere Zeit die katholische Kirche. In diesem Sinne wählte sie auch ihre häuslichen Erbauungsbücher aus. Als die „Stunden der Andacht“ erschienen, waren ihr diese sehr willkommen, und manche der Betrachtungen dieses Buches hat sie an unvergeßlichen Abenden mit uns Söhnen gelesen. Im Gesangbuch waren ihr die Lieder von Gellert und ähnliche die liebsten; in dem Liede: „Ich soll zum Leben dringen“, fand sie ihre innigste, heiligste Ueberzeugung wieder. Auch diejenigen Lieder, in welchen die freudige Aussicht auf ein Leben und eine Vergeltung nach dem Tode ausgesprochen war, thaten ihrem Herzen wohl. Die gute Mutter war sich nicht bewußt, daß sie mit ihrer immer frischen Thätigkeit, ihrem reinen, liebreichen, anspruchslosen Sinne, den Himmel schon hier im Busen trug.

Gewissermaßen zu der Religion meiner Mutter gehörte auch ihre Freude an der Natur. In ihr sah sie das Werk eines weisen und gütigen Schöpfers, das sie nie genug bewundern konnte. An einem schönen Frühlingstage oder Sommerabend in einer anmuthigen Gegend zu wandeln, gab ihr die Stimmung der heitersten Andacht, des frömmsten Entzückens. Da äußerte sie wohl, daß sie an die Katechismuslehre vom Weltuntergang niemals habe glauben können, denn es sei ihr undenkbar, daß Gott ein so herrliches Werk jemals sollte zerstören wollen. Vor zwei Thoren Ludwigsburgs befinden sich zwei Parkwäldchen, das eine das Osterholz, das andere der Salon genannt, wo im Schatten der Bäume eine Menge von Maiblumen wächst. Dahin ging die Mutter, so lange wir Söhne noch daheim waren, mit uns, später mit der Tante, regelmäßig jedes Frühjahr einmal, um einen Strauß Maiglöckchen zu pflücken, und noch die alte Frau war dabei wie ein Mädchen beglückt.

Freude hatte die Mutter auch am Gartenwesen; noch mehr hat sie sich oft, in Folge von Jugenderinnerungen, einen Weinberg gewünscht; aber weder diesen noch einen eigenen Garten gönnte ihr das Geschick. Ein kleines Gartenfleckchen, hinter einer Scheune gelegen, überließ ihr ein Schwager, dem es neben größeren Gärten überflüssig war, zur Benutzung. Das Gärtchen war kaum größer als ein großes Zimmer: und doch, wie viel Glück wußte die genügsame Frau dem kleinen Fleckchen abzugewinnen! Hier pflanzte sie das nöthigste Grünzeug und etliche Gemüse für ihre Küche, und fand auch noch für Veilchen, Aurikeln und ähnliche bescheidene Blumen ein Plätzchen aus. Da häusliche Geschäfte und körperliche Schwäche ihr selten größere Spaziergänge erlaubten, so gab ihr der Gang in ihr Gärtchen doch frische Luft, bisweilen auch Erholung von häuslichem Kummer und Verdruß. Noch sehe ich sie dahin wandeln im einfachen Kattunkleid und Haube, mit dem flachen Gartenkörbchen unterm Arm, oder mit dem gefüllten zurückkommen. O Georgine, wie einfach war deine Großmutter in ihrem Anzug. Ach, der edelste Gehalt hat nur um so mehr Werth, je schlichter die Form ist, in der er sich gibt. Wird mein liebes Kind das einmal verstehen lernen? Gar gerne begleitete ich die Mutter in ihr Gärtchen, und half ihr in ihren ländlichen Arbeiten. Noch in ihren letzten Jahren, als ich schon mit der halben Welt im Kriege lag, erinnere ich mich mit Vergnügen, ihr die kleinen Wege getreten zu haben zwischen ihren Beeten. Ach, wer dich auch jetzt besitzen mag, du liebes Fleckchen Erde, sei mir gesegnet für den Trost und die Erquickung, die du so oft meiner guten Mutter gespendet hast!

Etwa zehn Jahre lang hatte die Stärkung, welche das Neustädter Bad meiner Mutter gewährt hatte, so ziemlich vorgehalten, als um das Jahr 1836 ihre Gesundheit von Neuem zu wanken begann. Leider muß ich sagen, daß ich selbst vielleicht die unschuldige Veranlassung dieser Störung war.

Im Sommer vorher hatte ich mein Leben Jesu herausgegeben, und welche Anfeindungen ich mir dadurch zuzog, in welche Kämpfe mich verwickelte, ist bekannt. Man entfernte mich von meiner Stelle am Stift zu Tübingen, und übertrug mir die Stellvertretung an der obersten Klasse des Lyceums meiner Vaterstadt. Vielleicht erwartete die Behörde, ich werde das Gebotene ausschla-

gen; aber ich nahm es schwer, aus dem öffentlichen Dienst der Kirche oder Schule zu scheiden, und bezeigte mich willig, die Stelle anzutreten. Die Mutter wunderte sich über meinen Entschluß, ja er setzte sie in Verlegenheit. Kam ich nach Ludwigsburg, so erforderte es der Anstand, daß ich in dem überflüssig geräumigen Hause der Eltern wohnte; aber die Stimmung des durch die Jahre ohnehin verdüsterten Vaters gegen mich war in Folge der Wirkungen meines Leben Jesu so, daß das Beisammenwohnen unmöglich erfreulich ausfallen konnte. Das wußte die Mutter an Ort und Stelle besser als ich es in Tübingen wußte; auch gab sie es mir zu verstehen; aber — kurz ich kam, und die Mutter behielt Recht. Es gab peinliche Scenen, zumal auch ein Aufhetzer nicht fehlte, der Oel ins Feuer goß, indem er jeden Schmähartikel, jedes Libell gegen mich, deren damals jede Woche etliche brachte, dem Vater zusteckte; peinlich für mich, peinlich mehr noch für die Mutter, gegen welche der Vater, der sich gegen mich mehr zurückhielt, seinen vollen Unwillen herausließ, so daß sie jeden Augenblick einen häßlichen Bruch zwischen Vater und Sohn befürchten mußte. Nach Jahresfrist gab ich die Stelle auf und zog nach Stuttgart: aber die Mutter hat mir später gestanden, daß die Gemüthspein jenes Jahres ihrer Gesundheit einen harten Stoß gegeben habe.

Sie selbst war natürlich schmerzlich berührt von den Anfechtungen, die ich mir durch jenes Buch zugezogen, von dem Verlust so schöner Aussichten, die ich dadurch verscherzt hatte; ihrer religiösen Denkart nach waren ihr zwar die meisten der biblischen Wundergeschichten, die ich in meinem Buche in das Gebiet der Sage verwies, höchst gleichgültig; doch bis zu der Spitze mitfortzugehen, zu welcher mich der Weg folgerichtiger Wissenschaft geführt hatte, lag ihr natürlich fern; auch sie könne nicht Alles glauben, was in der Bibel stehe, bekannte sie, aber sie lasse es eben dahingestellt; und dabei hätte auch ich es bewenden lassen sollen, war ihr ächt weibliches Gutachten, das sie übrigens selbst nicht ohne Lächeln aussprechen konnte. Die Reinheit meiner Absicht ohnehin, das Ehrenwerthe meiner Aufrichtigkeit, wenn sie diese auch oft Unklugheit schalt, verkannte sie keinen Augenblick, und so dienten diese Kämpfe, da ihr überdies das Unrecht zu Herzen ging, das sie mir geschehen sah, statt uns zu trennen,

vielmehr dazu, uns um so inniger aneinander zu schließen, die Geistesgemeinschaft zwischen Mutter und Sohn zu vollenden.

Im Sommer 1836 (ich war damals noch in Ludwigsburg, das ich erst im Herbst verließ) fand sie sich genöthigt, nach vieljähriger Unterbrechung wieder zu dem Neustädter Bad ihre Zuflucht zu nehmen. Es blieb auch diesmal nicht ohne Wirkung, obgleich manche Badegäste schlecht genug dachten, den Haß, den ich mir so eben bei einigen Frommen und bei allen Heuchlern zugezogen hatte, die unschuldige Mutter entgelten zu lassen. Daß ein Beamter, der sich hierin besonders bemerkbar machte, bald nachher wegen Betrugs in das Zuchthaus kam, gereichte mir, ich bekenne meine Sünde, zu nicht geringer Befriedigung.

Das folgende Jahr verging leidlich; doch im Jahr 1838 fand die Mutter, um sich für den kommenden Winter zu stärken, abermals räthlich, das altbewährte Bad zu besuchen. Diesmal hatte sie es mit der Gesellschaft besser getroffen; der erste Grimm gegen mich im Publikum war vorüber, und die Mutter selbst für sich, die kleine, zarte Frau mit dem großen ausdrucksvollen Auge, dem schlichten, heitern und doch bedeutenden Wesen, erweckte überall Zuneigung und Hochachtung. So erwies ihr diesmal die Badegesellschaft, sowohl während ihres Aufenthalts, als auch besonders bei ihrem Abgang, so viel Liebe und Ehre, daß die bescheidene Frau ganz erstaunt war. „Solche Ehre," schrieb sie an mich, „ist mir in meinem Leben noch nicht widerfahren; Schade, daß es nun seinem Ende so nahe ist; ich würde dies als ein Zeichen einer glücklicheren Lebensperiode ansehen."

Die Erfrischung und Stärkung, welche ihr das Bad gebracht hatte, erwies sich nicht als nachhaltig. Im Winter stellte bedenkliches Nasenbluten und zeitweise kurzer Athem sich ein. Meine Berufung nach Zürich, die eben um jene Zeit erfolgte, gab ihr kurze Freude; denn bald liefen die Nachrichten von den wüsten Bewegungen ein, welche die Zurücknahme derselben zur Folge hatten. Sie überließ mein Schicksal jener höheren Leitung, auf welche sie während ihres ganzen Lebens ihr Vertrauen gesetzt hatte. Um die Mitte des März 1839 wurden die Zufälle beängstigend; der Vater berief mich, und ich kam. Ich fand die gute Mutter schwach, aber bei völligem Bewußtsein, voll Liebe, Ergebung, Heiterkeit, wie immer. Die Schwäche jedoch nahm stünd-

lich zu, und nach wenigen Tagen machte eine Lungenlähmung dem theuren Leben im Alter von 67 Jahren ein Ende.

Die Mutter ließ mich in wilden Schicksalsstürmen, auch den Bruder noch in schwankender Lage zurück; oft aber habe ich sie in der Folge glücklich gepriesen, daß sie die schlimmeren Stürme nicht erlebte, welche wenige Jahre nachher mein Lebensschiff gegen die Klippen geschleudert haben. Jetzt, nachdem der Schiffbruch überstanden, der beste Besitz, ihr, liebe Kinder, aus demselben gerettet, auf das Uebrige verzichtet, und mein Fahrzeug im Hafen ist, jetzt möchte ich oft die gute Mutter wieder um mich haben, mich mit ihr, wie ehemals, traulich unterhalten, ihr ihre Enkel und euch die Großmutter zeigen, euch von ihr unterweisen lassen und auf ihr Vorbild verweisen. Es ist nicht möglich, und weil es nicht möglich ist, habe ich diese Zeilen für euch geschrieben, von denen ich weiß, ihr werdet sie mir noch in Zukunft danken.

Denn das Andenken guter Menschen bleibt nicht blos im Segen, sondern es spendet auch Segen fort und fort. Aber gleich dem Wasserquell will es gefaßt sein, um nicht bald im dürren Boden zu versickern. Hier habe ich nun das Andenken einer guten Mutter zum bescheidenen Brunnen gefaßt, und gesegnet seien Kinder und Enkel, gesegnet alle von Geschlecht zu Geschlecht, die daraus trinken!

III.

Zwei Leichenreden.

1.

Worte der Erinnerung an Dr. Ph. Fr. Sicherer,

gesprochen

vor den Mitgliedern der ** Gesellschaft in Heilbronn,

nach seiner Beerdigung am Morgen des 24. Juni 1861.

Meine Herren und Freunde!

Wenn wir im Walde gehen, stoßen wir unter dem gewöhnlichen Baumschlag, wo Buche an Buche, Tanne an Tanne sich drängt, bisweilen auf eine Eiche, der des Försters Hand oder die Wucht der eigenen Arme Raum gemacht hat, sich auszudehnen. Ringsum sind die Nachbarbäume scheu oder gefällig zurückgewichen, und nun haben sich über dem mächtigen Stamme die knorrigen Aeste recht nach Herzenslust in allen Richtungen und in den eigenthümlichen Windungen ausgebreitet, die uns Auge und Herz erfreuen, wenn sich am klaren Wintertag ihre markigen Umrisse auf dem blauen Himmelsgrund abzeichnen.

Die Eiche ist vom jähen Blitzstrahle getroffen: wir haben den Freund verloren, der dieser Eiche vergleichbar war. Das Schicksal hatte ihm Raum gemacht im Leben, hatte manche Fessel und Schranke, wodurch Andre sich lebenslänglich gehemmt finden, für ihn vorsorglich weggeräumt; aber er war eine Kernnatur, die sich nöthigenfalls auch aus eigener Kraft Raum und Luft zu verschaffen gewußt hätte. Es waren eigenthümliche, zum Theil eigensinnige Linien und Schnörkel, welche die Aeste dieser Eiche beschrieben; aber sie gaben von der Urkraft Zeugniß, die dem Stamme inwohnte, dem sie entsprossen waren.

Ja, es war etwas Urkräftiges, etwas aus dem Marke des Lebens Stammendes in unsrem Freunde. Wer ihm auch nur

vorübergehend nahe trat, bekam den Eindruck, mit keinem gewöhnlichen Menschen, mit keinem wie alle Andern, zu thun zu haben. Das Alltägliche, das Hergebrachte, das uns alle bändigt, ihm imponirte es nicht. Daß die Meisten einer gewissen Ansicht waren, enthielt für ihn keinen Beweggrund, ihr beizupflichten, eher einen Reiz, ihr entgegenzutreten. Er glich nicht einer im Marktverkehr abgeschliffenen Scheidemünze, sondern einem scharfgeprägten, wohlerhaltenen Schaustück aus einer Zeit, da man noch vollwichtigere Münzen schlug.

Diese Urkraft unsres Freundes war aber, wie alle ächte Kraft, zugleich lautere Güte. Er wollte allen Menschen wohl, selbst denen die er einmal barsch anließ wohler, als oft solche, deren Lippen nur Honig träufeln. Er konnte herb sein, doch nur so, wie es die edeln Weine sind, die dafür auch Stärke haben und Dauer. Ohne Prunk und Salbung hat er viel Gutes gethan, manche Noth gelindert, manchem Armen, den er umsonst geheilt, noch die Mittel zu weiterer Erquickung in die Hand gedrückt, alles Gemeinnützige, sofern es ihn von seiner Nützlichkeit zu überzeugen wußte, gefördert. Ohne viel schöne Worte hing er an seinen Freunden mit einer Treue, die über Zeit und Stimmungswechsel erhaben war.

Aus seiner gesunden Kraft entsprang unsres Freundes nie ermattende Regsamkeit und Frische. So bequeme Verhältnisse wie die seinigen konnten einen Andern zu träger oder üppiger Ruhe verleiten: ihn sahen wir, bei streng geregeltem Genuß, in beständiger und vielseitiger Thätigkeit. Es war eine Federkraft in dem Manne, die ihn nie rasten, nie erschlaffen ließ.

Der erste Gegenstand seines Forschungs- und Thätigkeitstriebes war die Natur, zunächst die menschliche Leiblichkeit nach ihrem Bau, ihren Störungen und den Mitteln ihrer Wiederherstellung. Sicherer war ein Arzt vom entschiedensten natürlichen Berufe. Alles, was in dieses Gebiet einschlägt, interessirte ihn. Ihm eignete jener ärztliche Seherblick, der von den äußern Zeichen rasch und sicher in den Sitz und die Quelle des Uebels dringt; ihm ebenso die Entschlossenheit, die das Uebel bei der Wurzel zu fassen sich getraut. Dabei fehlte dem sonst so schroff erscheinenden Manne nie das freundliche Wort, der theilnehmende Zuspruch, der dem Leidenden so wohl thut, und durch welchen

der Arzt oft mehr als durch seine Kunst und deren Mittel wirkt. In dieser aber schloß er niemals selbstgenügsam oder ermattet ab, sondern folgte aufmerksam dem Gange der Wissenschaft; wie er aus der, wenn auch nur in beschränktem Umfange bis an sein Ende fortgesetzten Ausübung seiner Kunst immer neue Belehrung holte.

Doch war das Naturinteresse unsres Freundes keineswegs auf sein eigentliches Fach beschränkt, vielmehr beinahe so vielseitig, als die Natur selbst es ist. Neben den handgreiflichsten Ergebnissen der Anatomie und Physiologie zogen ihn die Geheimnisse des Magnetismus, die dunkeln Pforten des Geisterreiches an, wie sie eine Zeit lang in unsrer Nachbarschaft, in dem Kreise seines herzlich geliebten Freundes Justinus Kerner aufgethan schienen. Wir haben ihn zu einer Zeit unter Sternkarten und Himmelsgloben, zu einer andern unter phrenologischen Abbildungen und Abgüssen angetroffen. War es in diesen außerhalb seines eigentlichen Fachs gelegenen Beschäftigungen oft mehr seine rege Phantasie als das Interesse der strengen Forschung, wofür er Befriedigung suchte, so trieb er doch Alles mit Geist und Eifer, wußte aus Allem Stoff und Anregung für sich und Andre zu gewinnen, und hat uns bisweilen auf ganz entlegenen Gebieten mit Urtheilen überrascht, die, in's Schwarze treffend, die Vielseitigkeit seines Aufmerkens, die natürliche Schärfe seines Blicks beurkundeten.

Die aus tiefster Quelle hervorsprudelnde Lebendigkeit unseres Freundes kam insbesondere auch der Geselligkeit zu Gute. Ihm war es Naturbedürfniß, sich mitzutheilen, sich mit den Leuten einzulassen, Mensch unter Menschen zu sein. Er war ein Gesellschafter einziger Art, der in seinem Kreise nicht ersetzt werden wird. Nie sah man ihn abgespannt oder verdrossen, stets war er aufgelegt und aufgeweckt. Aufgelegt freilich oft, ja in der Regel, sich zu reiben, zu necken und zu streiten; aber der Streit gab kein Blut, am wenigsten böses, bei ihm, und ebensowenig bei denen, die den oft unsanften Streiter kannten. Er war ein Kiesel, der scharf anschlägt, aber Feuer gibt und Licht zündet. Und wenn er Andre bisweilen hart anstieß, so duldete, ja liebte er es, auch selbst wieder hart angestoßen zu werden, und war zum Schlusse dem noch einmal so gut, mit dem er sich den Abend

tüchtig herumgezankt hatte. Eigenartig wie er war, liebte er in seinen Meinungen und Behauptungen das Paradoxe, und trieb es gern bis auf die Spitze, wo es zerplatzen muß; wobei er aber die Heiterkeit, die dieß zu erregen pflegt, mit der liebenswürdigsten Gutherzigkeit über sich ergehen ließ.

Bei aller Derbheit nach außen lebte nämlich im Innern unsres Freundes ein zarter, milder, selbst bescheidener Sinn. Er trat immer fest auf, aber er drängte sich niemals vor. Er fühlte feiner als er sprach, und sprach von den Abwesenden freundlicher als bisweilen mit den Gegenwärtigen. Er hatte etwas Ritterliches in seinem Wesen, das, besonders Frauen gegenüber, ihn allerliebst kleidete. Aber auch, wo er in Männern, sei es den Geist achtete oder das Herz liebte, war in seinem Benehmen, unter allem Scherz und Necken, jene zarte Scheu zu bemerken, wie sie dem Edeln gegenüber eben das Kennzeichen des Edeln ist.

Ja, er war ein seltener und ein edler Mensch, und es lindert und schärft zugleich unsern Schmerz, daß wir mit dem Dichter sagen dürfen: Er war unser. Ja, er war unser: sein Herz gehörte dieser Stadt, gehörte seinen Freunden, gehörte besonders dem Kreise an, in welchem ich diese Worte sprechen darf. Nichts betraf diese seine Vaterstadt, was ihn nicht mitbetraf; nichts widerfuhr einem seiner Freunde in Lust oder Leid, das er nicht treu und innig mitempfunden hätte; diese Gesellschaft war der Ort, wohin er trug, wo er ausschüttete, was ihn innerlich beschäftigte, wo er seiner Neigung und Abneigung den freiesten Ausdruck gestattete.

Und dieser Schatz von Liebe und Treue, von Mittheilung und Mitgefühl, dieser reiche lebendige Geist, dieser sprudelnde Witz, dieses Ganze einer ursprünglichen, starken und guten Menschennatur, ach, es ist für uns im Leben verloren, lebt nur noch in der Erinnerung, in jenem Heiligthum, das schon so manche uns theure Gestalt in sich aufgenommen hat. Daß er über dessen Schwelle treten durfte in voller Lebenskraft, mit raschem Schritt, nicht durch Alter gebeugt, noch durch Siechthum aufgerieben, ist die Fortsetzung jener Gunst der Natur und des Geschicks, die schon der Lebende genoß, und die wir ihm im Tode noch herzlich gönnen. Kommt sie doch auch uns zu Gute; denn nur um so frischer und ungeschwächter lebt und wirkt nun sein

Bild in uns fort. Wir werden in guten Stunden seiner gedenken, wie sie noch schöner sein würden, wäre er da, und eben dieser Gedanke wird sie schöner machen; wir werden im Leide den Freund vermissen, dem wir es hätten klagen können, und indem wir es seinem Schatten klagen, wird es uns leichter werden; das Bild seiner Munterkeit wird uns ermuntern, seine Güte uns versöhnen, und so werden wir im Geiste mit dem Freunde durchs Leben wandeln, bis wir selbst in das Geisterreich eingehen, wohin wir ihm jetzt mit Thränen nachblicken.

Wohl alsdann jedem unter uns, wenn die Mitbürger, die Freunde uns so schmerzlich, wie wir und mit uns so Viele jetzt ihn, vermissen; wenn unser Bild in ihren Herzen eine so gute Stätte findet, wie das seinige in den unsern behalten soll; wenn sie, uns nahe gestanden zu haben, zu dem Besten zählen, das ihnen im Leben zu Theil geworden. Das ist ja das Siegel des Menschenwerths, nicht, wie viel Gut und Geld einer zurückläßt, noch wie viel Ruhm und Namen; sondern wie viel Leben er verbreitet, wie viel Liebe er gegeben und in andern Seelen geweckt hat. Und dieses Siegel, das sich nicht verfälschen läßt, kann einem Sarge nicht glänzender aufgedrückt werden, als es die Theilnahme von nah und fern, einer ganzen Stadt und Gegend, dem Sarge des Freundes aufgedrückt hat, von dessen Grabe wir tief erschüttert, und doch innig erhoben zurückkommen.

2.

Worte des Andenkens an Friedrich Wilhelm Strauß,

geboren zu Ludwigsburg den 24. Juni 1810,
gestorben zu Darmstadt den 21. Februar 1863.

Nach seiner Beerdigung am Morgen des 24. Februars im Kreise der Familie gesprochen.

Meine Lieben!

Wir haben nicht gewünscht, daß an dem Grabe, von welchem wir zurückkehren, eine Leichenrede gehalten werde, weil der Geistliche, der den Verstorbenen dahin geleitete, doch nicht in der Lage gewesen wäre, über ihn aus genauerer Kenntniß seiner Person, seines Lebens und seiner Gesinnungen zu sprechen. Aber ganz zu schweigen über einen Mann wie der uns Entrissene, wäre unrecht, und ich insbesondere müßte mich einer schweren Pflichtverletzung schuldig achten, wenn ich die Todtengabe eines Gedächtnißwortes, die ich schon manchem Freunde gespendet, dem Bruder darzubringen versäumte. Man sagt wohl, der Schmerz sei stumm und drücke sich nur in Thränen, nicht in Worten aus. Es ist so; aber er soll nicht stumm bleiben; nachdem er sich in Thränen ausgeschüttet hat, soll er auch zum Worte kommen, soll durch lichte Gedanken sein Dunkel erhellen und überwinden.

Auf uns freilich dringt heute der Schmerz in doppelter Richtung ein: wir haben nicht blos den Tod des Dahingegangenen, sondern auch sein leidensvolles Leben zu beweinen. Ach, er war keiner von den Glücklichen; ihn hat der Tod nicht aus frischem kräftigem Wirken herausgerissen, nicht von der Tafel des Genusses abgerufen, er hat nur langjährigem Leiden, einem Leben voll Entbehren und Dulden ein Ende gemacht. Und dieses

Loos traf den Entschlafenen um so schmerzlicher, je mehr er von Anfang zu einem ganz andern berufen schien. Mit wie reichen Gaben hatte die Natur ihn ausgestattet. Mit diesem hellen, scharfen Verstande, diesem festen, unbeugsamen Willen, diesem geraden, treuen Herzen, diesem heitern und freien, für den Scherz wie den Ernst des Lebens geöffneten Sinn. Dabei eine Arbeitskraft, die nicht zu ermüden war, ein Körper, ursprünglich so gesund und stark, daß kräftige Altersgenossen neben ihm als Schwächlinge erscheinen konnten. Was schien einer solchen Naturausstattung, was der Ausbildung, die er ihr geben, den Fertigkeiten und Kenntnissen, die er, weit über den Kreis seines nächsten Berufs hinaus, gesammelt hatte, nicht erreichbar, welche Stellung in der Gesellschaft, welche Wirksamkeit auch in's Allgemeine, für die großen Interessen des Staats und der Menschheit, schien sich ihm zu öffnen. Aber mitten im ersten Anlauf zu solchem Ziele, mitten im Ringen nach dem sichern Boden einer bürgerlichen Existenz, sah er sich durch eine tückische Krankheit [1]) niedergeworfen, die erst sein Leben zu bedrohen schien, dann es ihm nur mit der Gewißheit wiedergab, daß an eigentliche Gesundheit nicht mehr zu denken sei.

Welch ein Verhängniß für einen jungen, ebenso strebenden als begabten Mann. Er fand sich in die Lage des Vogels versetzt, dem eine Schwinge abgeschossen ist, und der sich nun auf das seiner Natur ursprünglich widerstreitende Leben der unbefiederten Geschöpfe einrichten muß. Der zum raschen kühnen Handeln Angelegte soll sich zum Dulden bequemen; der zum Streben nach den Gütern des Lebens Berufene sich auf's Abwehren seiner Uebel beschränken; der zum mäßigen, doch frischen Genuß Aufgelegte soll entbehren, immer wieder entbehren lernen. In dem reichen, vielfachen Orgelwerke des Menschenlebens hatte dem Dahingegangenen das Schicksal das Eine Register gezogen, auf welchem mit großen schwarzen Buchstaben E n t s a g u n g geschrieben steht. Ach, das ist ein trübseliges Register für ein gewöhnliches Menschenohr, das volleren Klang, bunteren Reiz, raschen Wechsel begehrt. Aber es ist ein Register, das auch seinen Meister verlangt, sich seinen Meister bildet. Es lassen sich mittelst desselben Töne hervorbrin-

1) Ein Herzleiden.

gen, so tief und innig, wie kein anderes Register sie kennt. Wer die ihm auferlegte Entsagung recht als seinen Beruf auf sich nimmt, der kann mittelst ihrer eine Gemüthsverfassung sich erringen, um welche Glücklichere ihn beneiden dürfen.

In diesem Sinn, als eine Aufgabe, die ihm von höherer Hand gestellt war, und in deren Lösung er seine Menschenpflicht erfüllte, hat der Verewigte sein Leiden aufgefaßt. Er entwarf sich eine seinem körperlichen Zustand angepaßte Lebensordnung, und an dieser hielt er mit eiserner Strenge fest. Da ihm das Wirken in's Große verwehrt war, suchte er im Kleinen sich treu zu erweisen; umgekehrt, da er mit dem Schmerz im Großen sich vertraut gemacht hatte, fochten ihn die kleinen Plagen des Lebens wenig an; da ihm das, was die Menschen gemeinhin Genuß nennen, versagt war, wußte er aus dem Geringsten kleine bescheidene Freuden zu ziehen. Während wir nur ein Auge dafür hatten, wie viel er entbehrte, schien er nur Sinn dafür zu haben, wie viel ihm doch noch geblieben war. So kam es, daß dieser Schwache Kräftigere stärken konnte, an diesem Darniedergeworfenen Aufrechtstehende eine Stütze fanden, dieser Mitleidswerthe und Trostbedürftige noch Trost für Andere übrig hatte.

Aber möglich war dieß nur durch zweierlei. Erstlich dadurch, daß er seinem Geiste früh eine Ausbildung gegeben hatte, von der er später als von einem reichen Kapitale zehren konnte. Daß er schon in Jahren, wo sonst die Jugend als Erholung nur die Zerstreuung kennt, die seinige im Studium ernster Werke, des Besten der einheimischen und fremden, der alten und neuen Literatur fand. Daß er seine Gedanken neben den Gegenständen seines kaufmännischen Berufs von jeher gerne den höchsten Aufgaben des menschlichen Nachdenkens, den Fragen über die Natur und Bestimmung des Menschen, die richtige Vorstellung von dem Wesen der Gottheit zugewendet und darüber scharf und selbstständig geforscht hatte. Daß er an den Angelegenheiten der Völker, des deutschen insbesondere, von früh auf einen Antheil nahm, dessen belebende, herzerweiternde Kraft ihm über manche trübe und thatlose Stunde seines späteren Lebens hinweghalf und seinen Sinn vor dem Einschrumpfen bewahrte. Möglich war es für's Zweite nur dadurch, daß er seine Kraft nie durch Sinnengenuß erschöpft, vielmehr durch angestrengte Thätigkeit gestählt hatte.

So konnte er den starken festen Sinn, der ihn unter glücklicheren Umständen zu kühnen Lebensunternehmungen geführt haben würde, nun als Standhaftigkeit gegen das Unglück kehren; so die Erholung und Erfrischung, die er auf dem Wege der Sinne nicht mehr finden konnte, auf geistigem Wege sich verschaffen.

Sein Leben ist uns ein Beispiel von zwei scheinbar entgegengesetzten Wahrheiten. Für's Erste freilich von der alten, wie nichts der Mensch dem Schicksal gegenüber ist, wie ein Hauch von diesem hinreicht, um die stolzesten Gebäude menschlicher Strebungen und Entwürfe wie Kartenhäuser über einander zu werfen. Für's Andere aber auch von der seltener erkannten Wahrheit, wie gegen den hellen ruhigen Sinn, gegen den reinen festen Willen, das Schicksal doch nichts vermag, wie es höchstens die Form des menschlichen Handelns ändern, seinen Gehalt aber und seinen Werth, ja selbst das daraus dem Menschen erwachsende Wohlgefühl, nicht beeinträchtigen kann; wie es überhaupt in allen Gestalten, als Glück oder Unglück, Gesundheit oder Krankheit, Reichthum oder Armuth, nichts andres ist, als nur eine verschieden geformte Veranlassung für uns Menschen, unsere Kräfte zu üben, so oder so, im Großen oder Kleinen, als Handelnde oder Duldende, unsere Aufgabe zu lösen, unsere Bestimmung zu erfüllen.

Aber eine leichte Aufgabe, eine lockende ist es nicht, die unserem Dahingeschiedenen zugefallen war, und er hat es überdieß verschmäht, sie sich durch Mittel, die er nicht für die rechten hielt, zu erleichtern. Nie hat er nach jenen Trostgründen gegriffen, die keinen andern Beweis hinter sich haben, als den Wunsch des schwachen Menschenherzens, daß es so sein möchte; nie hat er sich bei einem Glauben beruhigt, nur weil alle Andern ihn auch hatten; bis zum letzten Athemzuge hat er sich nur an dasjenige halten wollen, was er entweder selbst leisten, oder was er als begründet in der allgemeinen Ordnung der natürlichen und der menschlichen Dinge begreifen konnte. Aber mit dieser Ablehnung des Trostes aus dem unbekannten Jenseits hat er es nicht so gemeint, daß demnach der Mensch im Diesseits ohne Verantwortung nach Lust und Belieben schalten dürfe; sondern vielmehr in dem Sinne, daß er die ihm gegönnte Strecke Lebens um so emsiger anbauen, in diese kurze Frist den Gehalt einer Ewigkeit zusammenzudrängen suchen müsse.

Und von solchem gewissenhaften treuen Arbeiten hat ihm auch die lohnende Frucht nicht gefehlt. Er brachte es dahin, nach dem harten Schlage, der durch sein Erkranken seine Entwürfe betroffen hatte, doch sein Haus schließlich wohlbestellt zu hinterlassen. Er sah die Mühe und Sorge, die er sich mit der Erziehung seiner vier Söhne gemacht hatte, durch ihr Gedeihen und Wohlverhalten von Jahr zu Jahr mehr belohnt; sah wenigstens die drei älteren von ihnen durch sein vorsorgliches Betreiben in hoffnungreiche Lebensbahnen eingeleitet. Ihr habt freilich an diesem Vater Unersetzliches verloren, liebe Kinder; euch wäre seine treue Mahnung, seine umsichtige Leitung noch lange zu wünschen gewesen: aber preiset euch glücklich, daß er euch wenigstens so lange erhalten geblieben ist, um euch allen das volle Bild seines Wesens in der Seele zu lassen, um auch dem jüngsten von euch noch das Gepräge seines Geistes und Sinnes aufdrücken zu können. Dieses Gepräge lasset nie an euch verwischen, dieses Bild nie verbleichen; gedenket, wenn eure junge Kraft in der Arbeit ermatten will, was euer Vater mit leidensmüdem Körper noch gearbeitet hat; stellet euch, wenn euch Versuchung locken will, sein ernstes Angesicht vor, das er nicht erst im Leiden angenommen, nein, mit dem er schon in der Vollkraft der Jugend alles Gemeine und Niedrige weit von sich gewiesen hat. Trachtet darnach, eines solchen Vaters würdige Söhne zu sein; gebt allen denen, die ihn gekannt und geschätzt haben, Anlaß, dereinst zu denken, wie euer Vater sich freuen würde, wenn er sehen könnte, was aus euch geworden; suchet auch eurer Mutter, so viel an euch ist, zu ersetzen, was sie in eurem Vater verloren hat.

Das freilich dachtest du nicht, du gute Frau, an jenem Hochzeitmorgen, als ich den jetzt Verblichenen während der Vorbereitungen zur Trauung über einem philosophischen Buche traf[1]), daß dem schönen Morgen so trübe Tage, und in so kurzer Frist, folgen würden. Es war ein ernstes Loos, das du damals aus der Schicksalsurne zogst, und hättest du alle die Nächte der Sorge und des Jammers vorausgesehen, die du mit dem leidenden Gatten durchwachen solltest, es könnte dir's Niemand verargen, wenn

1) Es war Spinoza's theologisch-politischer Tractat in der Uebersetzung von Conz.

du die Hand zurückgezogen hättest. Aber heute, wenn du noch wählen dürftest, würdest du das mit ihm getheilte ernste Loos gewiß nicht gegen ein heiteres ohne ihn vertauschen wollen. Du möchtest die Erinnerung an ihn, an das Leben mit ihm, um Alles nicht missen; du fühlst, wie gerade in dem Leiden mit ihm sich neue Kräfte, Kräfte des Tragens und Duldens, des Raths und Trostes, in dir entwickelt haben, die ohne das unentfaltet geblieben wären; du erkennst, wie im Laufe der trüben Tage, die du mit ihm zu durchwandeln hattest, im Tausche leiblicher Hülfleistung von deiner und geistiger Handreichung von seiner Seite, eure Gemüther in einander verwachsen sind, wie dieß bei keinem andern Lebensgange der Fall gewesen wäre; du siehst dich durch dieses prüfungsvolle Leben auf eine Höhe gehoben, wo Vieles, das Andere noch beklemmt und drückt, dir nichts mehr anhaben kann.

Was ich, der Bruder, an dem Dahingegangenen verloren habe, wisset ihr zwar alle auch, doch ganz weiß es nur ich selbst. Daß er mir in jeder Lebensnoth eine Zuflucht war, in jedem Sturme ich mich an ihn, das scheinbar geknickte Rohr, das aber eine starke Eiche war, halten konnte, in jedem Zweifelsfalle bei ihm den treusten und weisesten Rath fand, das ist zwar viel, doch noch lange nicht Alles. Wie selten stehen zwei Brüder, von denen der eine Geschäftsmann ist, der andere Gelehrter, über das Bluts- und Freundschafts-Verhältniß hinaus auch in wirklich innerlichem Zusammenhang. Und wie war dieß bei uns beiden von jeher der Fall. Meine wissenschaftlichen Bestrebungen hat keiner meiner gelehrtesten Freunde tiefer verstanden, gründlicher gewürdigt. Für das, was ich schrieb, war mir kein Leser ohne Ausnahme wichtiger als er. Sein Urtheil war zwar freilich immer das des Bruders, ach! des auch sonst so nachsichtsvollen Bruders; aber immer konnte ich mir doch genau daraus entnehmen, ob ihn etwas im Innersten berührt hatte, oder nicht, und nur wenn sie diese Probe bestanden hatte, war ich mit einer Arbeit zufrieden. Dieser Leser, dieser Freund und Rathgeber, wird mir von jetzt an fehlen; wie uns allen, in welchem Grade und welcher Art von Verwandtschaft und Freundschaft wir zu ihm gestanden haben mögen, sein treues Herz, sein heller Blick, sein fester, unerschütterlicher Wille fehlen wird.

Doch warum denken wir nur an uns, und nicht vor Allem an ihn? Hätte er etwa noch länger leiden sollen, um uns noch länger wohlzuthun? Und hat er uns denn nicht so schon genug Gutes gethan und hinterlassen? Danken wir also der höhern Fügung, die über uns waltet, daß sie uns ihn und mit ihm so vieles Gute geschenkt hat; danken wir ihr, daß sie ihn uns, wenn auch in gebrochener Hülle, so lange gelassen hat, als er noch wirken konnte; danken wir ihr aber auch dafür, daß sie ihn nicht über Vermögen geprüft, daß sie, als seine Aufgabe gelöst, sein Tagewerk vollbracht, das ihm auferlegte Maß von Entbehrungen und Leiden voll war, die ersehnte Schlafensstunde ihm nicht länger verzögert hat.

IV.

Justinus Kerner.

1839.

1.

Seit einer Reihe von Jahren ist es zur stehenden Sitte bei mir geworden, jeden Herbst womöglich einige heitere Tage zu einer kleinen Fußwanderung nach Heilbronn und Weinsperg zu benutzen. Heilbronn ist der Mittelpunkt der Würtembergischen Weinlese; Morgens in der ersten Frühe schon wird man da von dem Geräusche der Winzer geweckt, welche zu ihrem Tagewerke ausziehen; den ganzen Tag hindurch knallt und wiederhallt es von Freudenschüssen auf den umgebenden Rebhügeln; mit dem Anbruche der Dunkelheit beginnen Raketen und anderes Feuerwerk ihr leuchtendes Spiel; bis endlich mit der Nacht die zur Stadt führenden Wege und Straßen sich von den Zügen beleben, die unter Fackellicht und Gesang aus den Weinbergen zurück nach Hause kehren. Mittlerweile hat schon Nachmittags der geräumige Saal auf dem benachbarten Wartberge sich zu füllen angefangen; bald stellt Musik sich ein, und der tägliche Herbsttanz beginnt, an welchem junge Kaufleute des gewerbsamen Heilbronn, junge Officiere der dortigen Garnison, Studenten in den Herbstferien, und Gäste aus andern Landestheilen, die den Herbst in seiner eigentlichen Residenz mitmachen wollen, mit den Schönen der Stadt und Umgegend sich vergnügen.

Wer aus diesem Gewühle wieder etwas in's Engere zu kommen wünscht, der wandert wohl auf einen Tag in das eine Stunde von Heilbronn entfernte Weinsperg hinüber. Auch hier ist man mitten in der Weinlese: aber das Städtchen ist viel kleiner; der reichen Weinbergbesitzer, die glänzende und lärmende Herbste geben, wenigere; der Zufluß von Fremden nicht so bedeutend, wie in Heilbronn. Durch ein Stück der schattigen Kastanien-Allee, welche die Ostseite der Stadt umgibt, zwischen anmuthig angelegten Gärten mit der üppigsten Vegetation, an dem alten Gottesacker vorbei, über dessen Mauer hie und da noch ein steinernes Kreuz oder sonstiges alterthümliches Denkmal heraus-

steht, gelangt der Wanderer, nachdem er eine halbe Stunde in der fruchtbarsten Ebene fortgegangen, an eine Stelle, wo die Straße zwischen Weinbergen allmählig ansteigt, und als Ziel einen Durchweg zwischen zwei in einander sich verlaufenden Hügeln zeigt. Ist man oben, so öffnet sich die Aussicht in das Weinsperger Thal — ich werde es nie vergessen, wie bei meiner ersten Wanderung dahin, es war im Frühling, mich an dieser Stelle aus einer mit Waldbäumen bewachsenen Schlucht links von der Straße herauf die Grüße der lieblichsten Vogelkehlen empfingen; sie waren Vorboten des vielen Lieben und Anmuthigen, was mir in diesem Thale damals und später wiederfahren sollte. Auch hier sieht das Auge, außer den Wiesen und Aeckern in der Ebene, nur Weinberge rings auf den Hügeln angepflanzt; namentlich ist jener dort, der gerade vor uns am meisten in die Augen fällt, fast durchaus mit Reben bedeckt. Dieser Hügel, einzeln stehend, breite, oben gestutzte Kegelform, auf der obern Platte eine Bergruine, halbverfallene Thürme und Mauern, ist kein anderer, als die gepriesene Weibertreue.

Von Bürger volksthümlich gemacht, ist dieses Alterthum in neuester Zeit durch einen andern Dichter, der sich an seinem Fuße ansiedelte, den Weinsperger Oberamtsarzt, Justinus Kerner, in Schwung gebracht worden: kleine Steine von dem Gemäuer wurden in Ringe gefaßt, welche von Frauen und Jungfrauen weit und breit im deutschen Lande eifrig gesucht wurden, und eine Summe zusammenbrachten, die Kerner sofort zweckmäßig benutzte, um die Ruine durch Wege zugänglich, durch Ruheplätze bequem, und durch Anpflanzung von Gesträuch und Blumen, Aufstellung von Windharfen und dergleichen anmuthig und romantisch zu machen. Vielleicht treffen wir es heute, daß die Weinsperger gerade ihren sogenannten allgemeinen Herbst auf der Weibertreue feiern, was seit der Kernerschen Verschönerung des Platzes jährlich zu geschehen pflegt. Möglich, daß die drei Herren, die uns auf der Höhe begegnet sind, nach Heilbronn gehen, um Feuerwerk dazu einzukaufen; wenigstens glaubte ich unter ihnen den alten Chemikus zu erkennen, der gewöhnlich dabei geschäftig ist. Daß es ihm aber dießmal nur nicht ergehe, wie vor einigen Jahren! Ich war damals mit Anbruch der Nacht im Kernerschen Hause angekommen. Alles war noch auf der Burg bei der Herbstfeier;

bald aber kam die Tochter des Hauses in sichtlicher Gemüthsbewegung von da zurück. Der Chemikus hatte das selbstbereitete Feuerwerk abzubrennen angefangen; er hatte sich zu diesem Ende auf die Zinne eines alten, dachlosen Thurms gestellt, um und in welchem ein zahlreiches Publicum versammelt war: aber siehe da, statt aufwärts zu steigen, fuhren seine Raketen, Schwärmer und Leuchtkugeln alle abwärts unter die bestürzten Zuschauer, von welchen nun der Künstler für seine Mühe schlechten Dank einärntete. Sie könnte weinen über den Unfall des guten alten Hausfreundes, und habe das Ding nicht mehr länger mit ansehen können, sagte das treffliche Mädchen: und doch konnte sie zwischendurch sich des Lachens nicht ganz erwehren — ein ächtes Dichterkind.

Doch so weit sind wir eigentlich noch nicht: wir stehen noch auf der Anhöhe, von welcher aus wir die Weibertreue zum erstenmale erblickten. Eine gute Strecke noch zieht sich von da aus der Weg, zuerst abwärts, dann eben, bis man derselben nahe kommt, und indem man rechts hart an ihrem Fuße vorbeigeht, thut sich allmählig Weinsperg hervor, das sich bisher hinter dem Berge gehalten hatte. Das Städtchen bietet wenig Schönes: eng gebaut, mit krummen Gassen, hängt es auf der letzten Senkung des Hügels uneben da; der Marktplatz selbst ist ein jäher Abhang, der sich oben in ein Gestäffel verliert, über welchem die alte Kirche ihren Ort genommen hat. Jetzt sind die Gassen noch überdieß verengt durch die Kufen, welche, die getretnen Trauben zu empfangen, längs den Häusern aufgestellt sind, und zwischen welchen sich Karren und Lastträger mit immer neuen Ladungen zur Kelter drängen. Fremde Weinkäufer stehen da und dort; Ortsbeamte dabei, den Fremden Auskunft und Rath, den Einheimischen Anweisung und Befehl ertheilend. Wer aber ist der große, starke Mann im schwarzen Rocke mit dem dicken Stock aus Bambusrohr, der aus jenem Hause tritt, von Allen gegrüßt, und Alle wieder grüßend über die Straße geht, um dort in einem andern Hause zu verschwinden? Er schreitet derb und sicher daher: und doch wie in Gedanken; er ist den Leuten freundlich: und doch sieht man seinem ruhigen Ernst an, daß ihm ihr Treiben gleichgültig ist; er macht den Eindruck eines weisen Mannes.

Wer mag es sein? — Erinnert euch doch: wo sind wir

denn? In Weinsperg: und wer anders könnte da so aussehen, als Justinus Kerner, der Dichter, der Freund der Geisterwelt, der Arzt, der jetzt in der Morgenstunde seine Krankenbesuche macht?

Wie? Kerner, dieser corpulente Mann? Es ist nicht möglich! so haben wir uns den Mann gar nicht gedacht. Ein Geisterseher muß ganz anders aussehen: schmächtige, abgehärmte Gestalt, hohle Wangen, hervorgetriebene, düsterglühende Augen muß er haben; aber diese robuste Figur, dieses runde, volle Gesicht, dieses ruhige Auge — das kann Kerner nicht gewesen sein.

Gut; dort tritt er eben wieder aus dem Hause, nun will ich ihn anreden, und Ihnen die Ueberzeugung verschaffen, daß er's wirklich ist; dabei werden Sie zugleich durch genauere Betrachtung bemerken können, daß der, freilich etwas fettgewordene, Kopf die zartesten und geistreichsten Grundlinien hat; daß die Hand, wenn er sie mir reichen wird, die feinste und zierlichste ist, und daß dieses braune Auge, unter den kleinen, in Schildkrot gefaßten Gläsern hervorblickend, ganz darnach aussieht, zwar nicht Geister zu sehen, was ihm auch meines Wissens noch nie zu Theil geworden ist, wohl aber, sich in stillem Sinnen unter den Bildern einer Geisterwelt zu verlieren.

Nun begreifen wir aber vollends nicht, fahren die Begleiter fort, nachdem er weggegangen, wie dieß Kerner sein soll, der Sie so herzlich umarmt, und so freundlich mit Ihnen gesprochen hat. Sie sind ja doch — nun — Sie gehören doch nicht zu den Gläubigen des Dr. Kerner; vielmehr, wie Kerner an der Spitze der Gläubigen im strengsten Sinne, so stehen Sie — Sie nehmen uns dieß nicht übel — oder so stellt man Sie doch wenigstens —

Die Begleiter wollen sagen: so stehe ich an der Spitze der Ungläubigen; nun meinetwegen; und daß diese Extreme sich hier freundlich berühren, was ist denn daran so Wunderbares? Freilich ging das auch nicht gleich von Anfang so gut; als er vernahm, daß ich vom Glauben — damals nur erst an die Seherin von Prevorst — zum Zweifel übergegangen war: da wurde der gute Doctor sehr böse, und stieß harte Reden gegen mich aus. Auch mir that es weh, in ein Verhältniß, wie das unsrige bis dahin gewesen, durch Zweifel und Verschiedenheit der Ansicht einen Bruch gemacht zu haben.

Es war zu Anfang meiner Universitätsjahre: ohne eine mir zusagende Leitung meines philosophischen Triebes, hatte ich mich von den Steppen Kant's und seiner Ausleger nach den saftigeren Triften der Naturphilosophie hinübergezogen, und von da selbst in die geheimnißvollen Wälder des alten Jakob Böhme mich verirrt. So eben erst aus der Dumpfheit und unsteten Träumerei der Periode zwischen dem Knaben- und Jünglings-Alter zu festerem Selbstbewußtsein gediehen, glaubte ich eben in dieser Unmittelbarkeit des Gefühls die Wahrheit zu besitzen, und konnte nicht einsehen, wozu alle die Umstände und mißtrauischen Vorkehrungen, womit Kant an das Erkennen der Dinge herantritt. Weit entfernt, die Fragen und Probleme dieses Denkers zu begreifen, begriff ich schon das nicht, warum dergleichen nur überhaupt aufgestellt werden. In solcher Stimmung, wie mußte Schelling's intellectuelle Anschauung, Jakob Böhme's unmittelbarer Blick in die Tiefen der Gottheit und Natur, mich ansprechen und begeistern! Von welcher Seite ich Schelling einzig auffaßte, erhellt daraus, daß ich nicht begriff, wie er mit Jakobi, dessen Gefühls- und Glaubensphilosophie mir gleichfalls lieb war, nur jemals habe in Streit gerathen können. Bei dieser Stimmung konnte es nicht fehlen, daß ich nicht in Kurzem Jakob Böhme'n über Schelling stellte. Bei Letzterem zeigte das unmittelbare Anschauen sich nur als Einen Punkt, von welchem alles Uebrige in der Weise des vermittelten Erkennens abgeleitet wurde: ja selbst für jenen Einen Punkt erschien der Ausdruck: Anschauung, bald als ein bloßes Bild, und in der That schien auch dort nur ein Erkennen vorhanden zu sein, das man sich von der gewöhnlichen mittelbaren Erkenntniß des Wesens der Dinge nicht allzu verschieden denken durfte. Böhme dagegen redete durchaus als Seher, als Einer, dem das Auge aufgethan ist, die lebendigen Kräfte im eigenen Innern und in der Natur zu erblicken, wie sie „auf- und niedersteigen, und sich die goldnen Eimer reichen". Ich hatte bis dahin in kindlichem Sinne, von einfach religiöser Erziehung her an die Bibel als an Gottes Wort geglaubt; jetzt bekam ich an die Aussprüche Jakob Böhme's einen so streng supranaturalistischen Glauben, wie nur jemals Einer an Propheten und Apostel gehabt hat: ja, seine Erkenntniß schien mir theils zu tieferen Gründen hinabzusteigen, theils das Gepräge des unmittel-

baren Geoffenbartseins entschiedener an sich zu tragen, als die Bibel selbst.

Aber der Wunsch einer unmittelbaren Erkenntniß des Wahren und Göttlichen war damit doch nur scheinbar befriedigt. Hatte der Prophet für sich auch unmittelbar in die Tiefen der Gottheit geschaut: so konnten doch wir uns eines Gleichen nicht rühmen; seine Erkenntniß war, in ihrem Uebergange auf uns, für uns eine vermittelte. Und vermittelt noch dazu über eine so bedeutende Kluft der Zeit herüber, durch das unlebendigste Mittel, die todte Schrift. Gab es nicht in der Gegenwart und in einer für uns erreichbaren Nähe einen Seher, den wir unmittelbar selbst sehen und sprechen, und durch persönliche Berührung mit ihm sein Schauen gleichsam zu dem unsrigen machen konnten?

Es ist klar, daß wir auf diesem Standpunkte auf die Somnambülen aufmerksam werden mußten, von denen in den nächstvergangenen Jahren, namentlich auch in Schwaben, viel die Rede gewesen war. Eschenmayer's Archiv und andere Bücher dieser Art wurden zur Hand genommen; die uns aber für unser damaliges Bedürfniß bald zu medicinisch gehalten, bald zu geschmacklos geschrieben waren, oder, an Aeußerlichkeiten sich aufhaltend, nicht bis in die Tiefe hinabreichten, um welche es uns einzig zu thun war. Von allen diesen Schriften wesentlich unterschieden, gewährte uns Kerner's Geschichte zweier Somnambülen die willkommenste Nahrung. Mit der Phantasie und dem harmlosen Glauben des Dichters waren hier die Reden eines magnetisch gewordenen Naturkindes aufgefaßt und wiedergegeben, welche über den innern Zusammenhang und Rapport aller Dinge, über die unsichtbare Welt der guten Geister, und über die Seligkeit des innern Schauens in gemüthlichster Weise sich ergingen, und in die empfängliche Jünglingsseele einen rosenfarbenen Schein herüberwarfen. In nächtlichen Stunden, wenn die Mitbewohner unsers klösterlichen Zimmers schliefen oder sonst entfernt waren, las ich mit zwei Freunden das bereits für mich gelesene Buch; wobei wir uns indeß ebensosehr an dem Naiven und Komischen in demselben ergötzten, als durch das Ernste und Bedeutende ergriffen wurden.

So sehr uns aber diese Lectüre befriedigte, so war es doch wieder nur auf eine Weile, und um so stärker mußte sich bald

das Gefühl einstellen, daß wir auch hier nur mit einem todten Buchstaben, mit keiner lebendigen Anschauung und Gegenwart, es zu thun hatten. Unruhig warf sich daher auf's Neue der Trieb suchend herum. Der Anhang zu dem erwähnten Kernerschen Buche hatte uns auf gewisse tiefere Bestandtheile des Volksaberglaubens, und auf Personen unter dem Volke, Schäfer und dergl., als Besitzer von Kräften und Wahrnehmungen aufmerksam gemacht, welche auf ein innigeres Verhältniß dieser Menschen zur Natur, zum Urquell aller Kräfte, hinzuweisen schienen. Horst's Zauberbibliothek und ähnliche Bücher unterstützten diese Richtung. Bald kamen wir einer Wahrsagerin auf die Spur, die einige Stunden von der Universitätsstadt sich aufhalten sollte. Wir fuhren hin — die drei Freunde, zum Theil jetzt auf ganz anderen Bahnen des Denkens und des Lebens, werden mir doch erlauben, daß ich ihnen im Andenken an diesen Tag noch heute die Hand drücke; denn Jeder von ihnen wird mit mir diesen Tag, so seltsam dieß auch klingen mag, zu den schönsten seines Lebens zählen. Es war schon Ausgangs Februar, aber noch tiefe Schneebahn und strenge Kälte. Im frühen Morgen mochten wir etwa eine Stunde gefahren sein, als Einer von der Gesellschaft, der sich nicht gehörig verwahrt, und von Anfang an das Gefühl nicht beachtet hatte, auf einmal seine Hände so erfroren fand, daß jede Empfindung aus denselben gewichen war. Alsbaldiges Einreiben mit Schnee wollte nicht verfangen, sondern trieb ihm die Kälte noch überdieß so sehr gegen die innern Theile, daß er einer Ohnmacht nahe war, und der kalte Schweiß ihm auf der Stirne stand. Zum Glücke waren wir in der Nähe eines Dorfs, in dessen Schenke wir den Freund brachten, ihn im warmen Wirthschaftszimmer auf eine Tafel legten, und ein Deckbett über ihn breiteten, unter welchem er mit geschlossenen Augen in einer entschiedenen Schwäche dalag. Wir fragten nach einem Wundarzt; ein solcher sei nicht im Orte, wurde uns erwiedert, aber ein Schäfer, der für Blut, Brand, und so wohl auch für Frost zu thun wisse. Ein Schäfer mit geheimnißvollen Heilkräften — das klang an unsere damaligen Gedanken und Wünsche bedeutungsvoll an. Der Schäfer erschien: ein Mann in mittleren Jahren und von mittlerem Wuchse, verständigem, aber redlichem Gesichte. Befragt, ob er wohl den Freund so weit herzustellen hoffe, daß dieser die Reise

mit uns fortzusetzen im Stande wäre? erwiederte er lächelnd, bald würde derselbe der Frischeste und Gesundeste von uns Allen sein. Sofort nahm er die Hände des Erkrankten unter der Decke hervor, strich, einen Spruch murmelnd, wiederholt mit den Fingern über dieselben, und legte sie unter die Decke zurück. Mag man nun von der Sache denken wie man will: gewiß ist, daß nach höchstens fünf Minuten unser Freund sich erhob, wieder hell und munter um sich blickte, und versicherte, daß er bei der Manipulation des Schäfers die Empfindung gehabt, als zöge mit dessen Strichen der Schmerz aus seinen Händen hinaus; der sich sofort auch aus den innern Theilen verloren habe. Begeistert setzen wir uns mit dem schnell Genesenen zu einem Trunke Wein, den Schäfer in unsrer Mitte, der durch seine körnigen Reden und gesunden Ansichten uns vollends für sich gewann, und dem ich beim Abschiede mit halb abergläubischer Verehrung ein seidnes Tuch schenkte, das ich um den Hals trug, und auf einer Reise in damaliger Kälte wohl hätte selber brauchen können. Es war uns seltsam zu Muthe im Weiterfahren; am Ziele einer Reise von sechs Stunden hatten wir das Wunderbare erwartet: und nun trat es durch die Nöthigung des sonderbarsten Zufalls schon nach der ersten Wegestunde uns entgegen. Höheres, das fühlten wir, konnte uns für heute nicht mehr begegnen: und doch waren wir glücklich genug, hernach auch von der Wahrsagerin so viel Merkwürdiges und zum Theil Zutreffendes über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu vernehmen, daß unsere Freude und Begeisterung für die Dauer des ganzen Tags ausreichende Nahrung hatte.

Um dieselbe Zeit war es nun ungefähr auch, daß sich im Lande die Kunde verbreitete, in Weinsperg bei Dr. Kerner befinde sich eine Somnambüle, die im schlafwachen Zustande mit einem abgeschiedenen Geiste verkehre, auf dessen Angaben sie bereits eine merkwürdige Entdeckung, ein verborgenes Actenstück betreffend, gemacht habe. Das war es ja nun, wohin längst unsere Wünsche zielten. Eilig schrieb ich an einen Verwandten in Weinsperg um Auskunft, der mich in der Antwort im Auftrage Kerner's an Eschenmayer wies. So kamen wir in das Haus dieses damaligen Tübinger Professors, der uns als gläubige und wißbegierige Schüler gütig aufnahm, und uns von den, durch Kerner ihm

mitgetheilten Protokollen Einsicht gewährte. Die Osterferien waren nahe. Mit dem bewährtesten und gleichgestimmten meiner Freunde eilte ich nach Weinsperg. Damals war es, als mich beim Eintritt in das Thal die Vögel so freundlich begrüßten. Ich war mit meinem Vater, der zur Frankfurter Messe reiste, bis Heilbronn gefahren: es war ein feierlicher Augenblick, als wir Abschied nahmen; denn ich hatte das Gefühl, von ihm aus nunmehr den geheimnißvollsten und schauerlichsten Weihen entgegenzugehen, mit der unsichtbaren Welt in eine bisher vergebens ersehnte Verbindung zu treten. Kerner empfing mich mit väterlicher Güte, und stellte mich bald der Seherin vor, die in einem untern Zimmer seines Hauses wachend zu Bette lag. In Kurzem aber verfiel sie in den magnetischen Schlaf, und ich hatte so zum ersten Male den Anblick dieses merkwürdigen Zustandes, und zwar in seiner reinsten und schönsten Gestalt. Das leidenvolle, aber edel und zart gebildete Gesicht von himmlischer Verklärung übergossen; die Sprache das reinste Deutsch; der Vortrag sanft, langsam, feierlich, musikalisch, fast wie ein Recitativ; der Inhalt überschwengliche Gefühle, die bald wie leichte, bald wie dunkle Wolken über die Seele zogen und wieder zerflossen, — bald stärkere bald sanftere Luftzüge durch die Saiten einer Aeolsharfe, — Unterhaltungen mit und über selige oder unselige Geister, mit einer Wahrheit durchgeführt, daß wir nicht zweifeln konnten, hier wirklich eine Seherin, theilhaftig des Verkehrs mit einer höheren Welt, vor uns zu haben. Bald machte Kerner Anstalt, mich mit ihr in magnetischen Rapport zu setzen: ich erinnere mich keines gleichen Augenblicks in meinem Leben. Fest überzeugt, daß, sobald ich meine Hand in die ihrige legte, mein ganzes Denken und Wesen offen vor ihr daliegen würde, kein Rückhalt, keine Ausflucht mehr, wenn Etwas in mir wäre, das ich zu verbergen Grund hätte: es war, wie wenn man mir das Brett unter den Füßen wegzöge und ich in's Bodenlose versänke, als ich ihr die Hand gab. Uebrigens bestand ich die Probe gut: sie rühmte meinen Glauben, und oft habe ich später Kerner'n damit geschraubt, daß die Seherin auf seine Frage, was das Eigenthümliche meines Glaubens sei? die Antwort gab, daß er nie zum Unglauben werden könne. Entweder also, halte ich ihm nun entgegen, bin ich auch jetzt noch nicht ungläubig; oder wenn dieß, so ist Ihre Seherin eine falsche Prophetin gewesen.

Es waren schöne, poetische, reiche Tage, die ich damals in Weinsperg lebte: das Wunder war jetzt nicht mehr etwas Fernes, das wir suchten, sondern zur lebendigen Gegenwart geworden; es war uns nicht mehr etwas Einzelnes, Ungewöhnliches, es war das Element in dem wir uns bewegten; hinter jeder Ecke des Wegs, um die wir bogen, hinter jedem Strauche des Gartens, an dem wir vorübergingen, waren wir jeden Augenblick gefaßt, das Sonderbarste und Außerordentlichste, ohne Verwunderung und noch mehr ohne Schrecken, als etwas Vertrautes hervortreten zu sehen. Für die Person der Seherin, welche außer dem magnetischen Zustande eine verständige und anziehende Frau war, die namentlich die Gabe besaß, das Gemüth dessen, der sich mit ihr unterredete, aufzuschließen, und eine innige Mittheilung zu veranlassen, bildete sich eine Schwärmerei des Gefühls, deren Natur aus folgendem Zuge erhellen mag. Als später einmal zwei Bekannte von einer Reise nach Weinsperg mit der Nachricht zurückkamen, die Seherin sei aus ihrem bisherigen, scheinbar wachen, Zustande, wie aus einem magnetischen, erwacht, und wisse sich daher auch meiner, dessen Bekanntschaft sie in jenem Zustande gemacht, nicht mehr zu erinnern; so machte mich — obgleich die Freunde mir ein Billet von der Seherin mitbrachten, des naiven Inhalts, daß sie bedaure, mich nicht mehr zu kennen, und dennoch meine Freundin zu bleiben hoffe, — dessenungeachtet der Gedanke, mich aus ihrem Bewußtsein verdrängt und meine Stelle von Andern eingenommen zu sehen, auf längere Zeit höchst unglücklich.

Nachdem wir unsere Besuche öfters wiederholt und unser Freundschaftsverhältniß zum Kerner'schen Hause und der Seherin befestigt hatten, starb diese, und Kerner schickte sich an, ihre Geschichte im Druck herauszugeben. Bei meinen Besuchen in Weinsperg, sowie bei denen im Eschenmayer'schen Hause in Tübingen war mir nicht entgangen, wie sehr Eschenmayer den ihm von der Thatsache gelieferten Stoff mit seinen eigenen philosophischen Ideen zu versetzen pflegte, und wie geneigt sich Kerner diesen Einflüssen des von ihm verehrten Mannes hingab. Mit der mir von ihm gestatteten Vertraulichkeit schrieb ich daher an Kerner unter Anderem, er möge bei Bearbeitung seines Werkes doch ja auf seiner Hut sein, um nicht allzu viel von den Eschenmayer'schen Ideen hineinzubringen. Er ließ sich in der Antwort auf

diesen Punkt nicht ein, und so entstand das Buch, in welchem, neben so manchem Trefflichen, doch, wenn man es mit der Geschichte zweier Somnambülen vergleicht, der an die Stelle poetischer Unbefangenheit getretene philosophische Formalismus und statt der früheren Harmlosigkeit eine gewisse Bitterkeit schmerzlich auffällt.

Von unserem ersten Besuche an war der magnetische Zustand der Seherin fortwährend in abnehmender Phase begriffen gewesen: die Ekstasen stellten sich seltener ein und wurden kürzer und unbedeutender; wir kamen von unsern späteren Wallfahrten nicht mehr mit der Befriedigung, wie von der ersten, zurück. Dieß freilich auch zugleich darum, weil unvermerkt unsere Anforderungen, unser Bedürfniß und ganzer Standpunkt andere wurden. Unsere akademischen Studien waren indeß zur Theologie fortgerückt, und vor Allem war es bald Schleiermacher, dessen Glaubenslehre unsere Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch nahm. Durch die Sprödigkeit unserer Gefühlsgewißheit Anfangs von seinen verständigen Erörterungen abgestoßen, hielt uns doch der wissenschaftliche Zauber seiner Darstellung, die Freude, die es uns gewährte, wenn wir einen seiner dialektischen Läufe ihm nachthun zu können, eine seiner Fertigkeiten uns zu eigen gemacht zu haben glaubten, allmählig immer mehr bei ihm fest. Ein Stück reflectirender Vermittlung um das andere schob sich unvermerkt in unser Bewußtsein ein, und ehe wir's uns versahen, standen wir auf einem ganz neuen geistigen Boden, von welchem aus uns das alte Zauberland des Hellsehens, der Magie und Sympathie, wenn wir auf dasselbe zurückblickten, wie auf den Kopf gestellt erscheinen mußte. Angeregt durch die mancherlei Urtheile, welche über die indeß erschienene Seherin von Prevorst, ihre Zustände und Gesichte, nach einander laut wurden, und getrieben von dem Bedürfnisse, mit einer Erscheinung, die mich so lange und innig beschäftigt hatte, mich auseinander zu setzen, schrieb ich eine Kritik der verschiedenen Ansichten über die Seherin von Prevorst, welche sofort in einem öffentlichen Blatte gedruckt wurde; eine Arbeit, welche, ohne der Wahrheit der Thatsachen oder dem Charakter der Seherin und Kerner's zu nahe zu treten, nur die Objectivität der Geistererscheinungen durch eine Hypothese auf die Seite zu bringen suchte, die sich wenigstens so gut wie andere

hören ließ, und in einer Weise durchgeführt war, welche deutlich einen Verfasser verrieth, den so eben erst Schleiermacher denken und selbst reden gelehrt hatte. Diese Kritik war es, über welche, wie sie ihm von dritten Personen ungenau dargestellt worden war, Kerner sich als über einen Treubruch bitter beklagte, und welche unsern Verkehr eine Zeit lang unterbrach; bis Kerner, nach genauerre Kenntnißnahme von der Sache, und nachdem der erste Eindruck vorüber war, die Verbindung durch die freundlichsten Einladungen wiederherstellte.

So weit in meiner Erzählung gelangt, und indeß mit den Begleitern im Gasthofe am andern Ende der Stadt angekommen, wo uns das Kerner'sche Haus vor Augen liegt, sehen wir Kerner aus dem Stadtthore von seinen Besuchen zurückkommen. Er bemerkt uns am Fenster, reicht mir von der Straße herauf die Hand, und fordert uns auf, ihm in seine Wohnung zu folgen. „Sie sitzen wie ein Käfer in einem Strauß," sagte kürzlich ein Freund von mir zu Kerner; so steht sein Haus mitten unter Gärten, von Bäumen, Weinreben und Blumen umgeben. Das Haus ist klein, aber anmuthig und bequem, und in Verbindung mit dem wohnlich eingerichteten Gartenhause gegenüber bietet es auch hinlänglich Raum, um der Gastfreundlichkeit der trefflichen Familie genug zu thun. Eine schönere und zartere Gastlichkeit ist nicht leicht in einem Hause zu treffen. Unter den vielen Fremden, die jährlich das Kerner'sche Haus besuchen, wird doch jeder in seiner Eigenthümlichkeit aufgefaßt, und ihm eine entsprechende besondere Rücksicht und Neigung gewidmet. Ist ein auswärtiger Freund in Weinsperg anwesend, so ist es Kerner'n nicht wohl, wenn er nicht in seinem Hause speist und übernachtet, so lange noch Raum ist, und die Einladungen des Gemahls unterstützt die eben so gemüthvolle als verständige Hausfrau mit so vieler Herzlichkeit, daß schwer zu widerstehen ist. Das dennoch sich aufdrängende Gefühl, hier allzuviele Güte zu mißbrauchen, wird dem Gaste nur dadurch erleichtert, daß er sieht, wie seine Anwesenheit nicht die mindeste Störung oder Aenderung im Hauswesen hervorbringt, sondern alles in seinem ruhigen, einfachen Gange bleibt. Und in welche Familie findet sich der Gast hier eingeführt! Kein Wunder, daß von bösen Geistern Geplagte hier Hülfe und Heilung suchen: der gute Geist dieses Hauses

muß sie vertreiben. Ein Friedensengel scheint über demselben zu schweben; der Sinn der Ordnung, der ruhigen Heiterkeit und des Wohlwollens spricht uns aus allen Gesichtern, aus Allem, was wir darin hören und sehen, an. Der Dichter ist glücklich zu preisen, der, wie Kerner, eine Gattin findet, welche einerseits zwar seinem schwärmenden Gefühle den ordnenden Verstand gegenüberstellt, doch aber andrerseits selbst so viel Gefühl und poetischen Sinn besitzt, um das, was des Dichters Brust bewegt, innig mitempfinden und sein Leben im vollen Sinne theilen zu können. Und dann der liebliche Kreis dieser drei Kinder, von denen die älteste Tochter wie aus dem feinsten Dufte der Reiseschatten gewebt ist, der Sohn mit der regen Phantasie des Vaters die Verständigkeit der Mutter zu paaren, das jüngste Mädchen aber die Innigkeit und stille, sinnige Natur beider Eltern darzustellen scheint. Das Kerner'sche Haus ist vielleicht das merkwürdigste und eigenthümlichste in ganz Schwaben, und ich möchte demselben bald eine ähnliche episch-novellistische Verherrlichung wünschen, wir es von meinem Freunde, Gustav Pfizer, in dem bekannten schönen Gedichte, lyrisch verherrlicht worden ist. So viel ist jedenfalls gewiß: man muß Kerner'n in seinem Hause sehen und darstellen, wenn man einen richtigen Begriff von ihm bekommen oder mittheilen will.

Kerner wird nicht müde, die Gäste in seinen anmuthigen Besitzungen herumzuführen, ihnen Haus und beide Gärten, den einen vor, den andern hinter dem Hause, Gartenhaus und Laube, zu zeigen, und was dabei Denkwürdiges zu sehen und zu hören ist, bemerklich zu machen. Besondere Aufmerksamkeit erregt auf dieser kleinen Wanderung der Thurm, der ein Stück der alten Befestigungswerke, in Kerner's Garten steht und von ihm so eingerichtet worden ist, daß er im ersten Stocke ein alterthümlich gewölbtes Zimmer mit gemalten Fensterscheiben, zur Lectüre oder Mittagsruhe im Sommer geeignet, und oben, auf dem platten Dache, ein Zelt mit der schönsten Aussicht, rückwärts auf die Weibertreue und die Stadt, vorwärts in das Weinsperger Thal und die Löwensteiner Berge, darbietet. Kommt während dieser Wanderungen Mittag heran und ist Jahreszeit und Witterung günstig, so wird der Hausvater befragt, an welchem Platze diesmal gespeist werden solle, d. h. ob im Wohnzimmer, oder im Schweizerhause,

das als Altan hinten an das Wohnhaus angebaut ist, oder auf dem Thurme, in der Laube, unter dem Apfelbaume? Während des Essens, wenn es im Freien statt findet, kommt der Storch herangestiegen, der vertraulich seine Gabe verlangt, von dem aber Kerner sagt, er habe, wie wir Menschen, sein Paradies verloren, da er dem, der ihm zu essen reiche, undankbar mit dem Schnabel nach der Hand haue; der zahme Rabe kommt vom nächsten Dache oder Baume geflogen, und fordert gleichfalls seinen Antheil: und so bekommt man auf die anmuthigste Weise zu sehen, wie das Herz des Dichters und der Seinigen seine Freundlichkeit über die Grenzen der menschlichen Gattung und der gewöhnlichen Hausthiere hinaus auf die wilde Natur auszudehnen sich gedrungen findet.

Kerner spricht in der Regel wenig: sinnend, die Hände über den Rücken geschlagen, steht er am Fenster, sitzt mit gefalteten Händen im Stuhl, oder geht langsam auf und ab; dann liebt er es wohl, bisweilen vor einen anwesenden Freund hinzutreten, ihm in's Auge zu sehen, und, indem er halb seufzend seinen Namen mit einem freundlichen Beiwort ausspricht, ihm auf die Schulter zu klopfen. Ergreift ihn aber einmal die Laune, so ist er, namentlich in der humoristischen Erzählung, unübertrefflich, und ich werde es nie vergessen, wie komisch er den Schmerz eines alten Müllers, dem ein aufgeklärter Justizbeamter seine alchymistischen Schriften auf dem Ofen verbrannte, oder die Enttäuschung darstellte, mit welcher Nikolaus Lenau aus Amerika zurückgekommen war. Hat Kerner merkwürdige Briefe erhalten, so werden sie den Freunden vorgewiesen, — die älteren Briefe stehen, nach Jahrgängen gebunden, in der Bibliothek des Thurmes: es finden sich köstliche Sachen darunter, die schönsten Gedichte von Uhland hier frisch von der Entstehung weg brieflich mitgetheilt; sind magnetische oder geistergeschichtliche Acten da, woran es dem Herausgeber der Blätter aus Prevorst nie fehlt, so werden diese vorgelegt; sind gar dergleichen Personen im Hause, so werden Freunde, welchen Kerner ein ernstes Interesse an der Sache zutrauen zu dürfen glaubt, so weit es ohne Störung möglich ist, zur Beobachtung derselben zugelassen. So lernte ich noch vor wenigen Jahren eine Besessene im Kerner'schen Hause kennen, die bald nachher geheilt wurde. Im gewöhnlichen Zustande eine verstän-

dige, fleißige Frau, die, ganz in die Kerner'sche Familie aufgenommen, sich strickend oder sonst häuslich beschäftigte, gab sie in den Anfällen, die sich häufig einstellten, das wirkliche Bild des Besessenseins. Verzerrung des Gesichts zu den scheußlichsten Fratzen, krampfhaftes Umsichschlagen, Niederfallen, boshafte, gemeine Lästerreden, die aber zum Theil nicht ohne Witz waren. Neben dem festen Glauben, daß ein böser, verdammter Geist aus diesen Personen rede, und bei allem Ernst, mit welchem im Namen Jesu auf den vermeintlichen Dämon gewirkt wird, beutet Kerner doch zugleich die komische Seite solcher Erscheinungen auf die heiterste Weise aus. Eben damals, als die Besessene im Hause sich befand, hatte Kerner einen Knecht in Dienste genommen, der früher wahnsinnig gewesen, und auch jetzt noch nicht sehr bei Verstande war. Dabei konnte er aber die ganze Bibel auswendig, und sagte der Kranken lange Abschnitte aus derselben her, auch sang er ihr Lieder vor; was zwar der Frau wohlthat, aber den Dämon verdroß, der sich nicht selten zwischen die biblischen Worte hinein mit Schimpfreden gegen den Inhalt wie gegen den Vortragenden vernehmen ließ. Daher ging auch des Knechts letzter, auf Catonische Weise immer wiederholter Rath dahin, die Frau sollte einmal etwas über Durst trinken, dann würde vielleicht der gute Weingeist des bösen Geistes mächtig werden. Eines Nachmittags war der Knecht auch wieder zusprechend im Zimmer der Kranken zugegen: als Kerner uns dahin führte, und ihm auftrug, ihr ein religiöses Lied zu singen. Er that's mit kreischender Stimme, und auf die tollste Weise fuhr alle Augenblicke der resp. Dämon aus dem Weibe schimpfend dazwischen. Diese Komödie war es, die Kerner uns hatte zeigen wollen, und bei welcher er so kräftig mitlachte, als einer von uns. Es war aber auch wirklich so toll, daß ein gebildeter Stahlstecher, der auf der Durchreise so eben Kerner, dem Dichter, die Aufwartung gemacht hatte, und gleich darauf diese Scene mit anzusehen bekam, dadurch ganz irre wurde, und nur noch immer wiederholt zu sagen wußte, „so etwas sei ihm in seinem Leben noch nicht vorgekommen.“ — Man sieht, wenn auch nicht im Denken, so ist Kerner doch durch seinen Humor, oder als Dichter, über diese Gespenster hinaus und ihrer vollkommen Meister. Ueberhaupt ist Kerner, der Magnetiseur und Geisterfreund, nur aus dem Dichter zu begreifen.

Ludwigsburg, der Geburtsort des Dichters, ist eine Stadt, die unter einer prosaischen Außenseite viel Poetisches verbirgt, was Niemand sinniger hervorgezogen hat, als Kerner selbst in seinen Reiseschatten, wo er unter dem Namen Grasburg Ludwigsburg beschreibt. Der modernen, gradlinigen, flachen Stadt hat gerade dasjenige, was in gewerblicher und anderer Hinsicht ihr Unglück ist, daß sie an ganz unzweckmäßiger Stelle gegründet, im halben Ausbau stecken blieb, in poetischer Hinsicht zum Segen gereichen müssen, indem es die Ausfüllung des leeren Raumes innerhalb der zu weit gezogenen Ringmauern mit den endlosen Lindenalleen und sonstigen Spaziergängen veranlaßte, welche, verbunden mit den Herrlichkeiten und Schauern des meistens verlassenen Schlosses, schon dem Kinde ganz eigenthümliche Eindrücke mitgeben, und eine besondere Anhänglichkeit an die Vaterstadt zur Folge haben, die fast bei allen geborenen Ludwigsburgern zu finden ist. Der Knabe Kerner wurde zum Kaufmannsstande bestimmt, und trat in der dortigen herzoglichen Tuchfabrik seine Lehrzeit an. Bald aber widerstrebte seine Natur, und er griff nach arzneiwissenschaftlichen Büchern; auch regte sich der Trieb zur Poesie. „Ganz ruhig" — erzählt er in einem poetischen Sendschreiben an einen Schneider wegen eines verbrannten Rocks, das in Ludwigsburg mündlich fortlebt, woher auch ich es habe —

Ganz ruhig ich saß
Am Ofen, und las
In einem Buch,
Wie Gottes Fluch
Und alle Uebel
Ohne Bibel,
Durch Laxiren und Speien
Zu heilen seien u. s. w. —

ein merkwürdiger Vers, welcher, in der Verwunderung über das gewöhnliche materielle Heilverfahren, Kerners ganze jetzige Richtung vorgebildet enthält.

Es war eine schöne Zeit in der bösen Napoleonischen, als die drei Dichter: Kerner, Uhland und Schwab, zusammen in Tübingen studirten. Die classische Form für die deutsche Poesie war durch Goethe und Schiller errungen, und so eben bestrebten sich die Romantiker, Tieck an der Spitze, ihr einen deutscheren, wär-

meren, religiöseren Inhalt, und damit auch der Form theils mehr Innigkeit und volksmäßige Einfalt, theils eine noch freiere Ungebundenheit zu verleihen. Unsre drei jungen schwäbischen Dichter, durch Talent und Neigung vorzugsweise zur Lyrik bestimmt, wetteiferten in Liedern und Romanzen, von denen manche noch jetzt zu den schönsten Erzeugnissen deutscher Dichtung gehören. Doch ließ sich schon damals, und läßt sich überhaupt in den Dichtungen namentlich von Uhland und Kerner, bereits die innere Verschiedenheit nachweisen, welche die beiden Männer nachher in so verschiedene Richtungen des Lebens und der Thätigkeit auseinandergeführt hat. So oft wir auch beide Dichter auf demselben Gebiete treffen, so ist dieser gemeinsame Boden doch nicht das Feld, auf welchem jeder von beiden die meiste Stärke besitzt. Um bei den Unbestimmteren, wie, daß Uhland mehr verständig, plastisch, Kerner mehr empfindend und phantastisch ist, uns nicht aufzuhalten, so kann wohl am bezeichnendsten gesagt werden: Uhland's Gabe ist, sich in bestimmte menschliche Zustände hinein-, Kerner's, sich über sie hinauszuempfinden. Die Situationen des Frühlings, der Reise, des Schäfer-, Sänger-, Ritter-Lebens sind es, in welche sich Uhland mit Liebe und Behagen zu versetzen und sie uns auf's Lebendigste vorzuführen weiß: Kerner'n dagegen treibt es nicht nur aus dem Menschentreiben in die Natur, aus der Ebene in die Berge und Wälder, sondern überhaupt aus der irdischen Fremde in die höhere Heimath, aus dem Leben in den Tod hinüber. Hierdurch fällt innerhalb des Bodens der Romantik selber wieder Uhland der classischen, Kerner der romantischen Seite zu. Uhland's Muse, so oft auch sie in das Unendliche als solches hinüberstrebt, weiß sich doch noch öfter, und in ihren besten Erzeugnissen, im Endlichen anzubauen, und in ihm das Unendliche zu finden: die Kerner'sche, obwohl es auch ihr in manchen Balladen und Liedern gelingt, im Diesseits sich zu befriedigen, zeigt doch ihren eigenthümlichsten Charakter da, wo sie das gegebene Menschliche verflüchtigt und im Dufte der Sehnsucht in das Jenseits aufsteigen läßt. Was Wunder, daß, um im Bilde zu bleiben, die in's Jenseits aufgestiegenen Düfte und Dünste oben zu gespenstigen Wolken zusammengerinnen, welche denn natürlich nicht unterlassen werden, manch spukhaftes Hagelkorn in unser Diesseits herabzuwerfen. So wie andrerseits Uhland's

Behagen im Diesseitigen, da es nur ein Behagen an den einfachsten sittlichen Elementarzuständen, wie Familie, altdeutscher Staat als Zusammentritt freier Männer, ferner Liebe in ihren naivsten Formen, ist, in ein Unbehagen an allem demjenigen umschlagen mußte, was in Staat, Sitte und Literatur jetzt über jene Anfangsgründe hinausgeht.

Nach Beendigung seiner Studien bereiste Kerner einen Theil von Deutschland, und Briefe, von dieser Reise aus an die zurückgebliebenen Freunde geschrieben, bilden die Grundlage der im Jahre 1811 zuerst herausgebenen Reiseschatten. Diese sind das bedeutendste dichterische Erzeugniß Kerner's, und in der That ein ewig frischer Quell der reinsten, gesundesten Poesie. Vermöge seiner freien Form und der bunten Abwechslung des Sentimentalen mit dem Phantastischen und Komischen könnte man das Werk mit den Jean Paul'schen Arbeiten vergleichen; aber das Sentimentale ist in den Reiseschatten durch einen mittelalterlich-romantischen Zug bestimmter, freilich eben darum auch beschränkter, als bei Jean Paul; das Komische ist einfacher und volksthümlicher; damit der Charakter des ganzen Werks unmittelbarer, naiver. In den Reiseschatten hat Kerner zwei Elemente ineinander verarbeitet: das eine ist die Romantik, welche selbst wieder zwei Seiten hat, die negative des Spottes und der Verachtung gegen die platte Prosa der Aufklärung, und die positive der Begeisterung für Mittelalter und Natur, der innigen Versenkung in die Empfindungen der Andacht und Liebe; das andere Element sind Erinnerungen des Dichters an Erlebtes, an Personen, Orte und Zustände, welche nun theils für die eine oder andere, die positive oder negative Seite jener Romantik verwendet, theils zwischen beiden inne mit harm- und absichtlosem Humor hin- und hergeworfen werden. Diese Neigung zum Burlesken und Baroken hängt mit einer Richtung, wie die Kerner'sche, so sehr sie ihrem elegischen Ernste auf den ersten Anblick zu widersprechen scheint, doch auf's Genaueste zusammen. Ist dieses Leben für sich das nichtige, das den wahren Gehalt nicht in sich, sondern nur hinter sich oder jenseits seiner hat: so erscheint es mit seinem ernsthaft und wichtig Thun, seinem Streben und Schaffen, Rennen und Laufen, dem Tieferblickenden leicht als ein Possenspiel, das er bald als Weiser belächelt, bald aber, um des drückenden Ernstes für eine

Weile loszuwerden, sich selbst auch mit Behagen in die fröhlichen Reihen der glücklich Blinden mischt.

Gleich Anfangs werden wir in die alte Reichsstadt geführt, wo Abends Hausgenossen und Nachbarn vertraulich vor den Häusern sitzen, und bald „von nah und fern so manches Lied tönt, das da heilig ist"; darauf läßt sich in der Nacht der Geist der alten gothischen Kirche klagend über die Schwäche und Kälte des jetzigen Geschlechtes vernehmen. Ist hiermit der ernste Grundton des ganzen Büchleins angeschlagen: so kommt nun alsbald an den komischen die Reihe, indem auf dem Postwagen der Reisende eine wunderliche Gesellschaft trifft. Der wahnsinnige Dichter Holder (Hölderlin) mit verworrenen Reden, aber von tiefem Sinne, stellt gleichsam die tollgewordene Romantik, oder die Romantik, wie sie den Anhängern des Alten erscheint, nämlich als Tollheit, vor; der Chemikus (ein längst verstorbenes Ludwigsburger Original) erklärt jenen Wahnsinn aus einem Ueberfluß von Sauerstoff in der Seele des Mannes, und hofft von der Stickluft im Wagen Heilung für ihn; der Pfarrer findet solch materialistische Erklärung unmoralisch, und sucht den Verrückten durch Ueberreichung nüchterner Aufklärungs- und Erziehungsschriften zurecht zu bringen; er und ein mitreisender Schreiner erkennen sich als Mitarbeiter einer Zeitschrift von antiromantischer Richtung; und endlich der Antiquarius und Poet Haselhuhn (Conz) ist als gutmeinender Vermittler zwischen Classikern und Romantikern, wie auch übrigens in seiner etwas unbehülflichen Persönlichkeit, vortrefflich gezeichnet. Hiebei zeigt sich sogleich Kerner als ächten Dichter durch die Gabe, das wirklich Erlebte, bei aller Treue, mit der er es wiedergiebt, doch zugleich so, sei es in komischer oder ernster Art, zu idealisiren, daß es, so zu sagen, die Erdschwere verliert, und leicht und ätherisch als poetisches Gebilde erscheint. Er weiß den Adern der von ihm aufgenommenen wirklichen Personen, wie der Arzt denen der gestorbenen Mignon im Wilhelm Meister, jenen Balsam statt des Blutes einzuspritzen, der ihnen für immer ein frisches, jugendliches Ansehen erhält.

Eine der schönsten Partien des Buchs ist sofort die Aufführung des kleinen Stücks: der Todtengräber von Feldberg. Hier wird die Romantik durch eine Gesellschaft von Studenten, die Plattheit durch das sogenannte gebildete Publikum vertreten,

welches der Aufführung der Sonnenjungfrau mit gespannter Erwartung und philisterhaftem Raisonnement entgegen sieht, und von Entsetzen ergriffen wird, als der Schauspieldirector, von den Studenten genöthigt, statt der Sonnenjungfrau den Todtengräber ankündigt, „diese grelle, unmoralische, gehaltlose Fratze, ohne allen Zusammenhang, ohne alle Haltung und Verwicklung, wo in einer Scene kaum drei Worte gesprochen werden, wie in einem Krippenspiel.“ Der Inhalt ist ein Todtengräber, der, von dunklem Drange getrieben, Alles daransetzte, fliegen zu können, und, als es ihm immer mißlingt, sich dem Teufel ergiebt, der gegen Ermordung von Frau und Tochter ihm Gewährung seines Wunsches verspricht. Auch hier hat Kerner eine wirkliche Gestalt in eine poetische verwandelt, und zwar eine komische in eine tragische. Der fliegelustige Todtengräber lebte noch in Ludwigsburg, als Kerner das kleine Drama schrieb.

Ich selbst erinnere mich aus meiner Kindheit wohl noch des kleinen hagern Mannes, der jedesmal in's Haus gerufen wurde, so oft die alte Schwarzwälder Uhr des Großvaters nicht mehr gehen wollte; denn er verstand sich auf die Reparatur. Ich kann ihn noch sehen auf dem Stuhle stehend, um zur hochhängenden Uhr hinanzureichen, und mich unten, seiner Arbeit begierig zusehend und ihn unaufhörlich bittend, mir doch von der Uhr ein Rad zu geben. Es war uns Kindern streng verboten, den Mann Flugmaier zu heißen, wie auf jene Versuche zu fliegen hin der Volkswitz seinen eigentlichen Namen: Hartmaier, umgestaltet hatte; statt dessen aber faßte ich mir ein Herz und fragte ihn geradezu, was es denn mit seiner Flugmaschine für eine Bewandtniß gehabt habe? Er wurde nicht böse, sondern erzählte ruhig, wie sie schon beinahe fertig gewesen, aus starkem Papier, von hölzernen Faßreifen gehalten, in Gestalt eines Vogelleibs, mit Flügeln: als ein böses Weib, das über der Kammer gewohnt habe, wo die Maschine niedergelegt gewesen sei, durch Wasser, das sie wiederholt auf den Boden ausgegossen und das in's untere Zimmer herabgetröpfelt sei, die Maschine allmählig zerstört habe. Diesen ärmlichen Patron hat der Dichter auf bewunderswerthe Weise in einen kleinen Faust zu verwandeln gewußt, der ausruft:

Siehst du den Reiher dort oben, Weib?
Blau wie der Himmel sein Flügel,
Licht und Luft ist der stolze Leib,
Ihm däucht die Erde ein Hügel.
Sieh' an! so bodenlos und ohne Zügel!
Ist erst das Wagstück mir gelungen, Weib,
Werd' ich auch angestaunt dort oben schweben.

— — —

Die Mücke darf zum Himmel sich erheben,
Frei schwebt sie auf und tanzt im Sonnenstrahl:
Der Mensch nur soll, gebannt in's niedre Thal,
Mit Moos und Schwamm an Stein und Erde kleben?

Eine wunderzarte, feenhafte Partie folgt nun, eine nächtliche Fahrt den Fluß hinunter, in Gesellschaft von einer blinden Harfnerin, Handwerksburschen und Mädchen, die zum Jahrmarkt reisen, worunter auch eine gar wunderbare Jungfrau, von einer Insel der Nordsee gebürtig, welche dem Reisenden vom Meer und den Wundern seiner Tiefe erzählt, indem zugleich von der Harfnerin und der übrigen Gesellschaft die schönsten, empfundensten Lieder gesungen werden. Ein anziehender Begleiter gesellt sich von hier an für einige Zeit zu dem Reisenden, ein Mühlknecht, der, in den Krieg berufen, so eben von seiner Geliebten mit der Ahnung Abschied genommen hat, daß er im Kriege fallen werde. Später, in den Hallwäldern (dem Odenwalde), findet der Reisende das Mädchen bei ihren Eltern, den Aufsehern einer einsamen Kapelle, hinsterbend über dem Briefe, den ihr Geliebter, tödtlich verwundet, an sie geschrieben:

Nicht im Thale der süßen Heimath,
Bei'm Gemurmel der Silberquelle:
Bleich getragen aus dem Schlachtfeld
Denk' ich dein, du süßes Leben.

— — —

Flecht' in's Haar den Kranz der Hochzeit,
Halt' bereit die Brautgewande
Und die vollen, duft'gen Schaalen:
Denn wir kehren alle wieder
In das Thal der süßen Heimath.

Parallel mit dieser Geschichte des Mühlknechts läuft die vom Andreas und der Anna, welche die schmelzendsten lyrischen Liebesklagen enthält, von denen ich nur an das, einem Volkslied nach-

gesungene: „Schwarzes Band, o du, mein Leben," erinnern will. Dazwischen nun aber der lustigste Abschnitt im ganzen Buche, die Reise im Postwagen mit einem dicken Bronnenmacher (Lüdwigsburger Original), einem magern Pfarrer, welche aber, Beide gleich hungrig, von einem lustigen Koch durch die lockende Beschreibung einer leckern Mahlzeit so gierig gemacht werden, daß der Pfarrer endlich den Bronnenmacher in die fette Backe beißt; woraus, da der Pfarrer kürzlich von einem Hunde in die Nase gebissen worden, den der boshafte Koch dem Bronnenmacher als wüthend darzustellen weiß, die lächerlichste Angst und Verwicklung entsteht. Ihren Schluß erreicht die Reise unsers Romantikers in Nürnberg, dieser Heimath altdeutscher Kunst und des Meistergesanges, wo er noch einmal mit dem geheimnißvollen Mädchen von der Nordsee zusammentrifft. „In einem der Laubgänge (eines verödeten Gartens) setzten wir uns nieder; da hat das fremde Mädchen mir den Sterbetag all' meiner Freunde gesagt, so wie den Tag, an dem der oder jener geboren, und meinen Sterbetag. Schont meiner, sprach ich, indem ich sie freundlich anblickte. Da umschlang sie mich mit einem Arme; mit der Hand des andern aber fuhr sie mir dreimal sanft über die Augen her, die schlossen sich alsbald, wie zum magnetischen Schlafe."

Nach seiner Reise kam Kerner als Badearzt in das Wildbald, und schrieb hier seine wundervolle Beschreibung dieses Bades mit der Umgegend, welche seit 1813, wo sie zuerst erschien, immer wiederholte Auflagen erlebt. Als ich in meinen Universitätsjahren zuerst auf Kerner und seine Schriften aufmerksam wurde, lag es wie ein dunkler, zauberhafter Traum hinter mir, in früher Jugend schon Etwas von ihm gelesen zu haben. Seine Beschreibung des Wildbades fiel mir in die Hand: und ich erinnerte mich, daß einer Badecur wegen, die meine Mutter dort gebrauchen mußte, jenes Büchlein in unser Haus geschafft worden war, von wo ich sofort wirklich dasselbe Exemplar noch bekam, aus welchem ich mir als Knabe einen so tiefen Eindruck herausgelesen hatte. Niemals sind die Geheimnisse einer wilden Natur sinniger gedeutet worden. Das Düstere der Nadelwälder, das Zerrissene der Granitfelsen, die Schauer einsamer dunkelblauer Bergseen, den belebenden Geist und die gelinde heilende Umarmung der warmen Quellen, weiß Kerner theils durch Beschreibungen, theils durch

Mittheilung von Localsagen, auf eine Weise wiederzugeben, welche den Leser aus der flachsten, prosaischesten Gegend vollständig in jene Wald- und Gebirgsnatur hinüberzaubert. Außerdem erschienen während dieses und eines späteren Aufenthaltes unseres Dichters in Welzheim fortwährend lyrische Gedichte von ihm, theils in dem mit Uhland u. A. herausgegebenen Dichterwalde, theils an anderen Orten.

Aus Wildbad's und Welzheim's Wäldern wurde Kerner zuerst nach Gaildorf, später nach Weinsperg verpflanzt, nicht ohne daß ihm nach der liebgewonnenen Waldgegend eine Sehnsucht geblieben wäre (Gedichte, S. 67). In Kurzem jedoch schlug er in dem neuen Boden festere Wurzeln, als in einem der früheren: „an dem Berge der Frauentreue" baute er „unter grünen Bäumen sein freundliches kleines Haus", wo, nachdem der Dichter schon vorher so glücklich gewesen, ein früh gefundenes, für ihn geschaffenes Wesen seine Gattin nennen zu dürfen, bald „drei geliebte Kinder fröhlich aus- und einhüpften" (Gedichte, Zueignung). Die Weibertreue wurde in Schwung gebracht und verschönert, Lieder gedichtet, die Einnahme Weinspergs im Bauernkriege anmuthig und alterthümlich erzählt, und neben interessante und noch jetzt geschätzte medicinische Schriften über Wurst- und Fettgift geschrieben: bis von den zwanziger Jahren an Erfahrungen im Felde des Magnetismus Kerner's Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch zu nehmen anfingen. Von der Beobachtung einfacher Fälle dieser Art, wie er sie in der eben erwähnten Geschichte zweier Somnambülen beschreibt, hatte er das Glück, schnell zum Gipfel magnetischer Erscheinungen, in der Seherin von Prevorst, fortschreiten, und hierauf nach dem agathodämonischen auch das kakodämonische Gebiet, mit den Besessenen, durchlaufen zu dürfen.

Dazwischen erschienen im Jahre 1826 zum ersten Male Kerner's gesammelte Gedichte; nach der Uhland'schen gewiß die bedeutendste neuere Blüthensammlung süddeutscher Lyrik: obwohl mit einem, wie schon oben vorläufig erwähnt, durchaus eigenthümlichen Charakter. Schmerz und Sehnen ist es, was der Dichter in der Zueignung selbst als dasjenige bestimmt, wodurch allein er zu Liedern erregt werde, während Befriedigung ihn stumm mache. Sofort ist es die Tanne, der er um des Friedens willen,

welchen ihre Bretter als Sarg einschließen, den Preis vor der Rebe zuerkennt; vom Tode des Müllers wird gesungen, mit dessen Herzen auch die Mühle stille steht; die Rache des Himmels für wüste Störung des Heiligthums an den vier wahnsinnigen Brüdern gezeigt; für die äußere Einsamkeit des Dichters in der reichen Welt seines Innern ein schmerzlicher Ersatz gefunden; der geheimnißvollen Sympathie des Weines im Fasse mit der blühenden Rebe sich gefreut; die helle und reichere höhere Heimath der Oede und Fremde irdischer Straßen entgegengehalten, auf welchen der Wanderer, vom schmerzlichen Rufe des heimischen Alp-Hornes verfolgt, in immer getäuschter Sehnsucht hinstirbt; der freie und fröhliche Flug des Traumlebens wird statt der Gebundenheit des wachen am Morgen zurückgewünscht; Flachs und Spindel, ersterer namentlich als Todtenkleid, gepriesen; von stillen Thränen, von den Todeswunden, welche das Thun der Menschen dem Herzen schlägt, gesungen; wogegen Trost in der Natur, vollständige Heilung aber in keinem anderen Kraute, als dem Moose des Grabes gefunden wird. Ich setze nur wenige Lieder hierher, welche diesen Grundton der Kerner'schen Lyrik besonders charakteristisch aussprechen.

Wanderer.

Die Straßen, die ich gehe,
So oft ich um mich sehe,
Sie bleiben fremd doch mir.
Herberg', wo ich möcht' weilen,
Ich kann sie nicht ereilen,
Weit, weit ist sie von hier.

So fremd mir anzuschauen
Sind diese Städt' und Auen.
Die Burgen stumm und todt;
Doch fern Gebirge ragen,
Die meine Heimath tragen:
Ein ewig Morgenroth.

Alp-Horn.

Ein Alp-Horn hör' ich schallen,
Das mich von hinnen ruft;
Tönt es aus wald'gen Hallen?
Tönt es aus blauer Luft?

Tönt es von Bergeshöhe?
Aus blumenreichem Thal?
Wo ich nur steh' und gehe,
Hör' ich's in süßer Qual.

Bei Spiel und frohem Reigen
Einsam mit mir allein,
Tönt's, ohne je zu schweigen,
Tönt's tief in's Herz hinein.
Noch nie hab' ich gefunden
Den Ort, woher es schallt:
Und nimmer wird gesunden
Dies Herz, bis es verhallt.

Wer machte dich so krank?

Daß du so krank geworden,
Wer hat es denn gemacht?
Kein kühler Hauch aus Norden,
Und keine Sternennacht.

— — —

Daß ich trag' Todeswunden,
Das ist der Menschen Thun;
Natur ließ mich gesunden:
Der Mensch läßt mich nicht ruh'n.

Ferner aus dem Liede: Waldleben.

Sei willkommen, Wandersmann,
In des Waldes Einsamkeit!
Was ein armes Herz erfreut,
Hier man einzig finden kann.

An der Quelle ruht das Reh,
Drossel übet freien Sang;
Waldesnacht mach' dir nicht bang:
Grün thut keinem Auge weh.

— — —

Armer, armer Wandersmann!
Weil', o weil' in Waldesnacht!
Draußen Mond und Sonne wacht,
Sieht dich Jeder fragend an.

Aber hier in Waldesschooß
Geh'st du einsam mit dem Quell,
Siehet dich kein Auge hell,
Als der Thau auf Blum' und Moos.

Aus: Sehnsucht.

O könnt' ich einmal los
Von all' dem Menschentreiben,
Natur, in deinem Schooß
Ein herzlich Kind verbleiben!

Mich rief ein Traum so schwer
Aus deinen Mutterarmen;
Seitdem kann nimmermehr
Das kranke Herz erwarmen.

— — —

Wie ist's mir weh und bange;
Bis ich wie Blum' und Quell
Dir darf im Herzen bleiben.
Mutter, o führ' mich schnell
Hin, wo kein Menschentreiben!

Endlich: Der Kranke an den Arzt.

Ein Kraut nur heilt Menschenwunden,
Menschenwunden klein und groß,
Ein Tuch nur hält sie verbunden:
Leichentuch und Grabesmoos.

Neben diesem Grundtone der Kerner'schen Lyrik jedoch spielen, mehr oder minder verwandt, wenn auch zum Theil scheinbar widerstreitend, noch viele andere Töne her. Als Romantiker überhaupt verherrlicht Kerner einerseits den Hohenstaufen, und erzählt die Stiftung des Klosters Hirsau, die Entstehung der St. Walderichskapelle, die Geschichte der heiligen Regiswind, das Wirken des h. Alban, in frommen, legendartigen Romanzen; das Geschick des Grafen Olbertus und des Herrn von der Haide in schauerlich tragischen; auch der köstliche Geiger zu Gmünd mit seiner Mischung von Glauben und Humor gehört auf diese Seite; mit der persönlichsten Eigenthümlichkeit der Kerner'schen Romantik

aber hängt die phantastische Romanze: der Ring, zusammen, wo der fremde Cavalier sich auf einmal in den Teufel, und der feurige Diamant in seinem Ring in die Hölle sich verwandelt. Nur die andere Seite der Romantik, und eine Fortsetzung der in den Reiseschatten geführten Polemik gegen die Plattisten ist es, welche wir in Spindelmann's Recension einer Gegend, dem Gespräch:

„Widrig ist mir fürwahr, was schön tönt, ohne zu nützen" u. s. f.

und andern ähnlichen Gedichten vernehmen. Als getreuer Würtemberger sofort errichtet der Dichter einem Frischlin, Kepler, Schubart, wie der verstorbenen Königin Katharina, Denkmale der Verehrung; als deutscher Patriot nimmt er an den Befreiungskämpfen des Vaterlandes, als Menschenfreund an dem griechischen Aufstande, warmen Antheil; der beglückte Gatte und Vater spricht sich in den Liedern: Stummsein der Liebe, Lust der Sturmnacht, von Ihr, im Herbst, guter Rath, wie schon in der Zueignung, aus; heitere Lebenslust und Geselligkeit hat mehrere Trinklieder, besonders das volksthümlich gewordene: Wohlauf, noch getrunken u. s. f., eingegeben — wer den ernsten Hintergrund des Lebens kennt und stets vor Augen behält, der mag sich ohne Schuld und Gefahr einmal auch an dessen bunter Oberfläche ergötzen.

Die Form der Kerner'schen Gedichte betreffend, so beherrscht er Sprache und Vers nicht eigentlich auf kunstmäßige Weise, wie Uhland, noch weiter ist er von Rückert'scher Kunstfertigkeit entfernt: Ausdruck und Versmaß stellen ihm Schwierigkeiten entgegen, welche die Energie seines Gefühls und Gedankens häufig, wie Felsenmassen, gewaltsam zu sprengen sich genöthigt findet, wobei dann zwar kräftige, aber auch harte und abgerissene Formen zu Tage kommen; nur in seinen besten Gedichten gelingt es dem Feuer seines poetischen Triebes, die widerspenstigen Massen zu schmelzen, und einen vollkommen glatten und ebenmäßigen Guß herauszubringen. Ein so nach Inhalt wie Form vollendetes Gedicht ist z. B. jenes an das Trinkglas eines verstorbenen Freundes, welches ich, dieser gleichmäßigen Vortrefflichkeit und Classicität wegen, an die Spitze aller Kerner'schen Gedichte zu stellen geneigt bin.

Wie eine Dichternatur von dieser Richtung in der Beschäftigung mit Somnambülen, Geisterseherinnen und Besessenen den willkommensten Ruhepunkt finden mußte, erhellt nun leicht. Das vom Dichter ersehnte Jenseits ist an sich ein Leeres; es bekommt Inhalt nur durch die Gestalten des Diesseits, welche in dasselbe verflüchtigt werden, ein Inhalt, der, indem er nur im Verschwinden entsteht, ein sich selbst aufhebender ist; im leeren Unendlichen ist aber so wenig als im Endlichen Befriedigung; weiß daher der Dichter seinen Flug in's Jenseits nicht in der Art umzubiegen, daß er zum Diesseits zurückkehrt, das Unendliche im Endlichen erkennt und demselben einbildet: so bleibt einem solchen nur theils das Gefühl des leeren Unendlichen, d. h. Schmerz und Unglück, theils der Versuch, in das Jenseits einen Inhalt zu bringen, das Endliche in das Unendliche hineinzutragen. Als willkommener Organe bemächtigt sich dieser Trieb solcher Personen, deren krankes Nervensystem und aufgeregte Einbildungskraft Scheinbilder erzeugt, welche sich eignen, mit ihnen den leeren Raum der übersinnlichen Welt zu bevölkern, und so jenem Sehnen, jener Flucht des Gemüths aus dem Diesseits, eine Widerlage, einen bestimmten Gegenstand zu geben.

Das Ergebniß davon ist in seinem Anfange für den Menschen wie für den Dichter dasselbe: zuletzt aber läuft es für beide in zwei verschiedene Enden auseinander. Wenn durch die Wahrnehmungen eines Hellsehenden in dem leeren Jenseits zuerst ein Inhalt sich aufthut; wenn aus dem formlosen Nebel der Ahnung eine Geisterwelt mit lebendigen Gestalten, bestimmten Gesetzen und wirksamen Einflüssen auf das menschliche Leben, tritt: so kann es vorerst nicht fehlen, daß die sehnsüchtige Phantasie nicht freudig, bald begeistert, bald andächtig, mit diesem neuen Inhalte sich erfüllen und sättigen sollte. Bald jedoch, wie die Figuren und das Treiben dieser Geisterwelt näher in's Auge gefaßt werden, tritt der Widerspruch ihres endlichen Inhalts mit der unendlichen Form, in welche dieser aufgenommen ist, hervor: ihr angebliches Aussehen, ihre Kleidung, Rede, vollends ihr Spuken, ihr Werfen und Poltern, erscheint mit ihrem Begriff als Geister, und zwar abgeschiedene Geister, unvereinbar; jedenfalls zeigt sich, daß solche Wesen nicht dasjenige sein können, was als Inhalt des Jenseits ersehnt wurde, weil sie schlechterdings nichts Besseres

sind, als was auch im Diesseits zu haben ist, aus dessen Erbärmlichkeit und Lumperei man in ganz anderer Hoffnung sich in die Geisterwelt geflüchtet hat, als um hier die gleiche Misere wiederzufinden.

Auf den Dichter nun wird dieser Gegensatz, welchen die zu Tage kommende Endlichkeit der neuaufgegangenen Geisterwelt mit der Unendlichkeit sowohl ihres Elementes, des Jenseits, als der Sehnsucht nach demselben bildet, einerseits als Widerspruch und Contrast komisch wirken: der Dichter wird nicht umhin können, die Geister ihre Unzulänglichkeit und Begriffswidrigkeit auf humoristische Weise fühlen zu lassen. Nun bedarf aber der Komiker, um gegen eine Erscheinung den Hebel anzusetzen, und sie zum Ergötzen der Zuschauer in die Luft baumeln zu lassen, irgend eine feste Unterlage als Stützpunkt, welche hier zunächst die Verständigkeit des wachen Bewußtseins, gegenüber von der Geisterwelt, wäre. Solcher Aufklärung jedoch hat Kerner schon von vorn herein, als Romantiker, den Abschied gegeben; gegen sie ist mithin auch jetzt noch sein Spott immer zuerst gerichtet. Indem nun aber dieser Spott sich nicht mehr, wie in der Periode der Reiseschatten, auf das Bewußtsein der Wahrheit des Jenseits und seines damals nur erst geahneten Inhaltes stützen kann: da vielmehr das Jenseits selbst, seit es seinen Inhalt ausgelegt hat, um den Credit großentheils gekommen ist; indem so der Spott nicht blos dasjenige, was er verspotten will, sondern auch dasjenige, mittelst dessen anerkennender Voraussetzung allein er jenes könnte, verspottet: so ergiebt sich eine Halt- und Bodenlosigkeit des Spottes, die jeden Eindruck desselben vernichten muß. Hieher gehört, neben mehreren kleineren Gedichten Kerner's, namentlich sein humoristisches Drama: der Bärenhäuter im Salzbade, wo die Aufgeklärten ausgelacht werden, daß sie nicht an Geister und Teufel glauben, welche doch selbst durchaus lächerlich gemacht sind: ein wahrer Münchhausen, der am eigenen Zopfe sich aus dem Sumpfe ziehen will. Dieses Sichselbstaufheben der Ironie, oder daß es nicht blos mit dem Diesseits, sondern auch mit dem Jenseits, soweit es seinen Inhalt geoffenbart zu haben schien, nichts ist, hat nun für den Dichter den Fall seiner Sehnsucht und Einbildungskraft in's Leere, und zwar in der Art zur Folge, daß das Jenseits nicht mehr, wie früher, mit freudiger, aller

Ahnungskeime voller, Hoffnung, sondern, nachdem es einmal die Erwartung getäuscht, mit Glauben zwar noch, aber niedergeschlagenem und farblosem, betrachtet wird. Indem ein solcher Glaube nicht mehr wie der frühere im Stande ist, für den Ekel am Diesseits Ersatz zu gewähren: so ergiebt sich für den Dichter ein Gefühl des abstracten, schlechthinigen Schmerzes, des Ueberdrusses am Dasein, ja ein Gefühl des Gestorbenseins selbst, wie es manche, in die neueste Gesammtausgabe von Kerner's Dichtungen aufgenommene Lieder in mißlautenden, schnarrenden Tönen aussprechen, wie wenn der Dichter sich einmal mit einem Schmetterlinge vergleicht, der, die Nadel durch die Brust getrieben, auf dem Brette angespießt ist.

Doch, wo der Dichter aufhört, ist darum der Mensch noch lange nicht zu Grunde gegangen; er kann vielmehr, den Dichter in sich aufzehrend, sich zu höheren und freieren Lebensstufen erheben. Das von dem Menschentreiben und dem Treiben der Geister gleicherweise ohne Befriedigung zurückgekehrte Herz fällt, menschlich genommen, darum nicht in's Bodenlose: es kehrt in sich selbst, seine eigene Wärme und Liebe zurück, und kann sich hier eine Glückseligkeit bauen, die um so reiner ist, weil sie auf vernünftige Resignation sich gründet. Kerner's Thätigkeit und Tüchtigkeit als Arzt, Menschenfreund, Familienvater, der innere Reichthum seines Gemüths, der äußere Zufluß geistreicher und herzlicher Geselligkeit, kurz, der ganze concrete Boden seines Daseins, welcher nicht ebenso unmittelbar in seine Poesie eintreten kann, giebt ihm als Menschen eine hinreichend feste Unterlage, von welcher aus er nun mit Beidem, mit dem verständigen Bewußtsein und dem geistergläubigen spielen, abwechselnd bald seine Gegner, bald auch sich selbst verspotten kann. Daher das Auffallende, daß er seine Geister durchaus ohne vielen Respect behandelt, und gelegentlich, wie oben ein Beispiel erzählt wurde, Komödie mit ihnen spielt; auch schon durch den beständigen Verkehr mit ihnen sinken sie zum Alltäglichen herab, und es wird von denselben im Kerner'schen Hause nicht mit mehr Aufhebens, als von Hunden, Katzen und andern Hausthieren gesprochen, die man ja auch wohl zur Belustigung aneinander hetzen mag. Daher auch die Liberalität, mit welcher Kerner in seinen neueren Schriften darauf verzichtet, den Glauben an Geister Andern aufzudringen,

und das Urtheil über die von ihm beobachteten Erscheinungen dem Leser freistellt. Wie wenig er sogar sich selbst in seiner Rolle als Geisterkönig schont, davon mögen folgende Züge den Beweis geben. Er kann, in einen von Menschen erfüllten Saal tretend, mit einem herzlichen Seufzer sagen: Zu den vielen Menschen soll ich hinein! o, wenn es doch lieber Geister wären! — und in demselben Augenblicke, wenn ich über einen so seltsamen Wunsch unverhohlen lache, lacht er von Herzen mit. Ich darf ihm scherzend sagen: Lieber Doctor, so oft ich nach Weinsperg komme, ist es jedesmal wieder ärger mit dem Aberglauben! — Gewiß, erwiedert er, wir beiden Ludwigsburger müssen uns in unserer Thätigkeit ergänzen: je mehr Sie Mythen vertilgen, desto mehrere säe ich wieder aus. Und nun erzählt er mir, wie er neulich auf einer Reise in den Schwarzwald ein Hirtenmädchen über den Ursprung des Bergnamens: Kniebis durch den Mythus von einer Königstochter belehrt habe, die der Fuchs in's Knie gebissen; einem schlafenden Hirtenknaben aber habe er in die offene Hand einen Thaler gelegt, den dieser beim Erwachen ohne Zweifel für die Gabe einer Fee oder eines Engels gehalten habe; vielleicht. setzte er hinzu, hat er das Geldstück aber auch, als vom Teufel kommend, weggeworfen.

Auf diesem höhern und freiern Standpunkt, der, bei aller unvertilgbaren Neigung für die Geisterwelt, doch diese sich niemals über den Kopf wachsen läßt, sondern, in der Selbstgewißheit eigenen Geistes-, Gemüths- und Lebensreichthums, jener Schattenbilder auf die heiterste Weise Meister bleibt, kann sich Kerner von dem geistlosen Treiben Derjenigen nur abgestoßen finden, welche dieselbe Sache nur in trübseligem Ernste und mit fader Sentimentalität zu behandeln wissen, vor den Gespenstern zerknirscht und demüthig herumkriechen, und sich von hysterischen Weibspersonen die Arbeit am Vorabend eines Festes, das heitere Klavierspiel am Sonntag, und was noch sonst, als gehorsame Diener untersagen lassen. So vernimmt man denn aus sicherer Quelle, daß Kerner an dem Eschenmayer'schen Conflict zwischen Himmel und Hölle u. s. f. wenig Freude gehabt, vielmehr den Verfasser gewarnt habe, sich nicht allzusehr dem Ueberglauben zu ergeben, worauf ihm aber eine ziemlich unfreundliche Antwort geworden sei. Zum Schlusse wünsche ich, daß eine so reich-

begabte, liebenswürdige Persönlichkeit, ihr selbst zum Behagen, zum Wohl ihrer Familie und zur Ehre des Vaterlandes, sich noch lange in frischer Kraft erhalten, und daß es mir gelungen sein möge, eine nur durch unmittelbaren Umgang völlig verständliche Natur der Achtung und Liebe auch Derer näher zu bringen, welchen das Glück eines solchen Umgangs nicht gegönnt ist.

1862.

2.

Ueber Justinus Kerner ist schon bei seinen Lebzeiten viel geschrieben worden, und nun hat sein Hinscheiden aufs Neue eine Reihe ihm gewidmeter Artikel in öffentlichen Blättern hervorgerufen. Gab es doch zu solcher Schilderung selten einen einladendern Gegenstand. Kerner war ein gemüthvoller, vielgelesener Dichter und ein überaus merkwürdiger Mensch. Und diese Merkwürdigkeit war von der Art, daß sie die Einbildungskraft ansprach, mithin von selbst zur Darstellung reizte. Dazu kam seine freundliche Zugänglichkeit. Der Darsteller konnte sich Zeit nehmen, ihn aus nächster Nähe zu beobachten, und konnte zuversichtlich hoffen, mit dem Bilde, das er so zu Stande brachte, den Vielen willkommen zu sein, die gleichfalls Gelegenheit gehabt hatten, dem liebenswürdigen Dichter persönlich näher zu kommen. Auch waren die hervortretenden Züge seines Wesens nicht leicht zu verfehlen; so daß sich auch ein mittelmäßiger Künstler der Aufgabe gewachsen glauben konnte.

Dennoch lag hier ein verborgener Knoten. Es war mit den literarischen Schilderungen von Kerner's Persönlichkeit wie mit den malerischen oder plastischen Abbildungen seines Kopfes. Deren sind viele versucht worden, und die äußeren Umrisse des fleischigen Gesichts finden sich in allen so ziemlich wieder. Aber die feineren Züge, die versteckten Schönheitslinien, die Beseelung von innen heraus, sind fast in allen zu vermissen. So lag auch in Kerner's geistigem Wesen das Eigenthümlichste gar nicht so auf der Oberfläche, daß es bei flüchtigem Besuche von der Hand eines Feuilletonisten wegzuhaschen gewesen wäre. Wir befreundeten Landsleute hatten zwar Gelegenheit, ihn wiederholt und länger zu beobachten: gleichwohl dürfen wir uns nicht der Täuschung hingeben, als ob es uns darum schon gelungen wäre, in alle Räthsel einer so eigen-

artigen Dichternatur einzudringen, und nun gelingen müßte, sie darstellend zu lösen.

Kerner's äußerer Lebensgang war theils sehr einfach, theils können wir denselben seinem ersten Abschnitte nach aus seiner eigenen Schilderung in dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" (Braunschweig 1849) als bekannt voraussetzen. Seine Vaterstadt Ludwigsburg, wo er als der jüngste Sohn des dortigen Oberamtmanns am 18. Sept. 1786 geboren war, hat er auch sonst (in seinen „Reiseschatten") humoristisch verherrlicht, und den Einfluß, den sie auf die Ausbildung seiner Eigenthümlichkeit hatte, angedeutet. Die Familie, aus der Kerner hervorging, lernen wir nicht blos aus seiner eigenen Schilderung als eine hoch und eigenthümlich begabte kennen. Der Vater ein tüchtiger Beamter, dabei ein Mann voll Geist und Humor; die Mutter von tiefem Gemüth, unerschöpflicher Herzensgüte, nicht ohne einen Zug von sanfter Schwärmerei. Den ältesten Bruder Georg zeigen die dem „Bilderbuch" einverleibten Nachrichten, Briefe und Aufsätze als einen seltenen und bedeutenden Menschen. Von Jugend auf dem Idealen zugewendet, kühn und selbstvergessen, begeistert er sich für die Anfänge der französischen Revolution, wandert wider des Vaters Willen erst nach Straßburg, dann nach Paris, wo er sich die Achtung der besten Männer erwirbt, bald aber den Haß der Blutmenschen zuzieht, denen er bei verschiedenen Anlässen mit oft unvorsichtigem, aber stets edlem Muthe entgegentritt. Doch wie Georg Forster verzweifelte er um der schlechten Menschen willen an der guten Sache nicht, der er auch in mehreren diplomatischen Sendungen diente, bis Napoleon's Despotismus, dessen Werkzeug er nicht werden mochte, ihn bewog, der politischen Thätigkeit zu entsagen, und seinem Eifer für Menschenwohl in der Wirksamkeit als Arzt in Hamburg genugzuthun, wo er jedoch im besten Mannesalter schon 1812 starb. Ein anderer, gleichfalls älterer Bruder des Dichters, Karl, der im Jahr 1840 als Freiherr und Geheimerath in Stuttgart gestorben ist, steht er in der Heimath aus früherer Zeit als bewährter Generalstabschef im russischen Feldzug, aus späterer als tüchtiger Verwaltungsbeamter, wie durchaus als biederer, gemüthlicher Mensch im besten Andenken. Trat bei ihm das phantastische Element hinter Verstand und Geschäftstüchtigkeit zurück, so verfiel der gutherzige Bruder Louis, dem

bei Georgs Erregbarkeit dessen Geist und Charakterstärke fehlten, dem pädagogischen Humor des Vaters, wie er in dem „Bilderbuch" dem biographischen des Bruders verfällt.

Dieser jüngste, Justinus Andreas, nachträglich zur Beruhigung der Mutter auch noch Christian genannt, war unter sämmtlichen Brüdern jedenfalls der eigenthümlichste. Begabter mochte vielleicht der älteste sein, aber es fehlte bei dem zarten Siebenmonatkinde das Gleichgewicht der Kräfte, und so verfiel er einer Rastlosigkeit, die ihn vor der Zeit aufreiben mußte. Justinus war harmonischer, und darum auch dauerhafter angelegt. In der äußeren Stellung freilich war er gegen die drei älteren Brüder zunächst im Nachtheil. Sie alle hatten Gelegenheit und Mittel gefunden, zu studiren, theils in der Karlsakademie, theils im Tübinger Stift; als der jüngste heranwuchs, war die erstere aufgehoben, Theologe mochte er nicht werden, und zu einem andern Studium aus eigenen Mitteln schien der indeß verwittweten Mutter geringes Vermögen nicht hinzureichen. Man solle einen Zuckerbäcker aus ihm machen, meinte ein wohlwollender Rathgeber, da sein poetisches Talent und seine Fertigkeit im Malen ihm im Fache der Figuren und Devisen besonderen Erfolg versprächen. Davon nahm man zwar mit Rücksicht auf seinen Widerwillen Abstand; aber man that ihn nun bei der herzoglichen Tuchfabrik in Ludwigsburg als Kaufmann in die Lehre. Hatte er sich dessen auch nicht geweigert, so erwies es sich doch in Kurzem als eine nicht minder verfehlte Wahl. Rechnen und Messen war wider Kerner's Natur; unter dem Zuschneiden und Zusammennähen von Tuchsäcken im Magazin der Fabrik machte er Verse, und während Nelkenbrecher und Büsch oben auf seinem Tische lagen, las er insgeheim die deutschen Dichter, oder studirte naturwissenschaftliche Schriften.

Zur Natur hatte er sich in seiner Art schon frühe hingezogen gefühlt. Schon als Knabe hatte er auf der Klostermauer zu Maulbronn (wo der Vater seine letzten Lebensjahre als Oberamtmann zubrachte) die Ameisenlöwen, ihre sinnreiche Insektenjagd und ihre Verwandlungen beobachtet; auch Blumen und Kräuter hatte er gesammelt, aber mit der künstlichen botanischen Eintheilung und Bezeichnung derselben sich nie befreunden können, statt deren er ihnen lieber die Namen von bekannten, vornehmlich

komischen, Personen beilegte. Diese naturwissenschaftliche Neigung war es nun, die Kerner als Handhabe benützte, um sich aus den Gewölben der Ludwigsburger Tuchfabrik herauszuhelfen. Auch hier, wie einst gegen die drohende Bestimmung zum Zuckerbäcker, stand ihm der wackere Conz zur Seite, der, früher Diakonus in Ludwigsburg, wo er ihm den Confirmandenunterricht ertheilt hatte, jetzt die Stelle eines Professors der Poesie und Beredtsamkeit an der Universität Tübingen bekleidete. Auf einen Hülferuf seines alten Schützlings ermuthigte er dessen Mutter, indem er selbst alle thunliche Beihülfe zusagte, den Sohn zum Studium der Naturwissenschaften nach Tübingen zu senden.

Dies geschah im Herbst 1804, und hier verläßt uns Kerner's „Bilderbuch“; doch hat uns eben noch vor dem Ende seiner Universitätszeit, im Herbst 1808, ein bewährter Personenzeichner, Varnhagen von Ense, ein Bild Kerners, wie er damals leibte und lebte, entworfen. Dabei ist es für uns Schwaben eine besondere Befriedigung, in dieser Schilderung die beiden einheimischen Dichter, auf die wir in verschiedenem Sinne stolz sind, als Jünglinge nebeneinander gestellt und in ihrer schon damals so abweichenden und doch wieder verwandten Eigenthümlichkeit aufgefaßt zu finden. Zwei liebe, herrliche Menschen nennt sie Varnhagen, ursprüngliche Seelen, reich begabt mit innerem Leben und äußerem Talent. Während ein Päckchen handschriftlicher Gedichte, die ihm Kerner von Uhland bringt, ihn aufjauchzen macht vor Freude über so frische, ächte Poesie, auch der Hochsinn und das kurze treffende Wort des Dichters ihm imponiren: ist doch Uhlands schweigsame, streng in sich geschlossene Persönlichkeit dem Berlinisch gebildeten Varnhagen weniger zugänglich, als Kerners gleich reine, dabei aber anschmiegende, und wenn auch nicht norddeutsch gesprächige, doch in ihrer Art mittheilsame Natur.

Kerner hatte, so berichtet uns Varnhagen, in den vier Jahren seines naturwissenschaftlichen und medicinischen Studiums ohne besondere Anstrengung doch viel gelernt, auch schon Kranke mit Geschick und Erfolg behandelt, und schrieb eben damals an seiner Doktordissertation über das Gehör. Zu diesem Zwecke stellte er Versuche mit verschiedenen Thieren an, und lebte daher in seiner Stube mit Hunden und Katzen, Hühnern und Gänsen,

Eulen, Eichhörnchen, Kröten, Eidechsen, Mäusen und anderem Gethier ganz traulich zusammen. Die Befreundung mit dem Leben der Natur, besonders nach ihrer dunklen Seite, die Neigung zum Ahnungsvollen und Geisterhaften, trat schon damals hervor. Die Maultrommel mit ihren verschwebenden Tönen war Kerners Lieblingsinstrument; in der Poesie sprach ihn das Volksmärchen und Volkslied, der einfache Empfindungslaut, am meisten an, während höhere Kunstpoesie ihn gleichgültig ließ. In diesem träumerischen, mystischen Wesen erschien Kerner dem norddeutschen Beobachter als der wahre Ausdruck des schwäbischen Landes- und Volkscharakters, nur emporgehoben aus der unteren Region in eine höhere, wo wissenschaftliche Einsicht und dichterische Phantasie zu dem Volksthümlichen sich gesellen. Doch was in Kerner am unmittelbarsten diesem dunkeln Zuge das Gleichgewicht hielt, war der Gegenzug eines gesunden frischen Humors. Varnhagen rühmt an seinem neuen Freunde den lebendigsten Sinn für Scherz, für alles Komische und Barocke, und eine Art von Leidenschaft, es ans Licht zu fördern. Wenn wir von demselben Schilderer erfahren, daß Kerner ein schlanker, wohlgewachsener, ganz hübscher Junge war, der freilich auf sein Aeußeres wenig hielt, sich überall anlehnte und auf einem Stuhle lieber unbequem lag als ordentlich saß, so haben wir, den Unterschied des Alters und was damit zusammenhängt abgerechnet, schon ganz den Kerner der späteren Zeit.

Nachdem er mittelst seiner Dissertation zum Doktor der Medicin promovirt worden war, trat er im Jahr 1809 eine Reise an, die ihn erst nach Hamburg zu seinem theuren Bruder Georg, dann nach Berlin, Wien und andern deutschen Städten führte. Eindrücke von dieser Reise in phantasmagorischer Spiegelung, vermischt mit Bildern aus der Heimath und selbstständigen Dichtungen, hat Kerner in seinen „Reiseschatten, von dem Schattenspieler Lux" (Heidelberg 1811) niedergelegt. Nach seiner Heimkehr setzte er sich 1810 als praktischer Arzt im Wildbad fest, und verfaßte als solcher die Beschreibung dieses Bades, die, zuerst 1813 gedruckt, von da an wiederholt in vermehrten Ausgaben erschienen ist, und neben den chemischen und medicinischen Nachrichten über die Quellen und ihre Wirkungen eine tiefpoetische Schilderung der großartigen Natur der Umgegend mit ihren romantischen Lokalsagen enthält.

Zu Anfang des Jahres 1812 siedelte Kerner nach Welzheim über, wo er sich im folgenden Jahre mit seinem „Rikele", einer Tochter des Pfarrers Ehemann zu Ruith auf den Fildern, früheren Professors an der Klosterschule Denkendorf, vermählte; 1815 ward er von da als Oberamtsarzt nach Gaildorf versetzt. An diesen beiden Orten beschäftigten ihn besonders die in jenen Gegenden so häufigen Vergiftungen durch verdorbene Würste; ein Gegenstand, den er zuerst der wissenschaftlichen Beachtung zugeführt hat durch Untersuchungen, deren Resultate er später in zwei speciellen Werken („Neue Beobachtungen ꝛc." Tübingen 1820, und: „Das Fettgift oder die Fettsäure" Stuttgart 1822.) niederlegte. Im Jahr 1819 wurde Kerner als Oberamtsarzt nach Weinsperg befördert, wo er sich bald (1822) am Fuße der durch seine Thätigkeit aus Schutt und Verwilderung gezogenen und zur reizenden Anlage umgeschaffenen Weibertreue das Haus baute, das mit den nach und nach erweiterten Gärten den Schauplatz bildete, auf dem sich das reiche Idyll von Kerners Dichterleben bis zu seinem am 21. Februar 1862 erfolgten Tode abgespielt hat.

Indem wir nach diesem Abriß von Kerners äußerem Lebensgange zur Schilderung seiner Persönlichkeit und Thätigkeit schreiten, ergibt es sich von selbst, daß wir ihn zuerst als Dichter, dann als Arzt und Forscher im Felde des Somnambulismus und der Geisterwelt, endlich als Menschen in seinem häuslichen Leben und seinen geselligen Beziehungen betrachten.

Die Dichtergabe hatte sich in Kerner frühzeitig geregt, und er theilt uns in dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" eine Reihe von Gedichten mit, die er in der Ludwigsburger Tuchfabrik verfertigte. Es finden sich in denselben, wie er selbst bemerkt, Anklänge an Klopstocks, Hölty's, Goethe's Gedichte, mit denen sich der junge Kaufmann damals heimlich beschäftigte, und eben deßwegen noch wenig von Kerners späterer poetischer Eigenthümlichkeit. Diese war nach Inhalt und Form durch die Einwirkung derjenigen Dichterschule bedingt, deren Werke und Bestrebungen Kerner hernach während seiner Universitätsjahre in Gemeinschaft mit Uhland kennen lernte: der romantischen.

Wenn wir in der Geschichte der neueren deutschen Poesie zwei Strömungen unterscheiden können, die zwar nicht erst von Goethe und Schiller ausgehen, aber in ihnen sich am kräftigsten

zusammenfassen, so gehört die sogenannte romantische Dichtung der ersteren Strömung an. Sie theilt mit Goethe und Herder die Neigung zum Volkslied und der Volkslegende; aber während insbesondere Goethe die daher genommenen Stoffe in das Licht des heutigen Bewußtseins zu erheben, in die classische Kunstform zu kleiden bestrebt war, suchte die Romantik umgekehrt das Bewußtsein der Gegenwart in die Dämmerung der Vorzeit und zu ihren unausgebildeten Formen zurückzuführen, oft auch beides, den alterthümlichen Stoff und das moderne Bewußtsein, in wesenlosem Humorspiele zu verflüchtigen.

Diesen Bestrebungen der Schule sich ohne Vorbehalt hinzugeben, dazu waren nun aber die beiden schwäbischen Dichterjünglinge, die wir unter ihrem Einflusse nebeneinander aufstreben sehen, viel zu gesunde Naturen. In Uhland war es vor Allem der feste Mannessinn, das thatkräftige politische Interesse, das ihn, weitab von dem marklosen Wesen der Häupter der Romantik, einerseits sogar dem von diesen angefeindeten Schiller näherte; während andererseits ein classischer Formsinn und eine unverbrüchliche Natürlichkeit und Wahrheit ihn im Liede und der Romanze in einer Art, wie dies keinem der eigentlichen Romantiker gelungen ist, zum glücklichen Nebenbuhler Goethe's machten. Kerner entbehrte Uhlands politische Ader, auch sein classischer Formsinn ging ihm ab; aber ein warmes, tiefes Gefühl bewahrte ihn ebenso vor dem herz- und gehaltlosen Formen- und Phantasiespiele der Schlegel und Tieck, wie ihn ein frischer, drolliger Humor vor der krankhaften Mystik eines Novalis bewahrte.

Zu größeren Compositionen freilich reichte Kerners poetisches Vermögen nicht aus; die größte, die „Reiseschatten", sind theils nur ein Aggregat einzelner, für sich zum Theil äußerst lieblicher kleinerer Dichtungen in lyrischer, dramatischer und erzählender Form, theils in ihrer mitunter allzu phantastischen Manier auch nur im Zusammenhang mit den Erzeugnissen der romantischen Schule recht zu verstehen. Was Kerner als Dichter volksthümlich gemacht hat und lebendig erhalten wird, ist eine Anzahl von Romanzen und Liedern, die ihm die glückliche Stimmung einzelner Stunden und Tage eingegeben hat. Der Kern dieser lyrischen Dichtungen Kerners ist schon in der ersten von ihm (Stuttgart und Tübingen 1826) herausgegebenen Sammlung enthalten;

womit nicht geleugnet werden soll, daß auch in den späteren sehr vermehrten Ausgaben, so wie in den unter den Titeln: „Der letzte Blüthenstrauß" (Stuttgart und Tübingen 1852) und „Winterblüthen" (daselbst 1859) erschienenen neuen Sammlungen sich noch manches Ansprechende finde. Aber die künstlerische Strenge Uhlands, nur das Vollendete mitzutheilen, und darum eine Reihe neuer Auflagen wohl auch ohne Vermehrung erscheinen zu lassen, theilte Kerner mit seinem Freunde nicht. Bei ihm war das Dichten weniger ein künstlerisches Thun, als ein menschliches Lebensbedürfniß, wozu dann natürlich auch die Mittheilung des Gedichteten gehörte; so kam es, daß er bis in seine letzten Jahre hinein noch Verse machte und drucken ließ, die schon vermöge ihrer immer sorgloser behandelten Form nur zur Unterhaltung des alternden Dichters und etwa zur Mittheilung im Freundeskreise geeignet waren.

Auch ihn wie Uhland haben vor Allem Stoffe aus der Volkssage zur dichterischen Bearbeitung angeregt; und hat er sich in einzelnen seiner Romanzen von der Manier der Schule nicht frei erhalten, so sind ihm dafür andere, z. B. „Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe", „der reichste Fürst", „der Geiger zu Gmünd", so frisch, einfach und naiv gerathen, daß sie sich dem Besten, was wir in diesem Fache besitzen, nahe stellen dürfen. Im Lied ist die Freude an der Natur, die Flucht in ihre Stille aus dem Lärm und Gedränge des Menschenlebens, ein Grundthema. Diese poetische Abkehr von der Menschenwelt scheint ein Widerspruch an Kerner, der in Wirklichkeit das Alleinsein nur schwer ertrug, für den wie für Wenige der Verkehr mit Menschen und vielen Menschen Bedürfniß war. Allein nur mit dem Schmutz und der Prosa der menschlichen Alltagsbestrebungen und dem unerquicklichen Gerede davon, wollte er verschont sein; dagegen waren ihm die Menschen lieb, ja unentbehrlich, unter der Bedingung, daß sie sich wie Naturgegenstände nehmen ließen, sich einfach und ruhig in ihrer bessern Eigenthümlichkeit gaben; und in diese Verfassung wußte Kerner diejenigen, die ihm nahe kamen, bald und unmerklich zu versetzen.

Unter den ihm verhaßten Gegenständen des gewöhnlichen Treibens und Gesprächs stand freilich die Politik oben an, in welcher Kerner, in dem Einen Stück ein echter Goethianer, den

Tod der Poesie zu finden meinte (s. das Vorwort zum „letzten Blüthenstrauß"). Den Boden, den diese zu ihrer Entfaltung bedarf, glaubte er von politischen Bedingungen unabhängig. Kein Tyrann, hatte er sich zum „Trost" schon unter der Napoleonischen Zwingherrschaft gesagt, könne ja den Frühling verbannen oder den Schein der Sonne ändern, und so lange das nicht sei, müsse sich auch noch leben und dichten lassen. Und doch hatte Kerner ein viel zu feines Mitgefühl für das, was die Menschen um ihn her bewegte und interessirte, als daß er sich den jeweiligen politischen Zeitbewegungen als Dichter ganz hätte verschließen können. Nicht blos, daß ihm das Wohl und Wehe des Volks, insbesondere auch seiner unteren Klassen, nahe geht, daß es ihm schmerzlich ist, wenn der Winzer den Wein nur für den Reichen bauen, selbst aber Wasser trinken muß („Ein Lied nach dem Herbst"); sondern auch die Ereignisse der eigentlichen Politik klingen in seinen Liedern wenigstens in einzelnen Lauten an. Mitten im Herbstjubel des Jahres 1823 fällt ihm ein Tropfen Blut in den froh erhobenen Pokal, und er mahnt: „Freunde, das ist Griechenblut!" („Im Herbst"); im Beginne der Reaktionszeit ruft er ein kräftiges „Vorwärts!" und brandmarkt die rückwärtsgehenden Bestrebungen als Ausgeburt irrer und kranker Herzen; er entfaltet die Bürgerfahne und findet nur im Bürgerthum, nicht mehr im Adel, dessen Zeit um sei, den sichern Wall um das Königshaus („Der Bürgerwall"); im Jahr 1846 huldigt er bei einem Turnfeste dem „Genius der Bewegung"; aus Anlaß der Parlamentswahlen des Jahres 1848 singt er: „Nicht Doctors, nicht gelehrte Geister, Wir wählen diesen Schlossermeister!" Worauf dann freilich gegen die Ausschreitungen der nächsten Zeit, besonders des Frühjahrs 1849, der klagenden oder höhnenden Worte desto mehrere sind.

Auch jene Frage der einheimisch würtembergischen Politik, die Uhlands „Vaterländische Gedichte" hervorrief, hat unsern Dichter nicht unberührt gelassen: aber merkwürdigerweise sehen wir ihn hier, wenn auch nur in verblümter Form, seinem Freunde gerade gegenüber treten. Der Frühling, von dem er in der „Fabel" singt:

Frühling war's im Land geworden,
Und der Winter ward vertagt,
Ohne daß den Herrenorden
Gott noch lange drum befragt —

dieser Frühling sind die Verbesserungen, die König Wilhelm, nachdem der Landtag von 1817 seine Verfassung verworfen hatte, nun auf eigene Hand im Lande einzuführen anfing; und der Herrenorden, der darüber unwillig ausruft:

Der Lenz gilt nicht!
Nimm ihn nicht, du dummer Bauer,
Er ist klares Höllenlicht!

ist die Partei der alten Verfassung, zu der bekanntlich auch Uhland gehörte, der, ein schärferer Politiker als sein Freund, materielle Verbesserungen ohne Herstellung des formellen Rechtsbodens keines Dankes werth fand.

Doch von solchen durch zudringende Zeitverhältnisse veranlaßten Abschweifungen kehrt unser Dichter immer wieder in die Kreise der Natur und des gemüthlichen Menschenlebens, als das eigentliche Gebiet seiner Muse, zurück. Die Wechsel der Jahreszeiten, Nacht und Morgenfrische, Sonnenschein und Waldesdunkel, Regen und Sturm, dann die mancherlei Gestalten, die Leiden und Freuden des Menschendaseins, Kindheit und Alter, Traum und Erwachen, Scheiden und Meiden, Krankheit und Tod, kehren in seinen Liedern in verschiedenen Formen wieder; während uns außerdem Denkmale der Liebe und Freundschaft, der Huldigung und Verehrung für bestimmte Personen, zahlreich begegnen. Wie es in einem vorzugsweise auf Empfindung angelegten Leben natürlich ist, sind der schmerzlichen Gefühle mehr als der freudigen, des Klagens mehr als des Behagens; es bildet sich ein Sehnen aus diesem Gedränge von flüchtigen Freuden und dauernden Leiden, aus diesem ganzen irdischen Gewühle hinaus und hinüber in ein Jenseits, wo dem hier ungestillten Herzen endlich volle Befriedigung werden soll. Daß Kerner als Dichter dieser trüben, schlaffen Stimmung zu viel nachgegeben, statt ihr die Kraft des hellen Erkennens und frischen Wollens entgegenzustellen, daß dadurch, besonders in seinen spätern Gedichten des Jammerns und Seufzens zu viel geworden, wird schwerlich zu leugnen sein. Aber nie hat er sich wenigstens, was von hier aus so nahe liegt, einem starren Dogma oder finsterer Schwärmerei in die Arme geworfen. Vielmehr finden wir bei ihm in Betreff des Jenseits — und wundern uns vorläufig, wenn wir uns seines Geisterglaubens er-

innern — ein sehr gesundes Sichbescheiden. „Hoffe“, ruft er sich zu,

Hoffe, daß durch Todesnacht
Gott dich führt in Sonnen ein;
Was er immer mit dir macht,
Du bist dein nicht, du bist sein.

Sei demüthig wie das Blatt,
Das im Herbst vom Baume geht:
Niemals das geklaget hat,
Daß es jetzt der Sturm verweht.

(„Sei demüthig!“) Darum wendet er sich auch mit immer frischem Muthe, so lang es ihm noch beschieden ist, zum Leben zurück („Was sie alles meinen“):

Gottes Liebe tief im Busen,
Lieb' ich, die er schuf, die Erde,
Lieb' ich Liebe, Wein und Musen,
Bis ich Geist mit Geistern werde.

In dem Gedicht: „Die Stiftung des Klosters Lichtenstern“, bittet aus Anlaß der Legende von der hier wunderbar von ihrer Blindheit geheilten Stifterin der Dichter die heilige Jungfrau um Wiederherstellung auch seines trüb gewordenen Augenlichts, und gelobt ihr, wenn sie sein Gebet erhöre:

Kein Kloster kann ich bauen;
Doch, Mutter Gottes, mein Gesang
Soll tönen lieben Frauen
Zum Preis und Ruhm mein Leben lang.

Man merke, wie der Schalk hier, was er d e r lieben Frauen gelobt, im Umsehen d e n lieben Frauen zuwendet. So sehen wir denn auch zwischen allen Klagen doch in verschiedenen Trinkliedern, ferner in Gedichten, wie „Gott Dank!“ „Ermunterung“ u. a. die unvertilgbare Lebenslust zu Tage treten, oder selbst das Leid sich in sanfte Wehmuth harmonisch auflösen, wie in dem wunderschönen Spruch („Morgenroth“):

Morgenroth, das herrlich rings den Himmel hellt,
Ach! du bist nur Bote, daß heut Regen fällt!
Oft bringt, was entzücket, Thränen nur und Noth;
Tausend Menschenfreuden sind ein Morgenroth.

Wenn vermöge dieser Eigenschaften Kerner's Gedichte Vielen weit umher im deutschen Lande lieb und vertraut geworden sind, so war er doch wohl in noch weiteren Kreisen durch seine Thätigkeit im Fache des Magnetismus und Geisterwesens bekannt. Er selbst stellte sich das originelle „Prognostikon“:

Flüchtig leb' ich durch's Gedicht,
Durch des Arztes Kunst nur flüchtig;
Nur wenn man von Geistern spricht,
Denkt man mein noch und schimpft tüchtig.

Das Letztere sind wir nun keineswegs gewillt zu thun, vielmehr Kerner gegen manches unbillige Urtheil, das von hier aus über ihn gefällt worden ist, in Schutz zu nehmen. So wenig wir uns der Richtung freuen können, welcher seine hieher gehörigen Schriften Vorschub gethan haben; so wenig wir vergessen können, wie sie im Volke dem Aberglauben, in höheren Kreisen einer widrig ungesunden Frömmelei förderlich gewesen, und wie sie in unserem Würtemberg insbesondere auf einen Boden gefallen sind, der mit dumpfigen Stoffen schon vorher überflüssig gesättigt war: so wäre es doch höchst ungerecht, Kerner für diese Folgen seines Thuns ohne Weiteres verantwortlich zu machen. Die Absicht, in der er sich mit diesen Dingen einließ, war die harmloseste von der Welt. Er suchte weder Vortheil noch Ruhm dabei, am wenigsten hatte er mit dem Treiben der Finsterlinge etwas gemein, die seine Bestrebungen hinterher für ihre Zwecke auszubeuten wußten. Bei ihm war an der Sache außer dem Naturforscher und dem wohlwollenden mitleidigen Menschen nur noch der Dichter betheiligt, und der Dichter ist ein unschuldiger Geschäftsmann. Aber im Rechnen hat er seine Stärke nicht, und wo es auf pünktliche Buchführung ankommt, richtet er leicht Verwirrung an. Mit dem Dichter in ihm hatte daher Kerner Erscheinungen gegenüber, welche, wie die des Somnambulismus, seine Phantasie in Anspruch nahmen, einen harten Stand; zumal wenn sich an ihnen eine Reihe von Belegen für die Lieblingsanschauungen der Schule herauszustellen schien, der er als Dichter angehörte. Die Verachtung der Aufklärung, die Vorliebe für den Glauben und selbst Aberglauben des Volks als den Träger tieferer Wahrheit, die Erhebung des Gefühls über den Verstand, war in dieser Schule

herkömmlich, und auch von Kerner als Dichter frühzeitig (in den „Reiseschatten") in Ausübung gebracht: hier, bei seinen Somnambülen, schien ja nun thatsächlich das Herzgrubenleben über das Gehirnleben, die Magie über die Medicin, die Vision über die Reflexion zu triumphiren.

Kerner's Schriften in diesem Fache bilden eine Reihe, die von einfachen magnetischen Erscheinungen zu vermeintlichen Kundgebungen von Geistern und Dämonen aufsteigt, um zuletzt bei einem Punkte anzulangen, wo dem Leser der Verstand stillsteht, aber auch der Verdacht einer groben Mystification der allzu arglosen Beobachter unabweislich wird. Im Jahr 1824 erschien die „Geschichte zweier Somnambülen"; 1829 „Die Seherin von Prevorst"; 1834 die „Geschichten Besessener neuerer Zeit"; 1836 „Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur"; wozu dann noch die Zeitschriften: „Blätter aus Prevorst", 1831 — 1839, und „Magikon", 1840 — 1853 kommen.

Unter diesen auf einander folgenden Schriften ist uns die erste immer auch als die beste erschienen, weil sie die frischeste und naivste ist. Damals war noch Kerner der Naturforscher und Arzt mit Kerner dem Dichter allein, und so erlitten Beobachtung und Darstellung auch nur diejenigen Störungen, die bei solchem Zusammenarbeiten unvermeidlich sind. Kerner sagt wohl, was seine Schrift enthalte, seien reine Facta, die anders zu erklären, als er sie erkläre, jedem freistehe. Allein diese seine Erklärung ist in seine Darstellung der Facta so innig verwoben, daß es schwer hält, beide Bestandtheile zu sondern und die reine Thatsache zum Behuf einer abweichenden Erklärung herzustellen. Thut man dieß hier, so weit es noch thunlich ist, so wird man die Erscheinungen des magnetischen Rapports, des Selbstverordnens und Vorgefühls der Somnambülen durch neue Proben belegt, die Sinnenmetastase nur in sehr beschränktem Umfang nachgewiesen, das Fernsehen noch lange nicht außer Zweifel gestellt finden; während den angeblichen Verkehr mit der Geisterwelt, den der Verfasser freilich für einen objectiven und realen nimmt, der Leser leicht als blos subjectiven, aus altem Volksaberglauben und modernen Vorstellungen seltsam gemischten Wahn der Kranken erkennen wird.

Ihren Gipfel schienen Kerner's hieher gehörige Beobachtungen

fünf Jahre später mit der Somnambüle erreicht zu haben, der er mittelst eines überaus glücklichen Griffs von ihrem Geburtsdorfe den Namen der Seherin von Prevorst schöpfte; das Buch wenigstens, das er über sie schrieb, hat seinen Namen mehr als irgend etwas Anderes von ihm über Land und Meer getragen. In der That schienen bei dieser Seherin die gewöhnlichen Erscheinungen des Magnetismus bereits überschrittene Stufen zu sein, d. h. sie war durch verkehrte Behandlung von Seiten früherer Aerzte in einen körperlichen Zustand versetzt, der an eine eigentliche Cur, wie bei Kerner's früheren Somnambülen, kaum mehr denken, sie selbst schon halb als Geist und damit als das geeignetste Organ eines Verkehrs mit der Geisterwelt erscheinen ließ. Eine Neigung nach dieser Seite hin brachte die Kranke schon von Hause mit, der nun begreiflich weder Kerner noch sein jetziger Mitarbeiter entgegentraten. Durch einen solchen hoffte Kerner seinem Zeugniß mehr Gewicht, seiner Darstellung ein wissenschaftlicheres Ansehen zu geben; und dies konnte erreicht werden, wenn er sich einen nüchternen, scharfen, in keiner Art voreingenommenen Beobachter beigesellte. Statt dessen bot sich ihm der Tübinger Professor Eschenmayer, der zwar kein Poet, aber ebensowenig ein Beobachter, sondern ein dilettantischer Philosoph und unkritischer Systemspinner, damals überdies schon ein düsterer religiöser Fanatiker war. Von unbefangener Beobachtung war daher jetzt noch viel weniger als vorher die Rede; aus dem läßlichen Dienst einer dichterischen Liebhaberei trat dieselbe nun unter das Joch einer starren, halbphilosophischen Theorie, die mit ihren Voraussetzungen den Erscheinungen voraneilte und jeder Prüfung derselben zum Voraus die Schärfe nahm. Nicht weniger als zwanzig „Thatsachen", welche das „Hereinragen einer Geisterwelt in die unsrige" beweisen sollen, werden in dem Buche ausführlich erzählt; aber alle sind von der Art, daß entweder der Verdacht einer Einmischung der vorgefaßten Meinung in die Beobachtung und Darstellung sich aufdrängt, oder, läßt man die Genauigkeit der Beobachtung selbst unangefochten, noch gar manche andere Erklärungen außer der gespensterhaften offen bleiben. Die Seherin von Prevorst war gewiß keine Betrügerin, sondern eine unglückliche, tief zu bemitleidende Frau; aber wenn sie auch einmal den Beobachtern zulieb, die ja durchaus Geister hören wollten, einen zufällig

entstandenen Ton als Seufzen eines Geistes gedeutet, oder ein angebliches Geisterklopfen gar eigenhändig hervorgebracht hätte, so hätte sie damit doch nur die Karten ausgespielt, die wir selbst ihr in die Hand gegeben hatten, und wir wären immer noch nicht berechtigt, einen Stein auf sie zu werfen.

Auch die von Kerner in der Folge behandelten Besessenen waren keine Betrügerinnen, sondern wirkliche Kranke, deren Zustand als ein eigenthümliches Ineinander von Nervenleiden und einer durch umgebenden Volkswahn bedingten Geistesstörung zu fassen ist; ein Zustand, dessen Symptome zwar Kerner im Verein mit Eschenmayer aus der festen Voraussetzung einer dämonischen Ursache heraus, doch immerhin noch rein genug dargestellt, daß bei einiger Kritik auch die rationelle Ansicht seine Beobachtungen als Grundlage benützen kann.

Dagegen ist mit der letzten von Kerner mitgetheilten Geschichte, der sogenannten Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, schlechterdings nichts anzufangen. Eine wegen betrügerischer Schatzgräberei im Gefängniß zu Weinsperg eingesperrte Weibsperson gibt an, nächtlich von einem Geiste besucht zu werden: d. h. sie speculirt auf den eben damals am Orte sogar in Beamtenkreisen im höchsten Schwung befindlichen Geisterglauben, und weiß nun auch dem Gefängnißpersonal und den Herren, die sich über Nacht mit ihr einsperren ließen, mit angelernter Kunstfertigkeit allerlei Spuk vorzumachen: das ist sicherlich des Pudels Kern, wenn auch der Beschwörer gefehlt hat, ihn an's Licht zu bringen.

An den Verfasser dieses Nekrologs ist damals und später bisweilen die Frage gerichtet worden, ob denn wohl Kerner selbst an seine Geistergeschichten glaube? und er hat die Antwort darauf niemals leicht gefunden. Antwortete er, wie er zunächst mußte: ja! so bekam er die weitere Frage zu vernehmen: wie denn ein so gescheidter Mann so närrisches Zeug glauben könne? Das Nein, zu dem er sich manchmal versucht fühlte, sprach er nicht aus, weil es sicher mißdeutet worden wäre. Aber auch wenn er sich so ausdrückte: Kerner glaube an seine Geister als Poet, nicht als Dogmatiker, wurde er selten verstanden; und doch war es das Genaueste, was er zu antworten wußte. In den Jahren, während deren sich Kerner mit diesen Erscheinungen be-

schäftigte, war er von der Realität der Dinge, die seine Einbildungskraft so mächtig erregten, seinen Lieblingsmeinungen theils entsprachen, theils durch ihre Abweichung davon ihm nur um so merkwürdiger waren, gewiß lebhaft überzeugt. Aber schon damals, wenn er im Stande war, Freunden das Schauspiel zu bereiten, daß sein wunderlicher alter Kutscher der Besessenen geistliche Lieder vorsagen mußte, um die Schimpfreden des vermeintlichen Dämons hervorzulocken, muß seine Ueberzeugung doch eine eigenthümliche, seltsam mit Humor versetzte gewesen sein. Und als im Verlauf der Jahre die Eindrücke jener Vorfälle immer mehr zurücktraten, nahm er zu denselben eine immer freiere Stellung ein. Seiner guten Absicht, seiner ehrlichen Beobachtung blieb er sich bewußt; was ihr an Schärfe und Genauigkeit fehlte, konnte er freilich nicht erkennen: aber daß die Kette des Beweises nicht geschlossen sei, fühlte er wohl, und war daher nicht blos gegen fremde Zweifel tolerant, sondern fand auch für sich am gerathensten, auf alle jene Dinge in Betreff des Jenseits keinerlei Hoffnungen zu bauen, sondern sich der Ordnung der Natur, dem Willen Gottes, was er auch bringen möge, zum Voraus demüthig zu unterwerfen.

Schon hieraus erhellt, daß Kerner bei allem Vorwalten von Gefühl und Einbildungskraft zugleich ein Mann von vielem Verstande war. Wenn er in dem „Bilderbuch“ in Bezug auf seinen Bruder Karl, den nachmaligen General und Geheimenrath, sagt: „er war Verstand und Mathematik, ich blos Gemüth, ohne alle Berechnung“: so hat er damit, wie es bei solchen Antithesen in der Regel geht, beiden Theilen Unrecht gethan. Kerner war gar nicht ohne Berechnung, er war ein Mann von vielem Takt im Leben, und darum werden wir doch wohl nicht schlechter von ihm denken wollen? Denn kam diese Klugheit auch, wie billig, zunächst ihm und den Seinigen zu statten, so hatten doch unendlich viel andere Menschen ihre Früchte mitzugenießen, und Schaden hat sie mit seinem Willen gewiß Niemanden gebracht.

Damit sind wir bereits auf Kerner's menschliche Persönlichkeit, und mit ihr auf den Punkt gekommen, auf welchen unsere Darstellung von Anfang an hingestrebt hat, weil hier unserer Ueberzeugung nach der Schwerpunkt seines eigenthümlichen Werthes liegt. In seinen Werken macht mehr als Ein Dichter einen

ungleich bedeutenderen Eindruck auf uns, als Kerner: aber einen, dessen Persönlichkeit einen gleich poetischen auf uns gemacht hätte, haben wir unter denen, die wir persönlich kennen gelernt haben, nicht gefunden. Bedarf es in der Nähe manches andern Dichters der beständigen Erinnerung an seine Dichtungen, wenn man nicht vergessen will, daß man einen Dichter vor sich hat: so vergaß man bei Kerner umgekehrt seine Werke ganz, eben weil man einen Dichter lebendig in Fleisch und Blut vor sich hatte. Was dieser poetische Zauber in Kerner's Persönlichkeit war, ist für solche, die ihn nicht gekannt haben, ebenso schwer zu beschreiben, als es denen gegenüber, die diesen Zauber empfunden haben, überflüssig ist. Empfunden aber haben denselben die meisten, die ihm auch nur vorübergehend nahe kamen, und ohne Ausnahme alle, die länger und öfter in seiner Nähe weilen durften. Und darunter gehören Menschen aller Klassen, vom König, man darf wohl sagen bis zum Bettler herunter, aller Alters- und Bildungsstufen, aus allen cultivirten Ländern.

Das Kerner'sche Haus in Weinsperg — denn erst seit er sich diesen anmuthigen Sitz gegründet hatte, konnte er diese Seite seines Wesens ganz und voll entfalten — wenn Annalen dieses Hauses aus den nahezu vierzig Jahren seines Bestehens vorhanden wären, was würden sie uns von den Menschen, die hier aus- und eingingen, von den Gesprächen, die hier geführt, den Eindrücken, die aus demselben mitgenommen worden sind, zu berichten haben!

Wer ist, der nicht gerühret
Vom Hauch, den er gespüret,
Aus deinem Hause schied?

singt Gustav Pfizer in seinem ebenso wahren als schönen Gedicht „An Justinus Kerner". Der Reisende glaubte nicht in Schwaben gewesen zu sein, wenn er nicht das Kerner'sche Haus besuchte; hatte er es aber einmal besucht, so kam er wo möglich wieder, oder schickte Andere, die er durch seine Schilderung begierig gemacht hatte; und so wurde dieses kleine Haus zu einem Wallfahrtsorte, einem Asyl, wo Empfängliche Anregung für Geist und Herz, Bekümmerte Trost, Lebensmüde Erfrischung suchten und fanden. Für kranke Gemüther und verworrene Geister mochte der Aufenthalt im Kerner'schen Hause in den Jahren, als das Geister-

und Dämonenwesen gleichsam die Atmosphäre desselben bildete, nicht ohne Gefahr sein; wer gesund, ja wer auch nur zu heilen war, der hatte in der Heiterkeit, mit der die Sache durchaus betrieben wurde, dem freien, humanen Geiste, der im Hause herrschte, das wirksamste Gegengift.

Seinem Hause diese Bedeutung zu geben, dazu war dem glücklichen Dichter eine Gattin behülflich, die er selbst mit Recht als die köstlichste Gabe ansah, die ihm der Himmel hatte zu Theil werden lassen. Seine uns, wie ihm, unvergeßliche Friederike ergänzte ihn so, daß seinem überwallenden Gefühl, seiner erregbaren Einbildungskraft, in ihr ein nüchterner, praktischer Verstand gegenübertrat; aber so viel er neben jenen vorwaltenden Gaben Verstand besaß, so viel hatte sie neben ihrem überwiegenden Verstande Gemüth und offenen Sinn, um eine Natur, wie die seinige, zu fassen und sich ihr anzubequemen. Wenn daher Kerner in ungemessenem Wohlwollen die Thüren seines Hauses der umfassendsten Gastfreundschaft öffnete, ging sie freundlich in seine Weise ein, und wußte überdieß die Sache auf einen Fuß zu setzen, daß das Hauswesen dabei bestehen konnte, und daß es zugleich den Gästen eben darum so behaglich wurde, weil sie sahen, daß sie das Hauswesen weder störten, noch allzusehr belasteten. So wurde mancher Fremde, der im Wirthshause abgestiegen war, von Kerner in sein Haus geholt, von der gütigen Hausfrau darin festgehalten; aus den Stunden, die er ursprünglich hatte bleiben wollen, wurden Tage, aus den Tagen Wochen, und immer kostete es noch einen Anlauf, sich loszureißen. Bei dem gutbürgerlichen Mittelmaße der Bewirthung, der zwanglosen Lebensweise, dem gemüthlichem Ton im Hause und Kerner's belebendem Humor gingen Allen, Vornehmen wie Geringen, die Herzen auf, und jeder wird der Stunden und Tage, die er in diesem einzigen Hause zubringen durfte, lebenslänglich mit Sehnsucht und Dankbarkeit gedenken.

Daß vorzugsweise auch Personen hoher und höchster Stände sich von Kerners Persönlichkeit angezogen fanden, ist bekannt, und daß auch er zu diesen Höhen der Menschheit sich mit besonderer Vorliebe hingezogen fühlte, nicht zu läugnen. In die Zeiten seines ersten Auftretens fiel die leuchtende Erscheinung der geistvollen Kronprinzessin und bald Königin Katharina, die er in

einer Reihe von Gedichten, die leider bald Nachrufe an die Frühverstorbene wurden, verherrlichte. Die poetischen Bestrebungen, die sich hierauf in einem Sprößling des würtembergischen Fürstenhauses, dem Grafen Alexander, regten, mußten diesen von selbst in die offenen Arme des Weinsperger Sängers führen. Bei dem Haupte des Hauses stand ihm längere Zeit das Geisterwesen im Wege, das dem nüchternen Sinne des Königs widerstrebte. Als aber Katharinas beide Töchter heranwuchsen, bald Katharinas Nichte als Kronprinzessin ins Land kam, konnten gemüthliche Beziehungen nicht ausbleiben; bei einem persönlichen Zusammentreffen an einem Badeorte widerstand auch der König dem Zauber von Kerners Wesen nicht, und ist ihm von da an bis an sein Ende freundlich zugethan geblieben. In Bayern ergab sich mit dem königlichen Skalden die Berührung von selbst; der zitherspielende Herzog konnte dem maultrommelspielenden Dichter nicht ferne bleiben; aber auch der verewigte König Max II. und andere Glieder des Hauses haben ihm bis in seine letzten Tage Beweise ihrer Zuneigung gegeben.

Mit seiner Schwachheit für dergleichen hohe Verbindungen ist Kerner von bürgerlichen Freunden nicht selten geneckt worden[1]), die überdieß von den Eigenschaften, welche der Dichter an den erhabenen Persönlichkeiten pries, mitunter nichts oder doch nur wenig wahrnehmen zu können versicherten. Allein das Gleiche begegnete ihnen ja oft genug mit Personen niederen Ranges, die Kerner auch als „gar liebe Menschen" rühmen konnte, während sie Andern ziemlich unleidlich vorkommen wollten. Das eben war einer der schönsten Züge an Kerner, daß er das Gute und Menschliche, das ja nicht leicht in einem Menschen ganz fehlt, herauszufinden wußte, sich dann daran hielt und von dem Störenden absah, ja daß er dasselbe, wo es verschüttet und von Unkraut überwuchert war, hervorzuziehen und frei zu machen die Gabe hatte. Wirklich waren in seiner Nähe, in seiner Atmosphäre, die

1) Hat doch aus dieser Veranlassung der originelle Freund, dessen Andenken die erste der vorstehenden Leichenreden gewidmet ist, die deutsche Sprache mit einem neuen Zeitwort bereichert. „Bei Kerner prinzelt's wieder" (schwäbisch ausgesprochen wie brenzelt's) pflegte er zu sagen, wenn in Weinsperg hoher Besuch um den Weg war.

Menschen besser, wenigstens erträglicher als oft anderwärts, und so vertrugen sich auch in seinem Hause Gegensätze, die sich sonst ausschlossen; wie ohnehin sein weites Herz Große und Kleine, Rothe und Schwarze, Kluge und Einfältige, Gläubige und Ungläubige mit gleicher Liebe und doch mit feiner Unterscheidung umfaßte.

Unter die Gegenstände seiner Huldigung gehörte in dieser Zeit auch die Tochter seines zitherspielenden Gönners, die entthronte Königin von Neapel; und wenn er in ihr nicht blos die heldenmüthige Gattin, sondern auch die Verfechterin des Rechts gegen Raub und Umsturz pries, so wollten freilich seine bürgerlichen Freunde von einem göttlichen Recht der Bourbonen in Neapel nichts wissen. Allein sie dachten sich den Fall, daß nun etwa Garibaldi aus irgend einem Anlaß nach Deutschland käme. Als Original und Freund des Originellen würde er sicherlich Kerner nicht unbesucht lassen. Und dieser? Er würde den General, wie einst die polnischen Führer, freundlich aufnehmen, nach wenigen Stunden die politische Frage für eine offene erklären, in dem Räuber aber einen „lieben Menschen“ finden, dessen Bild er, wenn auch klüglich nicht in seinem Zimmer dem der heldenmüthigen Königin gegenüber aufhängen, doch gewiß in seinem Herzen an einer feinen Stelle bewahren würde. So mußten die Freunde das Thun Kerners, waren sie auch an sich damit nicht allemal einverstanden, doch aus seiner Persönlichkeit heraus immer wieder zurechtlegen, mußten diese in ihrer großartigen Eigenthümlichkeit immer wieder gelten lassen.

Mit dem Tode der geliebten Gattin im Jahre 1854 war freilich die Glanzzeit des Kerner'schen Hauses zu Ende. Auch bei dem Dichter selbst vermehrten sich von da an die Beschwerden des Alters: das Licht seiner Augen schwand mehr und mehr; nacheinander mußten das Amt, die Reisen, die Gänge ins Freie aufgegeben werden; die zwei letzten Jahre war er in das Zimmer gebannt und von anhaltenden Gichtschmerzen heimgesucht. Aber auch so noch war ihm jeder Besuch willkommen, er freute sich, Menschen um sich zu hören und wohl auch zu befühlen, da er sie nicht mehr recht sehne konnte, und hatte man ihn auch sehr leidend angetroffen, so sah man ihn doch im Gespräche bald der Schmerzen und des Leides Meister werden, die Funken seines Geistes, seines Humors

sprühten wie in der guten alten Zeit, und die mit Klagen und oft mit Thränen eröffnete Unterhaltung schloß nicht selten in der heitersten Stimmung. So feierte der ewig junge Dichtergeist über den zerfallenden Körper seinen Triumph, und von diesem Schauspiele fühlten sich nicht blos alte Freunde, denen dabei des Dichters Bild aus bessern Tagen wieder aufging, sondern selbst Fremde, die ihn so zum ersten Male sahen, innig erbaut. Die Briefe seines Sohnes, der fernen Verehrer und Gönner, die er selbst nicht mehr lesen konnte, ließ er sich nun von seiner Enkelin vorlesen und theilte sie den besuchenden Freunden mit; die Spielschatulle, ein Geschenk des Königs Max von Baiern, erheiterte ihm durch ihre Melodien manche trübe Stunde, und noch acht Tage vor seinem Ende versammelte er zum Mitgenusse des Münchner Biers, das der Prinz Adalbert von Baiern geschickt hatte, eine Anzahl von Weinsperger Bekannten und war mit ihnen herzlich vergnügt. Wenige Tage darauf befiel ihn die Grippe und kürzte den stets schwerer werdenden Kampf des Geistes mit dem in Trümmer fallenden Leib in einer Weise ab, die man als Erlösung betrachten mußte.

Je mehr wir aber jetzt seine uns entrückte Persönlichkeit als eine solche erkennen, deren gleichen nicht leicht wiederkehren wird, deren Aeußeres zwar sich in Stein und Erz nachbilden, von deren reichem Innern, deren lebensvoller Eigenthümlichkeit aber sich denen, die ihn nicht gekannt, in Worten nur eine unvollkommene Vorstellung geben läßt, desto glücklicher preisen wir uns, daß wir ihm persönlich nahe stehen durften, desto theurer und heiliger bleibt uns sein Andenken als lebendige Mahnung, in den Kämpfen und Gegensätzen des Lebens der Duldung nicht zu vergessen, im Streite nur den Frieden zu suchen, und den Haß nie Meister werden zu lassen über das Eine, was Menschen menschlich und gottähnlich macht, die Liebe.

V.

Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren,

oder

Julian der Abtrünnige.

1847.

Von dem Kaiser Julian, geehrteste Versammelte, habe ich versprochen, Sie heute zu unterhalten. Zum Glück ist Ihnen gegenüber diese Aufgabe, wenn nicht minder schwer, doch weniger beschwerlich, als sie es sonst wohl sein könnte. Für's Erste nämlich sind Sie mit Julian's Geschichte ihren wesentlichen Umrissen nach vertraut. Ich habe also nicht erst nöthig, Ihnen die einzelnen Umstände seines Lebens und seiner Regierung der Reihe nach vorzuerzählen; ich kann mich auf die Höhe des Ueberblicks stellen und von hier aus Ihnen die Punkte bezeichnen, welche wir meines Erachtens vor andern in's Auge zu fassen haben, um uns ein gründliches Urtheil über den merkwürdigen Mann zu bilden. Zu besonderer Beruhigung aber gereicht mir das Andere. Von unserem Kreise nämlich kann ich versichert sein, daß in demselben kein Mitglied sich befindet, welches, wird Julian's Name genannt, vor dem Apostaten das Kreuz schlägt und einen inneren Schauder entweder wirklich empfindet, oder doch pflichtschuldig äußern zu müssen glaubt; ich habe insofern Unbefangene mir gegenüber, welche dem Urtheile, das ich vor Ihnen zu begründen mich bemühen will, mit keinem bannenden Vorurtheil — sei es voraneilen, oder in den Weg treten werden.

Uebrigens scheint es in der That mit dem Aburtheilen über Julian seine eigenthümlichen Schwierigkeiten zu haben. Das wäre noch das Wenigste, daß von jeher so verschieden und selbst entgegengesetzt über ihn geurtheilt worden ist. Entgegengesetzte Urtheile legen wir uns leicht zurecht, wenn wir ihre Quelle in entgegengesetzten Eigenschaften oder Gesichtspunkten der Urtheilenden entdecken. Sehen wir statt dessen denselben Gegenstand von denjenigen gelobt, die ihn auf ihrem Standpunkte eigentlich schelten müßten, von jenen aber getadelt, deren Denkart er doch befreundet ist, so gilt es, genauer zuzusehen, wollen wir nicht an Beurtheilern und Gegenstand irre werden, und mit unsrem eigenen Urtheil in die Irre gerathen.

Zwar bei den älteren Stimmen über Julian ist es — wie überhaupt in der alten Welt die Gegensätze sich noch einfacher und unvermischter gegenüberliegen — ein Leichtes, der Gunst der Einen wie der Ungunst der Anderen auf den Grund zu sehen. Denn wenn Gregor von Nazianz in seinen Schmähreden auf den gefallenen Julian diesen einen Ahab und Jerobeam, einen Pharao und Nebukadnezar nennt, wenn er über den Sturz des Drachen, des Abtrünnigen, des großen Dämons, einen Jubel anstimmt, zu welchem er alle Völker und Zungen, alle Menschen und Engel aufruft[1]); während denselben Fürsten Libanius in seiner Leichenrede als Zögling, Schüler und Beisitzer höherer Wesen, als Beistand und Genossen der Götter anredet[2]): so klingt das freilich sehr widerstreitend: allein wir werden natürlich finden, daß der Apostate des neuen Christenthums und Wiederhersteller des alten Götterdienstes dem eifrigen Christen ebenso schwarz erscheinen mußte, als er einem der „letzten Heiden" hehr und glänzend erschien.

Steigen wir nun aber in die neuere Zeit herunter, so werden wir an unserem Maßstab irre, nach welchem wir je von den eifrigsten Christen die härtesten Urtheile über Julian zu hören erwarten und umgekehrt. Da begegnet uns Gottfried Arnold mit seiner Kirchen- und Ketzergeschichte: und siehe da, dieser Christ in der zweiten Potenz, dieser Pietist — freilich alten Styls — ist sichtbar günstig für Julian gestimmt, und nimmt in gewisser Hinsicht gegen die Christen die Partei des Heiden. Womit der fromme Mann natürlich, wie er sich ausdrücklich verwahrt, dessen Unglauben und Gotteslästerungen nicht entschuldigen will: aber er meint, die damaligen Christen, und besonders deren Geistliche und Bischöfe, seien durch ihr ärgerliches Wortgezänke, durch die Wuth, mit welcher der größere Haufe die schwächeren und meistentheils unschuldigen Häuflein unterdrückte und verfolgte, selbst daran schuldig gewesen, daß Julian sich von ihnen abwendete; die Frechheit der christlichen Eiferer habe den

---

1) Gregor. Naz. Orat. III. und IV. zu Anfang. Opp. ed. Colon. Tom. I, p. 49 sq. 110 sq.

2) Liban. Orat. parental. in Julian. §. 156. In Fabric. Biblioth. Graec. Tom. VI, p. 377 sq.

wohlmeinenden Herrn vielfach gereizt und zu strengeren Maßregeln herausgefordert; ja, man möchte wohl zweifeln, ob Julianus die Christen, oder diese Julianum verfolget haben[1]). — Es ist klar: in der rechtgläubigen Kirche des vierten Jahrhunderts sieht und bekämpft Arnold die in Buchstabendienst versunkene, verfolgungssüchtige lutherische Orthodoxie seiner Zeit; die Parteien der Arianer und Valentinianer, Novatianer und Donatisten, sind ihm gleichsam Pietisten vor Spener; selbst die Heiden gewinnen, als unterdrückte Secte, sein Mitgefühl: so kann dem Fürsten, welcher den Druck einer tyrannisch gewordenen Kirche brach und Religionsfreiheit ertheilte, sein Beifall selbst dann nicht entgehen, wenn derselbe sich persönlich unglücklicherweise zur schlechtesten jener Secten, zur heidnischen, bekannte. Damit aber hat die Magnetnadel, welche sich bisher einfach und unverrückt dem Pole des Christlichen zu-, und folgerecht dem Julian, als heidnischem Pol, abgekehrt zeigte, bereits eine Störung erlitten; es ist eine neue Kraft als Faktor eingetreten, welche sie in's Schwanken bringt. Oder eine neue Kraft ist es insofern noch nicht, als es nur ein Gegensatz innerhalb des Christlichen selbst ist, der jetzt mit vorschlagender Wirkung heraustritt. Es ist der Gegensatz zwischen einer herrschenden Kirche, die, in Buchstabenwesen und Aeußerlichkeit verkommen, keine Abweichung von ihrer Norm, keine freiere Regung, aufkommen lassen will, — und zwischen der Religion des Herzens und des Friedens, die auch in abweichenden Formen den Einen Geist noch anerkennt, Duldung übt, wie sie selbst nur auf Duldung und Gewährenlassen, nicht auf Herrschaft, Anspruch macht. Und während unter Julian's Zeitgenossen der große Gegensatz zwischen Christenthum und Heidenthum den untergeordneten zwischen Orthodoxie und Heterodoxie innerhalb des ersteren so weit überwog, daß Gregor von Nazianz dem Heiden Julian gegenüber den Arianer Constantius mit Lobsprüchen erhebt[2]), von denen wir nicht wissen, ob sie uns mehr an den Athanasianer oder an den kundigen Zeitgenossen Wunder nehmen sollen: ist nunmehr der Gegensatz zwischen freier und

1) Gottfried Arnold, unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorien, I. Band, IV. Buch, 1. Kap., §. 11 ff.

2) Orat. III, p. 50 A B.

duldsamer Gemüthsreligion und herrschsüchtiger Buchstaben-Kirche so sehr die Hauptsache geworden, daß Arnold den toleranten Heiden Julian mit einer Vorliebe behandelt, die uns von dem frommen Christen in Erstaunen setzt.

Gehen wir noch weiter herab und zugleich auf die andere Seite hinüber, so zeigt sich uns das nicht minder auffallende Gegenstück, daß ein versteckter Gegner des Christenthums dessen offenem Widersacher mit weit mehr Kaltsinn begegnet, als bei solcher Uebereinstimmung der inneren Gesinnung zu erwarten war. Gibbon, der in seinem berufenen 15. Kapitel mit einer so zweideutigen Verbeugung an dem göttlichen Ursprung des Christenthums vorübergeht, um desto ausführlicher zu zeigen, wie menschlich es bei seiner Ausbreitung zugegangen, wie Fanatismus, Aberglauben und hierarchische Schlauheit das Beste dabei gethan haben: müßte er nicht eigentlich mit sichtbarer Befriedigung einen Fürsten einführen, welcher den Versuch machte, dem Christenthum praktisch seinen durch theilweise so unlautere Mittel errungenen Sieg wieder zu entreißen, während er theoretisch seinen Ursprung als einen durchaus ungöttlichen nachwies? Statt dessen erkennt Gibbon zwar die ausgezeichnete Begabung Julian's als Menschen, seine Tapferkeit als Krieger und Tüchtigkeit als Regenten, seine Mäßigung im Glück und Standhaftigkeit im Unglück, vollkommen an: aber er kann es nicht verhehlen, daß ihm die Figur des Mannes im Ganzen nicht behagt. Nicht nur, daß er an dem Spätling den hohen Geistesflug eines Cäsar, die vollendete Klugheit des Augustus vermißt: seine Tugenden selbst findet er nicht recht natürlich, seine Philosophie nicht einfach genug. Der Charakter eines Apostaten vom Christenthum würde dem Julian in des deistischen Geschichtsschreibers Augen keinen Eintrag thun; aber die Schwärmerei, welche seine Tugenden umwölkte, und auch bei ihm, wie bei allen Schwärmern, nicht ganz ohne Beimischung frommen Betruges war, kann er ihm nicht verzeihen. Ungenaue Kenntniß, meint er, könnte den Julian als einen philosophischen Monarchen darstellen, der mit unparteiischer Duldsamkeit das theologische Fieber zu stillen sich bemühte, welches die Gemüther seines Zeitalters ergriffen hatte; eine genauere Prüfung seines Charakters und Benehmens jedoch zerstöre dieses günstige Vorurtheil, und zeige uns einen Fürsten, dessen Verstand durch die

Ansteckung mit abergläubischen Zeitvorstellungen geschwächt war, welche ihn auch in seinem Handeln als Regenten häufig über die Gränzen der Gerechtigkeit und Klugheit fortrissen[1]). — Man sieht: hier ist der einst so schroffe Gegensatz zwischen Heidenthum und Christenthum schon völlig neutralisirt; beide stehen als unfreie Geistesformen, als Aberglauben und Schwärmerei, auf der einen Seite; der heidnische Schwärmer ist nicht besser und nicht schlechter als der christliche, da beide von freier, vernünftiger Denk- und Handlungsweise gleich weit entfernt sind.

Gehe ich nun von dem britischen Historiker zu unserem Schlosser fort, so werden Sie mir zutrauen, daß ich beider Standpunkte wohl auseinanderzuhalten weiß. Mir so wenig wie sonst Jemanden fällt es ein, in dem deutschen Geschichtschreiber einen Gegner des Christenthums, offenen oder verkappten, zu sehen. Aber so sehr der biedere Mann den sittlichen Kern des Christenthums zu schätzen weiß, so anerkennend er sich allenfalls auch gelegentlich über das biblische Christenthum ausspricht (über dessen angebliche Einfachheit und Annehmbarkeit man freilich die unklarsten Vorstellungen noch immer nicht aufgeben mag): so ist er doch der Athanasianischen Orthodoxie, dem Bischofs- und Synoden-Christenthum der Zeiten Constantin's und seiner Söhne so abgeneigt als nur irgend Einer, und es sollte folglich, muß man vermuthen, der Mann schon zum Voraus einen Stein bei ihm im Brett haben, der es unternahm, jenes ganze Gebäude auseinander zu werfen, und dem Christenthum dadurch zu seiner Läuterung behülflich zu sein, daß er ihm die weltliche Herrschaft entzog, durch welche es so sichtbar verdorben worden war. Statt dessen jedoch fährt Julian kaum bei den orthodoxesten Historikern so schlecht, als bei dem nur praktisch-religiösen Geschichtsschreiber des achtzehnten Jahrhunderts[2]). Zwar, daß dieser in Julian's Unternehmen, das Heidenthum wieder zur herrschenden Religion zu

---

1) Gibbon, Geschichte des Verfalls und Untergangs des röm. Weltreichs, Kap. XXII u. XXIII.

2) Schlosser's Urtheile über Julian findet man in seiner Recension von Neander's Schrift über denselben. Allg. Lit. Ztg. 1813, S. 125 ff.: in seiner Universalhistorischen Uebersicht der Gesch. der a. Welt, III, 2, S. 408 ff., und in der Weltgeschichte für das deutsche Volk, IV, S. 483 f.

machen, ein unverständiges Widerstreben gegen den Zeitgeist findet[1]), welcher dem Christenthum günstig war, und den er hätte leiten sollen, statt sich demselben entgegen zu stemmen, — damit geschieht dem Apostaten nur sein historisches Recht, das von jedem Glaubensbekenntniß unabhängig ist. Aber während Gibbon demselben doch noch fromme und aufrichtige Anhänglichkeit an die alten Götter als herrschende Leidenschaft gelassen hatte, sieht Schlosser Verstellung als den Grundzug seines Wesens an, die auch, nachdem ihn kein äußerer Druck mehr dazu nöthigte, in der Eitelkeit fortdauerte, mit welcher er seine Gesinnungen wie seine Reden durch classische Reminiscenzen aufstutzte, für sich immer vor dem Spiegel, nach außen immer auf der Bühne stand. Aus dieser Eitelkeit weiß Schlosser die ganze Entwickelung und spätere Stellung Julian's abzuleiten. Der talentvolle junge Mensch zieht durch seine Fortschritte in den Schulstudien die Aufmerksamkeit der Sophisten auf sich; ihr Lob erregt sein Selbstgefühl; aber auf dem politischen Felde eröffnet sich dem Ehrgeize des zurückgestellten Prinzen keine Aussicht; er sucht also, was ihm im Staate versagt scheint, unter den Sophisten der Erste zu sein, und schließt sich deren eifrig heidnischen Bestrebungen um so mehr an, je abschreckender seinem Dünkel der blinde Glaube ist, welchen die christlichen Lehrer von dem Laien verlangten. Endlich doch zur Regierung gelangt, unternimmt er die Restauration des Heidenthums: allein nur ein Büchergelehrter konnte sich einbilden, daß ein Hirngespinnst von Poesie, Philosophie und Aberglauben sich an die Stelle der wirklichen Religion setzen lasse. — Was aber Julian nicht selbst schon schlimm gemacht, das verderben im Urtheile Schlosser's vollends seine Umgebungen, die Hofphilosophen und Staatssophisten, die er in seine Nähe berief; eine Menschenart, die bekanntlich und nicht mit Unrecht eine stehende Antipathie unseres biderben Geschichtslehrers bildet. — Hier stellt sich demnach die Sache so. Nur einfach und wahr! nur nichts Gemachtes und Gespreiztes! Selbst die elendesten

1) „So unverständig — heißt es an dem zuletzt angeführten Orte — als es in unsern Tagen sein würde, die Klöster, die geistliche Zucht und die andächtige Sitte des Mittelalters, oder auch nur die strenge Glaubenslehre der Reformatoren wieder einzuführen."

Predigten christlicher Kirchenväter sind insofern Schlosser'n lieber, als des kaiserlichen Sophisten und seiner Lehrer kalte, gekünstelte Declamationen. Jenen Männern ist's doch einfältiger Ernst, sie vergessen sich in der Sache, für welche sie poltern; während dieser immer nur bei sich und den schönen Worten ist, die er über die Sache zu machen weiß, welche so glücklich war, sein Talent für sich zu gewinnen. Ebendeßwegen haben auch Männer der ersteren Art die Welt umgekehrt, während die Bemühungen Julian's und der Seinigen spurlos im Sande zerronnen sind.

Da, gemäß dem bisher ihnen Dargebotenen, meine Zuhörer in Betracht des Verhaltens neuerer Schriftsteller zu Julian sich bereits in die Fassung gesetzt haben werden, nur noch Unerwartetes zu erwarten: so wird es sie kaum mehr überraschen, ein Paar der eifrigsten Verfechter des wunderglaubigen Christenthums unter unsern Zeitgenossen, den Petrus und den Johannes der modernen Kirche, genau ebenso eingenommen für Julian zu finden, als der um so Vieles freier denkende Schlosser sich gegen ihn eingenommen zeigte. Wer erinnert sich nicht der begeisterten Schrift des damals noch jugendlichen Neander über den Kaiser Julian, dessen offener Sinn für alles Edle und Große, dessen Enthusiasmus für die erhabenen Gestalten der Vorzeit, dessen Zug nach oben über die Beschränkungen des irdischen Lebens hinaus, das empfängliche Gemüth des christlichen Historikers mit liebender Theilnahme erfüllt hatte? Nicht mit dem herkömmlichen Brandmale des Apostaten erscheint Julian in dieser Darstellung; sondern sein Uebergang vom Christenthum zu der alten Religion seiner Väter wird psychologisch auf eine Weise erklärt, welche ihm fast mehr zum Lob als zum Tadel ausschlägt. Oder ist er zu schelten, daß die unfruchtbaren Lehrstreitigkeiten, die Zänkereien über Wesens-Gleichheit oder Aehnlichkeit des Sohnes Gottes mit dem Vater u. dergl. ihn weniger anzogen, als die tiefsinnigen und zugleich sittlich bedeutsamen Fragen über die Natur und Abkunft der Seele, ihre Gefangenschaft und ihre Befreiung aus den Banden der Materie mit Hülfe der Götter, welche die heidnischen Philosophen ihm zu lösen versprachen [1])? Freilich konnte, auch abge-

1) Liban. Orat. parent. §. 9: *Καί ποτε τοῖς τοῦ Πλάτωνος γέμου-*

sehen von jenen Ausartungen, eine Religion, welche das Göttliche in Knechtsgestalt verkündigte, sein dem Außerordentlichen, dem Großen und Glänzenden zugewendetes Gemüth nicht für sich einnehmen: — und dieß ist der einzige leise Vorwurf, den Neander seinem Helden über dessen von andern Schriftstellern so scharf getadelte Apostasie macht. Selbst seine Regenten-Maßregeln gegen die christliche Religion und ihre Bekenner, wie gelind werden sie dargestellt, wie schonend beurtheilt! Sie ergaben sich von selbst aus seinem religiös-politischen Standpunkte, ja von diesem aus waren sie noch sehr milde, in Folge nicht bloß seiner Staatsklugheit, sondern auch seiner geläuterten religiösen Denkart; manche Härten in der Ausführung seiner Verordnungen sind dem übeln Willen der Beamten, oder der, nicht selten durch das frühere Benehmen der Christen veranlaßten Volkswuth auf Rechnung zu schreiben; wenn der Kaiser selbst bisweilen über die Gränzen seiner Grundsätze hinaus sich fortreißen ließ, so gereicht ihm sein lebhaftes Temperament, das durch die Christen vielfach gereizt wurde, zur Entschuldigung[1]. — Kaum minder schonend urtheilt Ullmann über Julian, obwohl er nicht eben so für ihn eingenommen heißen kann, schon deßwegen nicht, weil er sich dessen erbittertsten Gegner, Gregor von Nazianz, zum Helden erwählt hat[2]. Zwar für das Aergerniß, welches Julian an der Knechtsgestalt des Göttlichen in Christo nahm, hat Ullmann bereits ein strengeres Tadelwort, indem er ihn philosophischen

---

σιν εἰς ταὐτὸν ἐλθὼν (Julian), ἀκούσας ὑπέρ τε θεῶν καὶ δαιμόνων, — καὶ τί τε ἡ ψυχὴ, καὶ πόθεν ἥκει, καὶ ποῖ πορεύεται, καὶ τίσι βαπτίζεται, καὶ τίσιν αἴρεται, — καὶ τί μὲν αὐτῇ δεσμὸς, τί δὲ ἐλευθερία, καὶ πῶς ἂν γένοιτο τὸ μὲν φυγεῖν, τοῦ δὲ τυχεῖν· ἁλμυρὰν ἀκοὴν ἐπεκλύσατο τῷ ποτίμῳ λόγῳ u. s. w. (Als er einmal mit Platonikern zusammentraf, und sie sprechen hörte von Göttern und Dämonen, und was die Seele sei, woher sie komme und wohin sie gehe, wodurch sie niedergedrückt und wodurch gehoben werde, worin ihre Knechtschaft und worin ihre Freiheit bestehe, und wie sie jener entgehen, diese aber erringen möge: da wusch er die salzige Fluth (der christlichen Lehre) durch das reine Quellwasser der wahren Lehre aus seiner Seele.)

1) Neander, der Kaiser Justinian und sein Zeitalter. Leipzig 1813. S. 71 ff. 145 ff.,

2) Ullmann. Gregorius von Nazianz, der Theologe. Darmstadt 1825. S. 72 ff.

Uebermuths beschuldigt; übrigens aber fällt es ihm mindestens ebenso schwer, seinen Helden wegen seiner Schmähreden gegen den todten Kaiser, als diesen wegen seiner Maßregeln gegen das Christenthum zu entschuldigen, und die am meisten getadelte unter diesen, sein Verbot, daß Christen nicht öffentliche Lehrer der Rhetorik und alten Literatur sein sollten, findet er ebenso wie Neander von Julian's Standpunkt aus wohlbegründet. — Dieser Standpunkt selbst aber ist nach beiden keineswegs schon um deßwillen ein unbedingt falscher und verwerflicher, weil er ein heidnischer war. Vielmehr gesteht der berühmte Geschichtschreiber der christlichen Kirche dem Restaurator des Heidenthums wahre Religiosität, ja, einen göttlichen Glauben zu [1]). Eine Milde und Weitherzigkeit, deren man sich erfreuen kann, von welcher man aber doch sich getrieben finden muß, einen bestimmteren Grund aufzusuchen, als die allgemeine christliche Liebe, auf welche bekanntlich bei Theologen am wenigsten zu rechnen ist.

Nun glaube man aber nur nicht, daß die Vorliebe Neanders für Julian mit einer Verblendung über dessen Fehler zusammenhänge. Den Grundfehler wenigstens, die irrige Geistesrichtung, aus welcher die einzelnen Mißgriffe wie die verfehlte geschichtliche Stellung Julian's im Ganzen hervorgingen, hat er so richtig angegeben, daß kaum etwas hinzuzufügen übrig bleibt. Wie jede neue Epoche in der Geschichte der Menschheit durch einzelne Zeichen vorherverkündigt zu werden pflegt; wie jede neue, in das Leben der Menschen tief eingreifende Wahrheit sich versprengte Boten vorausschickt, welche sie vorzeitig einem noch unempfänglichen Zeitalter predigen: so geschieht es nach Neander auch auf der andern Seite, daß Einzelne es versuchen, einen Zustand des Menschengeschlechts, der für dasselbe nicht mehr geeignet ist, zurückzuführen, indem sie noch einmal recht kräftig aussprechen, was doch seine Herrschaft über die Menschen nicht mehr erhalten kann. Der Unmöglichkeit, das Verfaulte durch sich selbst wieder frisch zu machen, sich bewußt, sehen sich diese Männer nach einer Würze um, nach einem Salze, — welches für eine schaal gewordene Religion herkömmlich in einer Philosophie gefunden wird. Die Philosophie, welche dem absterbenden Heidenthum zu diesem

1) a. a. O. S. 96. 170.

Dienste sich erbot, war die neuplatonische. Die innere Offenbarung Gottes im Menschen, wie Neander sich ausdrückt, oder, wie wir sagen würden, die platonische Ideenlehre, wurde hier, vermittelst ihrer poetisch-mythischen Fassung im Timäus, mit den alten religiösen Traditionen und dem vaterländischen Cultus in der Art in Verbindung gebracht, daß diesen durch jene der belebende Geist, jener durch diese eine feste, objective und populäre Grundlage gegeben werden sollte [1]). — Wir kennen diese Verquickung des Alten und Neuen, zum Behuf der Wiederherstellung oder besseren Conservirung des ersteren, vorzugsweise auf dem religiösen, doch auch auf andern Gebieten, aus unserer nächsten Nähe gar wohl, und sind gewohnt, sie Romantik zu nennen. So hat man romantische Dichter jüngst diejenigen genannt, welche die verblichene Märchenwelt des mittelalterlichen Glaubens als tiefste Weisheit poetisch zu erneuern strebten; philosophische Romantiker sind uns jene, welche der kritisch entleerten Philosophie den Inhalt, den sie denkend nicht zu produciren wissen, durch phantastisches Einmengen religiösen Stoffes zu verschaffen suchen; der romantische Theolog — und dieß sind sie heut zu Tage, wenn nicht in hervorbringender, doch in aneignender Weise, alle, — — müht sich, durch philosophische und ästhetische Zuthaten den abgestandenen theologischen Kohl wieder genießbar und verdaulich zu machen; romantische Politiker sehen in der Wiedererweckung des mittelalterlichen Feudal- und Ständewesens das einzige Heilmittel für den modernen Staat; ein romantischer Fürst endlich wäre derjenige, der, wie unser Julian, in den Vorstellungen und Bestrebungen der Romantik aufgenährt, dieselben durch Regierungsmaßregeln in die Wirklichkeit überzusetzen den Versuch machte. Obwohl sich nämlich der Begriff der Romantik zunächst in Verbindung mit der christlichen Religion gebildet hat, so ist doch kein Grund einzusehen, warum wir seine Anwendung auf dieses Gebiet beschränken sollten. Die Beschreibung wenigstens, welche Neander von dem religiösen Standpunkte Julian's und seiner Lehrer gibt, enthält, wie wir gesehen haben, alle Merkmale der Romantik. Wenn er Recht hat, so fehlten auch der alten, grie-

---

1) Ebendas. S. 3. 22. 103 ff.

chisch-römischen Welt ihre Romantiker nicht: und er hat Recht, wie wir bald finden werden.

Daher also der Widerwille unseres unromantischen Schlosser gegen Julian; daher das Wohlwollen unserer romantischen Theologen für ihn, in welchem sie Fleisch von ihrem Fleische wittern. Zwar kein Christ, aber ein Romantiker: er ist unser Mann; hat er gleich objectiv den wahren Glauben nicht, so hat er ihn doch subjectiv; ja, noch mehr, der Glaube kann auch seinem Gehalte nach göttlich sein, — versichert Neander[1]) — wenngleich die Dogmen, in denen er sich verkörpert, menschlich sind. Dieses Wahre und Göttliche an Julian's Religiosität war nach Neander sein Glaube an die göttliche Abkunft und Bestimmung des Menschen, obwohl in seinem System unter andern, und vielleicht minder angemessenen Sinnbildern, als in der christlichen Lehre, dargestellt; der Glaube ferner an uralt überlieferte Weisheit, — ein Grunddogma aller Romantik, vom Neuplatonismus bis zur Schelling-Creuzer'schen Symbolik herunter, welches aber naturgemäß zu Restaurationsversuchen führen muß, von denen Neander doch — wenigstens soweit es den Julianischen betrifft, — selbst einsieht, daß sie mißlingen müssen.

Ein heidnischer Romantiker auf dem Throne also ist uns Julian, und von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir ihn jetzt noch genauer betrachten.

Die geschichtlichen Stellen, wo Romantik und Romantiker aufkommen können, sind solche Epochen, wo einer altgewordenen Bildung eine neue gegenübersteht, welche, noch unfertig und unausgebildet, in Vergleichung mit den entwickelten Positionen von jener, als negativ erscheint. Auf solchen Markscheiden der Weltgeschichte werden Menschen, in denen Gefühl und Einbildungskraft das klare Denken überwiegt, Seelen von mehr Wärme als Helle, sich immer rückwärts, zum Alten, kehren; aus dem Unglauben und der Prosa, die sie um sich her überhandnehmen sehen, werden sie nach der gestaltenreichen und gemüthlichen Welt des alten Glaubens, der urväterlichen Sitte sich sehnen, und diese für sich und wo möglich auch außer sich wiederherzustellen suchen. Da sie aber von dem ihnen widrigen neuen Principe,

1) Ebendas. S. 170.

als Kinder ihrer Zeit, mehr als sie wissen, selbst auch durchdrungen sind, so wird das Alte, wie es sich in ihnen, und durch sie reproducirt, nicht mehr das reine, ursprüngliche Alte sein, sondern mit dem Neuen vielfach gemischt, und dadurch an dieses zum Voraus verrathen; der Glaube nicht mehr der ächte, unwillkürlich das Subject beherrschende, sondern ein solcher, an welchem dieses willkürlich und absichtlich festhält. Den Widerspruch und die Unwahrheit, welche hierin liegen, verbirgt sich jenes gemüthliche Bewußtsein durch ein phantastisches Dunkel, worein es sie verhüllt: die Romantik ist wesentlich Mysticismus, und nur mystische Gemüther können Romantiker sein. Allein die Widersprüche zwischen dem Alten und Neuen sind zum Theil auch im tiefsten Dunkel mit Händen zu greifen; die Unwahrheit eines willkürlichen Glaubens ohnehin muß im innersten Bewußtsein empfunden werden: weßwegen denn Selbstverblendung und innere Unwahrhaftigkeit zum Wesen jeder Romantik gehören.

Als Altes und Neues nun, als Positives und beziehungsweise Negatives, wie jetzt Christenthum und freier Humanismus standen sich zu Julian's Zeit Heidenthum und Christenthum gegenüber. Dem Julian erschienen die Christen, weil sie die Götter Griechenlands und Roms, Aegyptens und Syriens nicht anerkannten, gerade ebenso als Gottlose und Atheisten (*ἀσεβεῖς* und *ἄθεοι* sind ihre stehenden Prädicate in seinen Schriften), wie den jetzigen Romantikern Diejenigen, welche dem Glauben an den christlichen Gott und Gottmenschen entsagt haben. Ebenso verächtlich sprach er von dem todten Juden, den die Galiläer verehren [1]), als jetzt von jener Seite über den Versuch gesprochen wird, fortan allen geistigen und sittlichen Bedarf des Menschen

---

1) Julian. ap. Cyrill. contra Jul. L. VI, p. 194 D: (Juliani imp. opera et Cyrilli Alex. contra Julian. et Ezech. Spanheim) — *ἀξίως ἄν τις συνετωτέρους ὑμῶν μισήσειεν, ἢ τοὺς ἀφρονεστέρους ἐλεήσειεν, οἳ κατακολουθοῦντες ὑμῖν εἰς τοῦτο ἦλθον ὀλέθρου, ὥστε τοὺς αἰωνίους ἀφέντες θεοὺς, ἐπὶ τῶν Ἰουδαίων μεταβῆναι νεκρόν.* (Billig muß man die Verständigern unter euch hassen, die Einfältigern aber bemitleiden, welche als eure Anhänger so tief ins Verderben hineingerathen sind, daß sie die ewigen Götter verlassend zu einem todten Juden übergingen.) Vgl. ebendas. p. 206 A, L. X, p. 335 B. Julian. epist. LII, p. 438 C. Liban. Orat. parental. §. 87: Julian hat die christlichen Bücher widerlegt, *αἳ τὸν ἐκ Παλαιστίνης ἄνθρωπον*

lediglich aus der Erkenntniß seines eigenen Wesens zu schöpfen. Daß die Christen sich weigerten, den Göttern, oder auch nur ihrem Gott, Opfer zu bringen, war ihm nicht minder befremdlich und anstößig[1]), als es jetzt gefunden wird, daß wir von Abendmahl und Kirchenbesuch nichts mehr wissen wollen. Daß aus dieser neuen Gottlosigkeit etwas für Leben und Sitte Ersprießliches hervorgehen könne, war ihm ebenso undenkbar[2]), als es den Anhängern des Alten unter uns geläufig ist, von den staats- und sittenverderblichen Lehren der neuen Philosophenschule zu sprechen. Mit nicht geringerem Selbstgefühl endlich wurde der Neuheit des von gestern sich datirenden Christenthums das ehrwürdige Alter der väterlichen Religion entgegengehalten[3]), als heut zu Tage von dem achtzehnhundertjährigen Bestande des erstern im Gegensatze zu der Weisheit des Tages gesprochen wird.

Und doch war die verneinende Kraft des Denkens, welche im Christenthum die Götter Griechenlands und Roms läugnete, vorlängst auch in die heidnische Religion selbst eingedrungen, und

---

θεόν τε καὶ θεοῦ παῖδα ποιοῦσι. (Welche den Menschen aus Palästina zum Gott und Gottessohn machen.)

1) Julian. ap. Cyrill. L. IX, p. 306 A: Die Juden sind durch den Verlust ihres Tempels entschuldigt, daß sie nicht mehr eigentlich und öffentlich opfern: *ὑμεῖς δὲ, οἱ τὴν καινὴν θυσίαν εὑρόντες, οὐδὲν δεόμενοι τῆς Ἱερουσαλὴμ, ἀντὶ τίνος οὐ θύετε;* (Ihr hingegen, die ihr das „neue Opfer“ erfunden habt, und Jerusalem nicht brauchet, weßhalb opfert ihr nicht?) Vgl. ebendas. L. X, p. 343 C.

2) Julian. ap. Cyrill. VII, p. 229 D: (*ἐκ τῶν παρ' ὑμῖν γραφῶν*) *οὐδ' ἂν γένοιτο γενναῖος ἀνὴρ μᾶλλον οὐδὲ ἐπιεικής. ἐκ δὲ τῶν παρ' ἡμῖν αὐτὸς αὑτοῦ πᾶς ἂν γένοιτο καλλίων* u. s. f. (Durch eure heiligen Schriften kann Keiner edler oder ehrenhafter werden; durch die unsrigen dagegen kann Jeder besser werden als er war.) Ebendas. p. 238 E wird das Christenthum, seiner laxen Lebensgrundsätze wegen, eine Religion für Schenkwirthe (*κάπηλοι*), Zöllner, Tänzer und ähnliches Gelichter genannt.

3) Julian. epist. LII, p. 438 A heißen die Heiden *οἱ ὀρθῶς καὶ δικαίως τοὺς θεοὺς θεραπεύοντες κατὰ τὰ ἐξ αἰῶνος παραδεδόμενα.* (Die rechten und ordentlichen Götterverehrer nach der uralten Ueberlieferung.) Ders. bei Cyrill. VI, p. 191 DE: *ὁ δὲ Ἰησοῦς, ἀναπείσας τὸ χείριστον τῶν παρ' ὑμῖν, ὀλίγοις πρὸς τοῖς τριακοσίοις ἐνιαυτοῖς ὀνομάζεται.* (Von Jesus dagegen, der die Schlechtesten unter euch angeworben hat, ist erst seit dreihundert und etlichen Jahren die Rede.)

diese damit eine ganz andere geworden [1]), als diejenige, auf deren Alterthum man pochte. In der Götterwelt Plutarch's und Plotin's, des Libanius und Julian, würden Homer und Hesiod ihren Olymp so wenig wieder erkannt haben, als in Neander's Christenthum ein Paulus und Johannes das ihrige, in Schleiermacher's christlichem Glauben ein Luther und Calvin den ihrigen erkennen würden. Homer's Götter waren reine Phantasiewesen, die natürliche, locale und politische Grundlage ihres Begriffs zu idealer und doch individueller Menschlichkeit verklärt. Bei Julian dagegen hat sich ebenso das menschlich Ideale wie das Individuelle an den alten Götter aufgelöst, sie sind zu bloßen Begriffswesen und Naturkräften geworden. Wir haben ein philosophisch-kosmogonisches, physikalisch-astronomisches System vor uns, dessen Mittelpunkt Helios als der erste Gott bildet, während nicht nur Diana mit dem Monde, sondern auch Venus mit dem Planeten ihres Namens zusammenfällt [2]). Phantasiewesen waren die homerischen Götter auch insofern, als sie durchaus sinnlich, anschaubar, und nur räumlich der Menschenwelt entrückt, vorgestellt wurden. In das Bewußtsein der Julianischen Zeit hingegen war vorlängst der Riß zwischen sichtbarer und unsichtbarer, intelligibler und Sinnenwelt eingetreten. Wie Plato von den sinnlich wirklichen Dingen die Ideen derselben, so unterscheidet Julian nach neuplatonischer Lehre sichtbare und unsichtbare Götter: die den Augen erscheinende Sonne ist nur das Abbild des unsichtbaren und nicht erscheinenden (des an und für sich seienden Guten) und ebenso der sichtbare Mond und die Gestirne von ihren unsichtbaren Urbildern [3]); ja dieser Gegensatz gilt für so tiefgehend,

---

1) Schlosser, A. Lit. Ztg. 1813, S. 128: Julian's Heidenthum war eine ganz andere Religion, als die des heidnischen Volkes. Vom alten Heidenthum entlehnte es (S. 127) nur Namen und Bilder.

2) Ausführlich hat Julian dieses System in seiner Oratio IV, in regem Solem, Opp. p. 130 sqq. entwickelt.

3) Julian. ap. Cyrill. L. II, p. 65 B: *Θεοὺς ὀνομάζει Πλάτων τοὺς ἐμφανεῖς, ἥλιον καὶ σελήνην, ἄστρα καὶ οὐρανόν· ἀλλ' οὗτοι τῶν ἀφανῶν εἰσὶν εἰκόνες· ὁ φαινόμενος τοῖς ὀφθαλμοῖς ἥλιος τοῦ νοητοῦ καὶ μὴ φαινομένου, καὶ πάλιν ἡ φαινομένη τοῖς ὀφθαλμοῖς ἡμῶν σελήνη καὶ τῶν ἄστρων ἕκαστον εἰκόνες εἰσὶ τῶν νοητῶν.* (Götter nennt Plato die sichtbaren, Sonne und Mond, Himmel und Gestirne; aber diese sind nur Abbilder der

daß zwischen seinen beiden Seiten noch ein Mittelglied, mithin eine dritte Götterklasse, eingeschoben wird[1]). Der homerische Olymp war ferner eine Versammlung selbstständiger, sich vielfach durchkreuzender und entgegenwirkender Mächte, welche durch Zeus waltende Obmacht nur sehr unvollkommen zusammengehalten wurden; gerade wie die hellenischen Stämme und Staaten vom trojanischen bis zu den Perserkriegen, ja, bis auf Alexander herunter, sich zu einander verhielten. Statt dessen ist in der Julianischen Götterwelt die strenge Monarchie, und zwar nach dem Vorbilde des römischen Kaiserreichs, mit seiner Provincialverwaltung durch Proconsuln und Procuratoren, durchgeführt. Wir erkennen, sagt er selbst, den Weltschöpfer als den gemeinsamen Herrn von Allem an, unter ihm aber andere Völkergötter, denen, wie den Statthaltern des Kaisers, jedem sein besonderer Amtsbezirk übertragen ist[2]). Endlich aber war die ächte griechisch-römische Götterwelt

---

unsichtbaren: die den Augen erscheinende Sonne von der übersinnlichen und nicht erscheinenden u. s. f.) Epist. LI. ad Alex. p. 434 D nennt Julian *τὸν μέγαν Ἥλιον τὸ ζῶν ἄγαλμα καὶ ἔμψυχον καὶ ἔννουν καὶ ἀγαθοεργὸν τοῦ νοητοῦ πατρός.* (Den großen Helios das lebendige, beseelte und wohlthätige Abbild des übersinnlichen Vaters.)

1) Julian. Orat. IV, in regem Solem, p. 132 sq. Vgl. Neander, Kaiser Julian, S. 107 ff.

2) Julian. ap. Cyrill. L. IV, p. 148 B: Von dem Weltschöpfer des Moses haben wir eine bessere Meinung, *οἱ κοινον μὲν ἐκεῖνὸν ὑπολαμβάνοντες ἁπάντων δεσπότην· ἐθνάρχας δὲ ἄλλους, οἳ τυγχάνουσι μὲν ὑπ' ἐκεῖνον, εἰσὶ δὲ ὥσπερ ὕπαρχοι βασιλέως, ἕκαστος τὴν ἑαυτοῦ διαφερόντως ἐπανορθούμενος φροντίδα.* (Die wir ihn für den gemeinsamen Herrscher über Alles halten, unter ihm aber Völkergötter annehmen, welche, gleich den Statthaltern des Kaisers, jeder sein besonderes Geschäft besorgen.) Ders. ebendas. p. 115, D. E: *οἱ γὰρ ἡμέτεροί φασι τὸν δημιουργὸν ἁπάντων μὲν εἶναι κοινὸν πατέρα καὶ βασιλέα, νενεμῆσθαι δὲ τὰ λοιπὰ τῶν ἐθνῶν ὑπ' αὐτοῦ ἐθνάρχαις καὶ πολιούχοις θεοῖς, ὧν ἕκαστος ἐπιτροπεύει τὴν ἑαυτοῦ λῆξιν οἰκείως αὐτῷ. Ἐπειδὴ γὰρ ἐν μὲν τῷ πατρὶ πάντα τέλεια καὶ ἓν πάντα, ἐν δὲ τοῖς μεριστοῖς ἄλλη παρ' ἄλλῳ κρατεῖ δύναμις· Ἄρης μὲν ἐπιτροπεύει τὰ πολεμικὰ τῶν ἐθνῶν· Ἀθηνᾶ δὲ τὰ μετὰ φρονήσεως πολεμικά· Ἑρμῆς δὲ τὰ συνετώτερα μᾶλλον ἢ τολμηρότερα. καὶ καθ' ἑκάστην οὐσίαν τῶν οἰκείων θεῶν ἕπεται καὶ τὰ ἐπιτροπευόμενα παρὰ σφῶν ἔθνη.* (Die Unsrigen lehren, der Weltschöpfer sei der gemeinsame Vater und König von Allem, die einzelnen Völker aber habe er an untergeordnete Volks- und Stadt-Gottheiten vertheilt, deren jede das ihr zugetheilte Gebiet auf ihre Weise verwaltet. Da

vor allen Dingen eine ernsthaft gemeinte Vielheit und Verschiedenheit von Gestalten: Zeus wirklich ein anderer als Apollon, Minerva keine Venus u. s. f. Freilich schon zu Herodot's Zeit sehen wir eine Vermengung verschiedener Gottheiten insofern eintreten, als mit der Kunde des ägyptischen Landes und Wesens die Griechen anfingen, in der Isis ihre Demeter, im Osiris ihren Dionysos zu sehen u. s. w.: aber trotz dieser Vermischung des Griechischen mit Außergriechischem behaupteten doch die einzelnen griechischen Götter gegen einander vorerst noch ihre Verschiedenheit und Selbstständigkeit. In diesem neuplatonischen Himmel dagegen ist nichts mehr fest, Alles taumelt durcheinander, in einer Götterdämmerung gleichsam zerfließen alle scharfen Umrisse der Gestalten: Zeus ist Helios, ist auch Hades und Serapis; Prometheus ist die über alles Sterbliche waltende Vorsehung; aber dasselbe ist auch Athene; welche in diesem Systeme Tochter des Helios heißt; was freilich mit dem alten Mythus insofern auf Eins hinausläuft, als zwischen Zeus und Helios jeder Unterschied sich aufgehoben hat[1]).

---

nämlich in dem Allvater zwar Alles vollkommen und Eins, in den Theilgottheiten aber diese oder jene Kraft die vorherrschende ist: so verwaltet Ares die kriegerischen unter den Völkern, Athene die verständig kriegerischen, Hermes die von mehr Geist als Kühnheit, und je nach dem besondern Wesen der eigenen Götter richten sich auch die von ihnen regierten Nationen.)

1) Julian. Orat. IV. in reg. Solem, p. 149 C: *ὑπὸ Διὸς — ὅσπερ ἐστὶν ὁ αὐτός Ἥλιος. — Ἀπόλλωνι. τῷ νομιζομένῳ μηδὲν Ἡλίου διαφέρειν.* (Von Zeus, welcher zugleich Helios ist, — dem Apollon, der vom Sonnengotte nicht verschieden ist.) Ebendas. p. 136 A beruft er sich für die Identität der im Text genannten Vier auf den Apollinischen Vers:

Εἷς Ζεὺς, εἷς Ἀΐδης, εἷς Ἥλιός ἐστι Σάραπις.

(Einer ist Zeus, Hades, der Sonnengott und Serapis.)

Orat. VI. adv. Cynicos, p. 182 C: *ὁ γάρ τοι Προμηθεὺς, ἡ πάντα ἐπιτροπεύουσα τὰ θνητὰ πρόνοια —.* (Prometheus nämlich, die alles Sterbliche verwaltende Vorsehung.) Orat. IV. in reg. Sol. p. 149 B. C: *Ἀθηνᾶν πρόνοιαν, — ἣν ὁ μὲν μῦθός φησιν ἐκ τοῦ Διὸς γενέσθαι κορυφῆς· ἡμεῖς δὲ ὅλην ἐξ ὅλου τοῦ βασιλέως Ἡλίου προβληθῆναι —· ἐπεὶ τἄλλα γε, οὐδὲν διαφέρειν Ἡλίου Δία νομίζοντες, ὁμολογοῦμεν τῇ παλαιᾷ φήμῃ. καὶ τοῦτο δὲ αὐτὸ, Πρόνοιαν Ἀθηνᾶν λέγοντες, οὐ καινοτομοῦμεν, εἴπερ ὀρθῶς ἀκούομεν·*

Ἵκετο δ' εἰς Πυθὼ καὶ εἰς γλαυκῶπα Προνοίην. (Die Athene Pronoia (Vorsehung), welche der Mythus aus dem Haupte des Zeus entstehen läßt,

Die Götter bilden (das hatte man der christlichen Trinitäts-Terminologie abgehört) eine Vielheit ohne Theilung und eine Einheit ohne Vermischung; zu der absoluten Wirksamkeit des obersten Gottes verhalten sich alle übrigen nur noch als unselbstständige Durchgangspunkte[1]). — Wie diese philosophische Umgestaltung des heidnischen Olymps in den Umdeutungen ihr Gegenbild hat, welche christliche Romantiker in Theologie und Philosophie mit dem Gottesbegriff, der Dreieinigkeits- und Engellehre des christlichen Himmels vorgenommen haben — wer braucht darauf erst noch mit Fingern hingewiesen zu werden?

Auch die einzelnen Mythen hatte sich diese heidnische Romantik, wie die christliche so manche biblische Erzählungen, in ihrer Weise zurecht gemacht. Nach Homer (Il. XVIII, V. 239 f.) nöthigt Here einmal zu der Achaier Gunsten den unermüdeten Helios, vor der Zeit zu des Okeanos Fluthen niederzugehen. Aber eine solche Störung der von ihm vergötterten astronomischen

wogegen wir sie ganz aus dem ganzen Helios hervorgehen lassen; während wir übrigens, da wir zwischen Zeus und Helios keinen Unterschied annehmen, mit der alten Sage übereinstimmen. Auch das, daß wir die Athene Pronoia nennen, ist keine Neuerung von uns, wenn es mit Recht heißt: Er kam nach Pytho und zu der blauäugigen Pronoia.)

1) Orat. IV. in reg. Sol. p. 149 D: *τὴν Ἀθηνᾶν νομιστέον — συνάπτειν — τοὺς περὶ τὸν ἥλιον θεοὺς — τῷ βασιλεῖ τῶν ὅλων Ἡλίῳ δίχα συγχύσεως εἰς ἕνωσιν.* (Athene, muß man sich vorstellen, führe die die Sonne umgebenden Götter mit dem Allkönig Helios ohne Vermischung zur Einheit zusammen.) Ebendas. p. 156, C. D u. 157 A: *ὁ βασιλεὺς τῶν ὅλων Ἥλιος, ὁ — τὸν οὐρανὸν σύμπαντα πληρώσας τοσούτων θεῶν, ὁπόσους αὐτὸς ἐν ἑαυτῷ νοερῶς ἔχει, περὶ αὐτὸν ἀμερίστως πληθυνομένων καὶ ἑνοειδῶς αὐτῷ συνηνωμένων.* (Der Allkönig Helios, der, so viele er ideell in sich schließt, mit so vielen Göttern den Himmel erfüllt, die in ungetheilter Mehrheit um ihn und Eins mit ihm sind.) Ebendas. p. 150 B: Aphrodite, zum Abstractum der *σύγκρασις* oder *ἕνωσις τῶν οὐρανίων θεῶν* zusammengeschwunden, verleiht der Erde Fruchtbarkeit, *ἧς ὁ μὲν βασιλεὺς Ἥλιος ἔχει τὴν πρωτουργὸν αἰτίαν, Ἀφροδίτη δὲ αὐτῷ συναίτιος —.* p. 153 D: *καὶ γὰρ οὐδέν ἐστιν ἀγαθὸν κατὰ τὸν βίον, ὃ μὴ παρὰ τοῦ θεοῦ τοῦδε (τοῦ Ἡλίου) λαβόντες ἔχομεν, ἤ τοι παρὰ μόνου τέλειον, ἢ διὰ τῶν ἄλλων θεῶν παρ᾽ αὐτοῦ τελειούμενον.* (Deren erste wirkende Ursache der König Helios, Mitursache aber Aphrodite ist. Denn nichts Gutes gibt es im Leben, das uns nicht von diesem Gott entweder ganz und unmittelbar oder durch Vermittlung der andern Götter käme.)

Gesetze war dem Zögling der Neuplatoniker ebenso undenkbar geworden, als die umgekehrte bei Josua unsern heutigen Theologen, wenn sie die Astronomie auch nur aus dem Kalendermann studirt haben: flugs setzt er daher an die Stelle eines wirklich beschleunigten Sonnenuntergangs einen nur scheinbar früheren Anbruch der Nacht in Folge eines dicken Nebels [1]). Man sieht: damals wie heute steckt im Romantiker immer zugleich der Rationalist, so wenig er es auch Wort haben will. Doch nicht allein solche Abweichungen vom Naturgesetz, auch umgekehrt die allzu große Natürlichkeit, das Animalische in der alten Götterlehre, sucht Julian durch seine Auslegung der Mythen zu beseitigen. Den Helios nennt Hesiod einen Sohn des Hyperion und der Theia. Dabei hat man aber nicht an Begattung und Ehe zu denken — unglaubhafte und widersinnige Spielereien einer dichterischen Muse, meint Julian —; sondern es heißt nur soviel, daß Helios der ächte und unmittelbare Ausfluß der obersten und göttlichsten Ursache sei [2]). So verliert auch der Mythus von Cybele und Attis in der Auslegung unseres Neuplatonikers nicht nur alles Anstößige, sondern gewinnt sogar eine für das ganze System seiner Weltanschauung gewissermaßen grundlegende Bedeutung. Daß die

---

1) Ebendas. p. 137 B: *τὸ γάρ·*

Ἠλιόν τ' ἀκάμαντα βοῶπις πότνια Ἥρη
Πέμψεν ἐπ' Ὠκεανοῖο ῥοὰς ἀέκοντα νέεσθαι·

πρὸ τοῦ καιροῦ φησι νομισθῆναι τὴν νύκτα, διά τινα χαλεπὴν ὁμίχλην. (Denn wenn es bei Homer heißt:

Helios aber, den unermüdeten, nöthigte Here,
Zu des Okeanos Fluthen sich widerwillig zu senken —

so heißt dieß nur, daß die Nacht vor der Zeit einzutreten geschienen habe, wegen eines starken Nebels.)

2) Ebendas. p. 136 C: *ὁ μὲν γενεαλογῶν αὐτὸν Ὑπερίονος ἔφη καὶ Θείας· μονονουχὶ διὰ τούτων αἰνιττόμενος τῶν πάντων ὑπερέχοντος αὐτὸν ἔκγονον γνήσιον φῦναι. — μηδὲ συνδοιασμὸν μηδὲ γάμους ὑπολαμβάνωμεν, ἄπιστα καὶ παράδοξα ποιητικῆς Μούσης ἀθύρματα· πατέρα δὲ αὐτοῦ καὶ γεννήτορα νομίζωμεν τὸν θειότατον καὶ ὑπέρτατον.* Vgl. p. 132 f. (Der eine nennt ihn in seiner Genealogie den Sohn des Hyperion und der Theia, wodurch er zu verstehen gibt, daß er von dem über Alles Erhabenen ein ächter Sproß sei. — Hiebei muß man nicht an Paarung oder Hochzeit denken, unglaubhafte und widersinnige Spiele einer dichterischen Muse, sondern als seinen Vater und Erzeuger den Göttlichsten und Höchsten sich vorstellen.)

Göttermutter den geliebten Jüngling, nachdem er in der Höhle mit der Nymphe gebuhlt hat, aus Eifersucht entmannen läßt, heißt nichts Anderes, als daß die intelligible Weltursache, die übersinnliche Schöpferkraft, dem Streben der schöpferischen Ursache des Sinnlichen, in diesem in's Unendliche fortzuzeugen, und sich dadurch immer tiefer in die Materie zu versenken, Einhalt thut, und dieselbe zu sich, zum Uebersinnlichen, zurückwendet [1]). Und meine nur Niemand — setzt Julian hinzu — ich wolle sagen, es sei dieß einmal so geschehen und gethan worden, als wüßten die Götter nicht, was sie zu thun haben, oder müßten ihre eigenen Fehler verbessern: dieses Undenkbare haben vielmehr nach göttlicher Anleitung die Alten absichtlich ihren Göttergeschichten eingewoben, um durch das Widersinnige der äußeren Geschichte die Verständigen zur Aufsuchung ihrer inneren Bedeutung zu veranlassen; während den Einfältigen das äußere Symbol genügen mag. Niemals war also eine Zeit, wo dasjenige nicht — in seinem wahren Sinne genommen — vorging und stattfand, was der Mythus besagt: sondern von jeher und immerfort ist Attis der Gehülfe der Göttermutter, immer strotzt er von Zeugungslust und immer wird er entmannt [2]). — Man sieht, hier ist der heid-

---

1) Julian. Orat. V. in Matrem Deorum, p. 166 B, C: *τὴν δὴ τὰ γινόμενα καὶ φθειρόμενα σώζουσαν προμήθειαν* (sie hieß vorher *πάσης γενέσεως αἰτία*, welche — *τῶν νοητῶν ὑπερκοσμίων θεῶν δεξαμένη πάντων αἰτίας ἐν ἑαυτῇ, πηγὴ τοῖς νοεροῖς ἐγένετο* — nach der dreifachen Abstufung von *θεοὶ νοητοὶ, νοεροὶ* und *φαινόμενοι*) *ἐρᾷν ὁ μῦθος ἔφη τῆς δημιουργικῆς τούτων αἰτίας καὶ γονίμου· καὶ κελεύειν μὲν αὐτὴν ἐν τῷ νοητῷ τίκτειν μᾶλλον, καὶ βούλεσθαί γε πρὸς ἑαυτὴν ἐπεστράφθαι καὶ συνοικεῖν, ἐπίταγμα δὲ ποιεῖσθαι, μηδενὶ τῶν ἄλλων, ἅμα μὲν τὸ ἑνοειδὲς σωτήριον διώκουσαν, ἅμα δὲ φεύγουσαν τὸ πρὸς τὴν ὕλην νεῦσαν· — ἐπείπερ ἐν πᾶσιν ἡ πρὸς τὸ κρεῖττον ἐπιστροφὴ μᾶλλόν ἐστι δραστήριος τῆς πρὸς τὸ χεῖρον νεύσεως.* — 167 A B C: *ὃ δὴ βουλόμενος ὁ μῦθος διδάξει, παραινέσαί φησὶ τὴν μητέρα τῶν θεῶν τῷ Ἄττιδι, θεραπεύειν αὐτὴν καὶ μήτε ἀποχωρεῖν μήτε ἐρᾷν ἄλλης. ὁ δὲ προῆλθεν ἄχρι τῶν ἐσχάτων τῆς ὕλης κατελθών. ἐπεὶ δὲ ἐχρῆν παύσασθαί ποτε καὶ στῆναι τὴν ἀπειρίαν,* so erfolgte die Entmannung: *ἡ δὲ ἐκτομὴ τις ἐποχὴ τῆς ἀπειρίας.* [Das Wesentliche dieser Stellen, wie der in den zwei nächsten Anmerkungen citirten, ist vornen im Text übersetzt.]

2) Orat. V. in Matr. Deor. p. 169 D. 170 A B: *Καὶ μή τις ὑπολάβοι με λέγειν, ὡς ταῦτα ἐπράχθη ποτὲ καὶ γέγονεν· ὥσπερ οὐκ εἰδό-*

nische Romantiker bis zur Klarheit der mythischen Auffassung seiner Götterlehre durchgebrochen; was ihm, in Vergleichung mit unsern christlichen Romantikern, dadurch erleichtert war, daß ihm seine heiligen Geschichten nicht mit der bindenden Auctorität eines Wortes Gottes, sondern als Erzählungen von Dichtern entgegentraten, in welchen, wie er sich ausdrückt, dem Göttlichen immer auch viel Menschliches beigemischt sich findet [1]). — Wann wird die christliche Welt einmal diesen einfachen Satz auch in Betreff ihrer Evangelien anerkennen? Wie lange werden denselben, so offen der Thatbestand auch vorliegt, Heuchler und Bibelschmeichler noch verleugnen dürfen?

Romantiker bleibt übrigens Julian, unerachtet seines kritischen und philosophischen Verhaltens zu den heidnischen Göttergeschichten, deswegen dennoch, weil er denselben auch nach ihrer Zersetzung in Fabel und Bedeutung noch eine religiöse Geltung zuerkennt, sie fortwährend zu Gegenständen des äußeren Cultus macht; so wie er auch nicht aufhörte, sich der Samen und Wurzeln, zeitweise auch der Fische und des Schweinefleisches zu enthalten, unerachtet er diesen Speiseverboten eine lediglich allegorische Bedeutung unterlegt [2]). Hierin liegt aber ein großer Irrthum, der sich nur einem, bei einzelnen hellen Blicken doch im Ganzen so mystisch-dämmerhaften Bewußtsein, wie das unseres Romantikers war, entziehen konnte. Sobald an einem religiösen Objecte — sei es eine Sache (etwa ein Götter- oder Heiligenbild), eine Handlung (z. B. das Abendmahl), oder eine Geschichte, die Un-

---

των τῶν θεῶν αὐτῶν, ὅ τι ποιήσουσιν. ἢ τὰ σφῶν αὐτῶν ἁμαρτήματα διορθουμένων. ἀλλὰ οἱ παλαιοὶ τῶν ὄντων ἀεὶ τὰς αἰτίας — διερευνώμενοι — ἔπειτα εὑρόντες ἐσκέπασαν αὐτὰ μύθοις παραδόξοις, ἵνα διὰ τοῦ παραδόξου καὶ ἀπεμφαίνοντος τὸ πλάσμα φωραθὲν ἐπὶ τὴν ζήτησιν ἡμᾶς τῆς ἀληθείας προτρέψῃ· τοῖς μὲν ἰδιώταις ἀρκούσης, οἶμαι, τῆς ἀλόγου καὶ διὰ τῶν συμβόλων μόνον ὠφελείας u. s. f. (Von selbst denkt man hier an die gleichlautende Theorie des Origenes, s. mein Leben Jesu, Einl §. 4.) Ebendas. p. 171 C D: καὶ οὐδέποτε γέγονεν ὅτε μὴ ταῦτα τοῦτον ἔχει τὸν τρόπον· ἀλλ' ἀεὶ μὲν Ἄττις ἐστὶν ὑπουργὸς τῇ μητρὶ —, ἀεὶ δὲ ὀργάζει τὴν γένεσιν, ἀεὶ δὲ ἀποτέμνεται τὴν ἀπειρίαν —.

1) Orat. IV. in reg. Sol. p. 137 C: ἀλλὰ τὰ μὲν τῶν ποιητῶν χαίρειν ἐάσωμεν· ἔχει γάρ τι μετὰ τοῦ θείου πολὺ καὶ ἀνθρώπινον.

2) Orat. V. in Matr. Deor. p. 174 sqq.

terscheidung zwischen Idee und bloßem Bilde mit klarem Bewußtsein vollzogen ist, so verhält sich der Geist frei dazu, und damit nicht mehr religiös, da das religiöse Verhalten ein wesentlich gebundenes ist. Dringt jene Unterscheidung — also in Bezug auf die heilige Geschichte die Erkenntniß ihres mythischen Charakters [1]) — in der öffentlichen Meinung durch, so ist es mit der religiösen Bedeutung dieser Geschichte am Ende: und darin eben liegt der Grund, warum unsere heutigen Romantiker, gewitzigter als die alten, jene Unterscheidung und Erkenntniß nicht aufkommen lassen wollen, und die biblischen Erzählungen lieber noch so schmälich verdrehen, den Hochzeitswein zu Kana in Mineralwasser verwandeln u. dgl., als daß sie ihren historischen Charakter fallen ließen. — Doch auch Julian ist nichts weniger als consequent in seinem Verhalten zu religiösen Legenden; sondern ein andermal kann er sehr heftig ausfallen gegen die Ueberweisen, welche das, was er glaublich findet, Alteweibermärchen nennen; in solchen Dingen verdiene doch wohl die Ueberlieferung der Städte, in welchen sich ein Wunder zugetragen, mehr Glauben, als diese Modeherren, die, bei allem Scharfsinn, des Wahrheitssinnes entbehren [2]). — Noch klingen uns die Ohren von der gleichen Lection, die wir so oft von christlichen Romantikern haben anhören müssen!

---

1) Von manchen unhistorischen Erzählungen des neuen Testaments ist neuestens überzeugend nachgewiesen worden, daß sie nicht der bewußt- und absichtslos dichtenden Sage, sondern sehr absichtlicher und völlig bewußter Erdichtung, ihren Ursprung verdanken. Auf solche Erzählungen die Benennung des Mythischen anzuwenden, hat man sich enthalten. Hiezu sehe ich, in der Sache wenigstens, keinen Grund. In der griechisch-römischen Götterlehre, woher uns der Begriff des Mythus kommt, denkt Niemand an eine solche Unterscheidung. Jede unhistorische Erzählung, wie auch immer entstanden, in welcher eine religiöse Gemeinschaft einen Bestandtheil ihrer heiligen Grundlage, weil einen absoluten Ausdruck ihrer constitutiven Empfindungen und Vorstellungen erkennt, ist ein Mythus. Vgl. das Leben Jesu, I, S. 94 ff. der vierten Auflage.

2) Orat. V. in Matr. Deor. p. 161 B. Er hatte ein Mirakel erzählt, das sich bei der Landung eines Bildes der Göttermutter in Ostia begeben haben sollte, und setzt nun hinzu· *καίτοι με οὐ λέληθεν, ὅτι φήσουσιν αὐτά τινες τῶν λίαν σοφῶν ὕθλους εἶναι γραϊδίων οὐκ ἀνεκτούς. ἐμοὶ δὲ δοκεῖ ταῖς πόλεσι πιστεύειν μᾶλλον τὰ τοιαῦτα, ἢ τουτοισὶ τοῖς κομψοῖς, ὧν τὸ ψυχάριον δριμὺ μέν, ὑγιὲς δὲ οὐδὲν βλέπει.* [Wörtlich im Text.]

Wie hatte es dem romantischen Kronprinzen in's Herz geschnitten, da er unter seines ungläubigen Vorfahrs Regierung die Tempel zerfallen, die Mysterien vernichtet, die Altäre zerstört, die Opfer aufgehoben, die Priester vertrieben, das Tempelgut verschleudert sah[1])! Wie fest nahm er sich vor, falls er auf den Thron berufen werden sollte, die kranke Welt zu heilen, den Göttern ihre Ehren, den Völkern ihre Götter, und damit dem römischen Reiche die Stütze seiner Größe wiederzugeben. Denn durch die Narrheit der Galiläer, schreibt er später, wäre beinahe Alles zu Grunde gerichtet worden: nur der Götter Gnade bringt uns Rettung[2]). Der Atheismus der Christen und besonders der christlichen Kaiser hatte die Götter gegen das Römerreich aufgebracht; der Abfall des Heeres zu dem neuen Unglauben hatte demselben den Beistand des Mars und der Bellona, des Pallor und Pavor entzogen, die sonst, vor den Legionen herschreitend, die Feinde zur Flucht gewandt hatten[3]); und Krieger wie Staatsmänner zu bilden, männlichen Muth oder patriotischen Hochsinn einzuflößen, war nach Julian's Urtheil das Christenthum so wenig, als seine Mutter, das Judenthum fähig[4]).

---

1) Worte des Libanius in der Orat. parental. in Jul. §. 10. Vgl. denselben in der Orat. de ulciscenda Juliana nece §. 22. Fabric.

2) Julian. epist. VII, p. 376 D: *Διὰ γὰρ τὴν Γαλιλαίων μωρίαν, ὀλίγου δεῖν, ἅπαντα ἀνετράπη· διὰ δὲ τὴν τῶν θεῶν εὐμένειαν σωζόμεθα πάντες.* [Wörtlich im Text.]

3) Vgl. Liban. orat. parent. §. 82.

4) Julian. ap. Cyrill. L. VII, p. 229 sq. (Vgl. oben S. 189 Anm. 2): Ein Mensch, der in griechisch-römischer Literatur und Religion erzogen wird, ist er von der Natur nicht ganz stiefmütterlich ausgestattet, *ἀτεχνῶς γίνεται τῶν θεῶν τοῖς ἀνθρώποις δῶρον, ἤτοι φῶς ἀνάψας ἐπιστήμης, ἢ πολιτείας γένος, ἢ πολεμίους πολλοὺς τρεψάμενος, καὶ πολλὴν γῆν, πολλὴν δὲ ἐπελθὼν θάλασσαν, καὶ τούτῳ φανεὶς ἡρωϊκός* (wird ordentlich ein Geschenk der Götter für die Menschen, sei es, daß er in Wissenschaft oder Leben ein neues Licht anzündet, oder viele Feinde schlägt, oder große Wanderungen zu Land und zur See macht und sich dadurch als Helden zeigt.) Dagegen *ἐκ πάντων ὑμῶν ἐπιλεξάμενοι παιδία, ταῖς γραφαῖς* (A. u. N. T.) *ἐμμελετῆσαι παρασκευάσατε· κἂν φανῇ τῶν ἀνδραπόδων, εἰς ἄνδρα τελέσαντα, σπουδαιότερα, λῃρεῖν ἐμὲ καὶ μελαγχολᾶν νομίζετε.* (Wählet unter euch allen Knaben aus und lasset sie in der Schrift unterrichten: und wenn sie, zum männlichen Alter gelangt, sich edler zeigen als Sklaven, so haltet mich für einen Thoren und

Zur Regierung gelangt, betrachtete daher Julian die kirchliche Restauration als seine Grundaufgabe. Die, auch schon von den früheren Imperatoren bekleidete Würde eines Pontifex Maximus war ihm so wichtig als die kaiserliche; er theilte fortan sein Leben in den Dienst des Staates und den des Altars[1]). Und zwar begnügte er sich nicht damit, das Untergegangene in der Religion wiederherzustellen, sondern er fügte dem Alten Neues hinzu[2]). Dabei zeigte aber die Uebertreibung, die er sich zu Schulden kommen ließ, das Gemachte und Erzwungene seines Wiederherstellungsversuchs deutlich an. Uebermäßig war, nach dem Urtheil eines unparteiischen Zeitgenossen, die Menge der Opfer, die er brachte, indem er nicht selten hundert Stiere auf Einmal, unermeßliche Heerden andern Viehes und die kostbarsten Vögel, von Land und Meer zusammengebracht, an den Altären schlachten ließ; obwohl selbst Heide, findet doch auch Ammianus Marcellinus hierin mehr Aberglauben, als wahre Frömmigkeit, und bekannt ist der Volkswitz, als Julian in den parthischen Krieg zog: falls er als Sieger zurückkomme, werden die Stiere rar werden[3]). Je schmerzlicher er den schon von Cicero und Plutarch beklagten defectus oraculorum empfand, desto mehr suchte er Surrogate dafür zu schaffen. Da auch die erdentsteigenden Orakel — schreibt er — gewissen Zeitperioden zu unter-

---

Verrückten.) Ebendas. p. 218 B: *ἕνα μοι κατὰ Ἀλέξανδρον δείξατε στρατηγὸν, ἕνα κατὰ Καίσαρα, παρὰ τοῖς Ἑβραίοις· οὐ γὰρ δὲ παρ' ὑμῖν.* (Einen Feldherrn wie Alexander oder Cäsar zeiget mir bei den Hebräern — geschweige denn bei euch.) Ferner p. 221 sq. 224 u. a. a. St.

1) Ueber die Oberpriesterswürde vgl. Julian. Fragment. orat. epistolaeve cujusd. p. 298 D. Auch sonst rechnet in diesem Fragmente Julian sich selbst zu den Priestern: *πρέπει ἡμῖν* u. dgl. Das Andere sind Worte des Libanius, Orat. de ulcisc. Juliani nece §. 22: *οὗτος γάρ ἐστιν ὁ μερίσας αὑτοῦ τὸν βίον εἴς τε τὰς ὑπὲρ τῶν ὅλων βουλὰς, εἴς τε τὰς περὶ βωμοὺς διατριβάς.*

2) Worte des Libanius, Orat. parental. 60.

3) Ammian. Marcellin. L. XXII, 12: Hostiarum sanguine plurimo aras crebritate nimia perfundebat, tauros aliquoties immolando centenos, et innumeros varii pecoris greges, avesque candidas terra quaesitas et mari. Ders. XXV, 4: Superstitiosus magis quam sacrorum legitimus observator. innumeras sine parcimonia pecudes mactans: ut aestimaretur, si revertisset de Parthis, boves jam defuturos.

liegen scheinen, so hat unser menschenfreundlicher Herr und Vater Zeus, damit wir nicht gänzlich des Verkehrs mit den Göttern beraubt wären, uns in den Stand gesetzt, durch die heiligen Künste ihren Willen zu erforschen, wodurch wir nun, je nach vorkommendem Bedürfniß, die nöthigen Aufschlüsse erhalten können [1]). Diese heiligen Künste sind theils Vögel- und Eingeweideschau, welche Julian in einer Weise vervielfältigte und zugänglich machte, die alle Ordnung und Regel aufhob [2]); theils die theurgischen Proceduren, durch welche er, wie seine neuplatonischen Lehrmeister, Kundthuungen und selbst Erscheinungen der Götter hervorrufen zu können glaubte [3]) — wobei man sich von selbst der Verbindung erinnern wird, die wenigstens zu Zeiten und in gewissen Kreisen zwischen den Visionen des Somnambulismus und der christlichen Romantik stattfand. Doch, auch wieder ächt romantisch, war es mit dem Respecte des Subjects vor diesen objectiven Götterwinken kein rechter Ernst: wie sein Hofphilosoph Maximus den Grundsatz hatte, den ersten etwa ungünstigen Anzeichen nicht nachzugeben, sondern der Gottheit Gewalt anzuthun, bis man sie dem Wunsche des Verehrers geneigt gemacht habe [4]): so weiß auch Julian, namentlich auf dem von ihm so leidenschaftlich betriebenen Perserzuge, die abmahnenden Zeichen, die seinem Sinne entgegen sind, geschickt in günstige umzudeuten [5]); ein Gaukelspiel zwischen eingebildeter Hingabe an ein objectiv Göttliches und Willkür des romantischen Subjects, worin Neander — gleichfalls höchst be-

---

1) Julian. ap. Cyrill. VI, p. 198 C.

2) Ammian. Marcellin. XXII, 12: Augebantur autem caerimoniarum ritus immodice, cum impensarum amplitudine antehac inusitata et gravi: et quisque, cum impraepedite liceret, scientiam vaticinandi professus, juxta imperitus ac docilis, sine fine vel praestitutis ordinibus, oraculorum permittebantur scitari responsa, et extispicia, nonnunquam futura pandentia: oscinumque et auguriorum et omnium fides, si reperiri usquam posset, affectata varietate quaerebatur.

3) Liban. Orat. parent. §. 83. de ulcisc. Jul. nece, §. 22. Vgl. Eunapius, Vitae Sophistar., in Jamblicho p. 15 sq. ed. Boissonade.

4) Eunap. in Maxim. p. 54, sq.: *μὴ πάντως εἴκειν τοῖς πρώτως ἀπαντήσασιν, ἀλλ' ἐκβιάζεσθαι τὴν τοῦ θείου φύσιν, ἄχρις ἂν ἐπικλίνοις πρὸς τὸν θεραπεύοντα.*

5) S. Ammian. Marcellin. XXIII, 1 sq., besonders cap. 5.

zeichnend — einen Beweis von ächter Frömmigkeit findet [1]). — Ebenso übertrieben aber, wie seine gottesdienstlichen Veranstaltungen, war Julian's persönliche Betheiligung bei ihrer Ausübung. Er war eifriger in der Götterverehrung, rühmt Libanius, als selbst Nikias — wir würden etwa sagen, als Karl X. Zu einem Tempelbesuche war ihm kein Weg zu weit oder zu beschwerlich, keine Hitze zu groß. Mit einem Opfer in der von ihm erbauten Schloßcapelle begann und schloß er jeden Tag. Kein Opfer war im Umkreise der griechischen Welt gebräuchlich, das Julian nicht während der wenigen Jahre seit seiner Bekehrung dargebracht hätte. Dabei machte es einen eigenen Eindruck, den kaiserlichen Oberpriester zu sehen, wie er selbst Holz zum Altare trug und das Feuer anblies, dann eigenhändig Thiere abschlachtete, und als haruspex in ihren Eingeweiden wühlte [2]). Denselben schwärmerischen Eifer, wie im Opfern, bewies Julian in der Ascese: bald enthielt er sich dieser, bald jener Speise, je nachdem er es auf den Verkehr mit dieser oder jener Gottheit, mit Pan oder Hermes, Hekate oder Isis, abgesehen hatte [3]). — Daß Julian diejenigen Einrichtungen der neuen Religionsgenossenschaft, welche ihm nachahmungswürdig, oder vielmehr geeignet erschienen, die Menschen zu gewinnen, der alten Staatsreligion aufzupfropfen suchte, daß er Armenpflege, Bußdisciplin u. dgl. mit Hülfe seiner Priesterschaft einführen wollte [4]), kann man löblich finden: und doch war es nur ein Flicken des alten Kleides mit neuen Lappen, wodurch der Riß größer werden mußte. Ebenso löblich ist es, daß er den gesunkenen heidnischen Priesterstand wieder zu heben Anstalt machte: übrigens beweist es ein geringes Vertrauen auf die moralische Kraft des hohen Begriffs von seiner übermenschlichen Würde, den er demselben beizubringen sucht, wenn er daneben die kleinlichsten Vorschriften für das äußerliche Benehmen

1) Kaiser Julian, S. 96.

2) Diese Notizen s. bei Julian. Misopogon, p. 346. Liban. Orat. parent. §. 60 sqq. de ulcisc. J. nec. §. 22. Gregor. Naz. Orat. IV, p. 121. Womit zu vergleichen Neander, Kaiser Julian, S. 129, und Wiggers, Julian der Abtrünnige, in Ilgens Zeitschrift für historische Theologie, 7ter (oder der neuen Folge 1ter) Band, S. 134.

3) Liban. Orat. parental. §. 83.

4) Greg. Naz. Orat. III, p. 101 sq. Sozom. H. E. V, 15.

der Priester nicht überflüssig findet; und die Warnung vor ungeeigneter Lectüre, vor dem Studium atheistischer Philosophensysteme, erinnert ganz an die Erlasse und Maßregeln gewisser Cultusministerien und Consistorien unserer Zeit: nur daß diesen der Himmel den Gefallen nicht so leicht erweisen kann, den Julian seinen Göttern so lebhaft verdankt, die Schriften der gottlosen Philosophen größtentheils zu Grunde gehen zu lassen[1]).

Mit einem Worte lassen Sie mich auch noch der eigenthümlichen Stellung Julian's zur Religion und dem Tempel der Juden gedenken. So tief er ihre heiligen Schriften unter die Erzeugnisse des griechischen Geistes setzte; so sehr ihm an ihrem Monotheismus das Ausschließende gegen andere Völkergottheiten zuwider war: so hatten sie doch nicht bloß das Institut der Opfer (so lang ihr Tempel noch stand) mit den Griechen gemein; sondern

---

1) In dem S. 199 Anm. 1 angeführten Fragment, p. 296 B: *εὔλογον — τοὺς ἱερέας τιμᾶν ὡς λειτουργοὺς θεῶν, — καὶ διακονοῦντας ἡμῖν τὰ πρὸς τοὺς θεούς, συνεπισχύοντας τῇ ἐκ θεῶν εἰς ἡμᾶς τῶν ἀγαθῶν δόσει· προθύουσι γὰρ πάντων καὶ ὑπερεύχονται* u. s. f. (Man hat allen Grund, die Priester zu ehren als Diener der Götter, welche den Verkehr zwischen uns und ihnen verwalten und zu der Herabkunft des Guten von den Göttern auf uns mitwirken; denn sie opfern und beten für Alle.) 304 C. D. 300 C. D.: *ἱερωμένος τις μήτε Ἀρχίλοχον ἀναγινωσκέτω μήτε Ἱππώνακτα, μήτε ἄλλον τινὰ τῶν τοιαῦτα γραφόντων. — ἄμεινον μὲν γὰρ καὶ πάντως πρέποι δ' ἂν ἡμῖν ἡ φιλοσοφία μόνη. καὶ τούτων ἡ τοὺς θεοὺς ἡγεμόνας προστησαμένη τῆς ἑαυτῶν παιδείας. ὅπερ Πυθαγόρας, καὶ Πλάτων, καὶ Ἀριστοτέλης, οἵ τε ἀμφὶ Χρύσιππον καὶ Ζήνωνα. προσεκτέον μὲν γὰρ οὔτε πᾶσιν, οὔτε τοῖς πάντων δόγμασι· ἀλλὰ ἐκείνοις μόνον καὶ ἐκείνων, ὅσα εὐσεβείας ἐστὶ ποιητικά, καὶ διδάσκει περὶ θεῶν πρῶτον μὲν ὡς εἰσὶν, εἶτα ὡς προνοοῦσι τῶν τῇδε* u. s. f. 301 C: *μήτε Ἐπικούρειος εἰσιέτω λόγος μήτε Πυῤῥώνειος· ἤδη μὲν γὰρ καλῶς ποιοῦντες οἱ θεοὶ καὶ ἀνῃρήκασιν, ὥστε ἐπιλείπειν καὶ τὰ πλεῖστα τῶν βιβλίων.* (Wer sich dem Dienste der Götter geweiht hat, der soll weder den Archilochos noch den Hipponax noch einen andern Schriftsteller dieser Art lesen. Am besten stünde es uns an, einzig mit Philosophie uns zu beschäftigen und zwar mit derjenigen, welche die Götter als Führer ihrer Lehre voranstellt, wie Pythagoras, Plato, Aristoteles, die Stoiker. Denn nicht auf alle noch auf aller Lehrsätze muß man hören, sondern nur auf diejenigen, welche fromm machen und lehren, daß es Götter gibt und daß sie für die menschlichen Angelegenheiten sorgen. Keine Epikureische noch skeptische Lehre finde Eingang; haben doch bereits auch die Götter, woran sie sehr wohl thaten, diese Schulen vertilgt, so daß auch die meisten ihrer Schriften verschwunden sind.)

die Strenge, mit welcher das mosaische Gesetz den Lebenswandel regelt, seine mancherlei Speiseverbote besonders, gaben dem Judenthum in den Augen des ascetischen Julian einen Vorzug, an welchem selbst Heiden sich spiegeln mochten[1]); vollends der neuen christlichen Gottlosigkeit gegenüber trat der alte Nationalcultus der Hebräer mit dem griechisch-römischen in Eine Linie. Daher begünstigte Julian, zu der Christen größtem Aergernisse, die Juden, und wollte ihnen namentlich zur vollen Religionsübung, die ihnen seit der Katastrophe unter Vespasian unmöglich geworden war, wieder verhelfen. Auf sein Geheiß sollte der alte, weit und breit berühmte Tempel zu Jerusalem, in welchem einst Salomo so großartige Opfer dargebracht hatte, sich aus seinen Trümmern wieder erheben: der Kaiser selbst wies bedeutende Summen dazu an, und aus allen Theilen des Reiches flossen die Beiträge der Gläubigen zusammen; ein eigener Baucommissär in der Person des gelehrten Ministers Alypius war aufgestellt und förderte das Werk: da hemmte, wie es heißt, ein schreckliches Wunder dessen Fortsetzung: ein überflüssiges Wunder; da der Umschwung der Dinge nach dem Tode Julian's dem romantischen Dombau von selbst ein Ende gemacht haben würde[2]).

---

1) Julian. ap. Cyrill. VII, p. 238 B. C: *τοῖς μὲν γὰρ Ἑβραίοις ἀκριβῆ τὰ περὶ θρησκείαν ἐστὶ νόμιμα καὶ τὰ σεβάσματα καὶ τὰ φυλάγματα μυρία, καὶ δεόμενα βίου καὶ προαιρέσεως ἱερωτάτης.* (Die Hebräer haben in Bezug auf die Gottesverehrung genaue Vorschriften und Unzähliges zu halten und zu beobachten, wozu es des heiligsten Willens und Lebens bedarf.) In dieser Hinsicht, auf ihre Eßfreiheit (ihr *πάντα ἐσθίειν ὡς λάχανα χόρτου*) klagt Julian (ebendas. D) die Heiden der *χυδαιότης* — Gemeinheit — an, welche aber die Christen, wie er meint, noch weiter getrieben haben.

2) Julian. ep. XXV, Judaeorum nationi. Gregor. Naz. Orat. IV, p. 111. Sozom. H. E. V, 21. Theodoret. H. E. III, 20. Ammian. Marcellin. XXIII, 1: Ambitiosum quondam apud Hierosolymam templum, quod post multa et interneciva certamina obsidente Vespasiano posteaque Tito aegre est expugnatum, instaurare sumptibus cogitabat immodicis: negotiumque maturandum Alypio dederat Antiochensi, qui olim Britannias curaverat pro praefectis. Cum itaque rei idem fortiter instaret Alypius, juvaretque provinciae rector, metuendi globi flammarum prope fundamenta crebris assultibus erumpentes, fecere locum exustis aliquoties operantibus inaccessum: hocque modo elemento destinatius repellente, cessavit inceptum.

Doch diese restaurirende Thätigkeit innerhalb der alten Staatsreligionen reichte nicht hin, wenn nicht zugleich dem subversiven Treiben der gottlosen Neuerer entgegengetreten wurde. Gewalt und Verfolgung, wie sie von so manchen seiner Vorgänger zu diesem Behufe angewendet worden war, verschmähte Julian, theils als vergeblich und zweckwidrig, da in Sachen des freien Willens der Zwang nichts fruchte, und das Märtyrerthum bisher nur zur Förderung des Christenthums gedient habe; theils als unwürdig und unbillig, da diejenigen eher Mitleid als Haß verdienen, welche in Bezug auf die wichtigste Angelegenheit des Menschen, die Religion, in der Irre gehen [1]). Auf dem geistigen Wege der Belehrung und Ueberredung mithin, nicht der körperlichen Gewalt, will er, seiner wiederholten Erklärung nach, gegen die Christen zu Werke gegangen wissen [2]). Freilich wurden bei diesen Ueberredungsversuchen von ihm nicht immer nur lautere Vernunftgründe in Anwendung gebracht. So, wenn er sich auf den öffentlich ausgestellten Bildnissen in Begleitung von Göttern darstellen ließ, und damit den Christen die peinliche Wahl aufdrängte, entweder mit ihm zugleich den von ihnen sogenannten Götzen ihre Huldigung darzubringen, oder mit diesen sie auch ihrem Kaiser zu versagen; oder wenn er die zum Empfang des donativum vor ihm erscheinenden Soldaten erst an einem heidnischen Altar vorübergehen ließ, auf welchen sie Weihrauch zu streuen hatten: so war im erstern Falle die unreine Triebfeder der Furcht, wie im andern die der Begierde stark in Bewegung gesetzt; es war, nach des Kirchenvaters richtigem Ausdruck, zwar ein gelinder, aber doch immer ein Zwang [3]). Selbst als Richter vergaß sich der religionseifrige Fürst bisweilen so weit, nach dem Glaubensbekenntniß der Parteien zu fragen; ob-

1) Julian. Fragm. orat. p. 288. Epist. LII. p. 435 sqq. Socrat. Hist. Eccles. III, 15. Sozom. H. E. V, 14. Greg. Naz. Orat. III, p. 72 sq. Liban. Orat. parental. §. 58.

2) Julian. Epist. LII, p. 438 B: λόγῳ δὲ πείθεσθαι χρὴ καὶ διδάσκεσθαι τοὺς ἀνθρώπους, οὐ πληγαῖς, οὐδὲ ὕβρεσιν, οὐδὲ αἰκισμῷ τοῦ σώματος. Vgl. epist. VII, p. 376 C.

3) Die Erzählungen s. bei Gregor. Naz. Orat. III, p. 75 sq. 83 sq. Sozom. V, 16. Liban. Orat. parent. §. 81. Die Bezeichnung: ἐπιεικῶς ἐβιάζετο, gebraucht Gregor a. a. O. p. 82 D.

wohl er sich dann zusammennahm, um demselben keinen Einfluß auf seinen Richterspruch zu gestatten [1]). Sein Grundsatz war: für seinen Freund zu achten, wer des Zeus Freund sei, den Feind des Zeus und der Götter aber nur insofern nicht auch für den seinigen, als er die Hoffnung nicht aufgab, ihn noch auf bessere Gesinnungen zu bringen [2]). Daraus floß die Instruction, die er einem Präfecten ertheilte, und die man für eine romantische Kabinetsordre aus neuester Zeit halten könnte: „Bei Gott (der heidnische Romantiker schreibt natürlich: Bei den Göttern), mein Wille ist es nicht, daß die Galiläer getödtet, oder widerrechtlich mißhandelt werden sollen; das aber finde ich in der Ordnung und will es hiermit anbefohlen haben, daß denjenigen Personen und Städten, welche dem Glauben ihrer Väter treu geblieben sind, ein Vorzug eingeräumt werde" [3]). Demgemäß wurden nicht allein die wichtigsten Hof-, Kriegs- und Staatsämter vorzugsweise mit Altgläubigen besetzt [4]); sondern selbst hülfsbedürftigen Städten wurde die Wiederherstellung des alten Götterdienstes zur Bedingung des Staatsbeistandes gemacht. „Pessinus — schreibt Julian an den Oberpriester von Galatien — bin ich bereit zu unterstützen, unter der Bedingung, daß sie sich die Huld der Göttermutter wieder zu erwerben trachten. Thun sie das nicht, so verfallen sie — ich sage es ungern — in meine Ungnade, und ich weiß ihnen nicht zu helfen, da es sich mit meinem Berufe als Regenten nicht vertragen will, Feinden der Götter Vorschub zu thun" [5]). — In dem ersteren dieser Erlasse haben sie die Be-

1) Ammian. Marcellin. XXII, 10.

2) Liban. Orat. parental. §. 59: *φίλον μὲν ἄγων τὸν Διῒ φίλον, ἐχθρὸν δὲ τὸν ἐκείνῳ. μᾶλλον δὲ φίλον μὲν τὸν ἐκείνῳ φίλον, ἐχθρὸν δὲ οὐ πάντα τὸν οὔπω Διῒ φίλον· οὓς γὰρ ᾤετο τῷ χρόνῳ μεταθήσειν οὐκ ἀπήλαυνε, κατεπᾴδων δὲ ἐνῆγε. καὶ τὴν πρώτην τε ἀναινομένους, περὶ βωμοὺς ὕστερον χορεύοντας ἔδειξε.* [Die freie Uebersetzung dieser Stelle, so wie der in den nächsten Anmerkungen citirten enthält der Text.]

3) Julian. Epist. VII, Artabio, p. 376 C: *ἐγώ, νὴ τοὺς θεούς, οὔτε κτείνεσθαι τοὺς Γαλιλαίους, οὔτε τύπτεσθαι παρὰ τὸ δίκαιον, οὔτε ἄλλο τι πάσχειν κακὸν βούλομαι· προτιμᾶσθαι μέντοι τοὺς θεοσεβεῖς καὶ πάνυ φημὶ δεῖν — — ἄνδρας τε καὶ πόλεις.*

4) Gregor. Naz. Orat. III, p. 74. Socrat. H. E. III, 11. Sozom. V, 17. Theodoret. III, 8.

5) Julian. Epist. XLIX, ad Arsac. Pontif. Galat. p. 431 D u. 432 A:

nennung: Galiläer, bemerkt. Auch das sollte eine Waffe gegen die Dissidenten sein, daß ihnen der bereits ehrwürdig gewordene Christenname nicht zugestanden wurde [1]).

Vor Allem ist aber hier der bekannten Verordnung Julian's zu gedenken, daß kein Christ Grammatik und Rhetorik, überhaupt alte Literatur, solle öffentlich lehren dürfen [2]); ein Verbot, das, von heidnischen Zeitgenossen getadelt, jetzt von christlichen Schriftstellern in Schutz genommen wird. Julian — sagt Ullmann — betrachtete die heidnischen Schriftsteller, vornehmlich die Dichter, zugleich als Religionsurkunden, und als solche wollte er sie nicht von Bekennern einer fremden, für das Heidenthum geradezu zerstörenden Religion erklären lassen. Er verfuhr von *seinem* Gesichtspunkt aus nach demselben Grundsatze, wornach *wir* die *christlichen* Urkunden für die heranwachsende

---

τῇ Πεσσινοῦντι βοηθεῖν ἕτοιμός εἰμι, εἰ τὴν Μητέρα τῶν θεῶν ἵλεων καταστήσουσιν ἑαυτοῖς. ἀμελοῦντες δὲ αὐτῆς, οὐκ ἄμεμπτοι μόνον, ἀλλὰ, πικρὸν εἰπεῖν, μὴ καὶ τῆς παρ' ἡμῶν ἀπολαύσωσι δυσμενείας·

Οὐ γάρ μοι θέμις ἐστὶ, κομιζέμεν ἢ ἐλεαίρειν
Ἄνδρας, οἵ κε θεοῖσιν ἀπέχθωντ' ἀθανάτοισιν.

(Etwas abgeändert aus Odyss. X, 73 sq.) Andere ähnliche Fälle berichtet noch Sozom. H. E. V, 3. Vgl. auch Liban. Or. par. §. 61.

1) Greg. Naz. Orat. III, p. 81 A B: *ἐκεῖνο μὲν οὖν καὶ σφόδρα μειρακιῶδες καὶ κοῦφον, καὶ οὐχ ὅπως βασιλέως ἀνδρὸς, ἀλλ' οὐδὲ ἄλλου τινὸς τῶν καὶ μετρίως στιβαρῶν· τὴν διάνοιαν, ὅτι τῇ μεταθέσει τῆς κλήσεως ἕψεσθαι νομίσας τὴν ἡμετέραν διάθεσιν, ἢ αἰσχυνεῖν γε ἡμᾶς ὥσπερ τι τῶν αἰσχίστων ἐγκαλουμένους, εὐθὺς καινοτομεῖ περὶ τὴν προσηγορίαν, Γαλιλαίους ἀντὶ Χριστιανῶν ὀνομάσας τε καὶ καλεῖσθαι νομοθετήσας* —. (Das war doch gar knabenhaft und windig, und nicht nur keines Herrschers, sondern nicht einmal eines Mannes von nur mäßig ernstem Sinne würdig, daß er, in der Meinung, dem Namenswechsel werde auch unsre Gesinnung folgen, oder er könne uns damit wie mit der schmählichsten Anschuldigung beschämen, alsbald eine neue Bezeichnung aufbringen wollte, indem er uns Galiläer statt Christen nannte und zu nennen verordnete.)

2) Julian begründet dieses Verbot Epist. XLII, p. 422 sqq. Vgl. dens. ap. Cyrill. p. 229 C. Gregor. Naz. Orat. III, p. 51 sqq. Ammian. Marcellin. XXII, 10: Illud autem erat inclemens, obruendum perenni silentio, quod arcebat docere magistros rhetoricos et grammaticos ritus Christiani cultores. Oros. VII, 30. Vgl. Neander, Julian, S. 158 ff. Wiggers, in Ilgen's Zeitschrift. VII, S. 141 f.

Jugend von keinem Bekenner einer fremden, dem Christenthum feindseligen Religion (oder Philosophie, möchte er heute vielleicht beifügen) würden auslegen lassen. Aber man konnte, setzt Ullmann hinzu, die Werke des classischen Alterthums auch noch von einem andern Standpunkt ansehen, auf welchem das religiöse Bekenntniß nicht unmittelbar in Betracht kommt, von dem Standpunkte, der in der neueren Zeit der allgemeine geworden ist: als universelle, nicht einem Volk oder Bekenntniß, sondern der Menschheit angehörige Bildungsmittel edlerer Menschlichkeit [1]). Und man kann — setzen wir hinzu — auch die neutestamentlichen Schriften von diesem Standpunkte aus, der einfach als der historische zu bezeichnen ist, betrachten und auslegen, wobei dann keine Ausschließung irgendwelcher Lehrer (wofern ihnen nur die erforderlichen Kenntnisse nicht abgehen) nöthig ist; und wie es bei den von Julian heilig geachteten Schriften dahin gekommen ist, trotz seines Verbots, so wird es auch bei den christlichen dahin kommen, trotz aller theologischen und philosophischen, politischen und gekrönten Romantiker.

Doch nicht bloß in seiner religiösen Stellung, sondern in all seinem Thun und Lassen, ja in seiner ganzen Persönlichkeit, war Julian Romantiker. — Vor Allem hat der romantische Fürst eine mystisch hohe Vorstellung von der Würde und dem Berufe des Herrschers. Wem, mit Homer (Il. II, 25) zu reden, die Völker vertraut sind und so mancherlei obliegt, der bedarf einer höheren als bloß menschlichen Natur, und kann, als bloßer Mensch, nur durch den Beistand der Götter seiner Aufgabe genügen [2]). So haben ihn, den Julian, die Götter selbst im entscheidenden Augenblicke durch Erklärung ihres Willens zur Herrschaft berufen, für welche sie ihn schon vor seiner Geburt bestimmt hatten; wie sie ihn denn auch im Verlauf seines Lebens, und insbesondere seiner Regierung, durch mancherlei Zeichen lenkten, und selbst mit wiederholten Erscheinungen begnadigten [3]).

In der Wirklichkeit freilich zeigt sich als der Inspirations-

1) Ullmann, Gregor v. Nazianz, S. 89 f.

2) Julian. Epist. ad Themistium, p. 256. 260. 267.

3) Julian. Epist. ad Atheniens. p. 284 sq. Orat. VII. ad Heracl. p. 227 sqq. Ammian. Marcellin. XX, 5. Liban. Orat. parental. §. 83.

heerd, unter dessen Einflüssen der romantische Fürst handelt, vielmehr eine menschliche Schule: er ist, wie Schlosser ihn bezeichnet, ein Büchergelehrter, oder genauer, der Adept einer Schulweisheit, welche, vom Strome der forttreibenden geschichtlichen Entwicklung abgekehrt, ja ihm widerstrebend, ihr Wesen treibt, bis es ihr gelingt, durch ihren hochgebornen Schüler einen vorübergehenden Einfluß auf die Wirklichkeit zu gewinnen. Wie der hoffnungsvolle Prinz zuerst in Pergamus durch den greisen Aedesius in die Anfangsgründe der neuplatonischen Lehre eingeführt, hierauf durch dessen beide Schüler, Eusebius und Chrysanthius, weiter gefördert, endlich durch den gewaltigen Maximus zu Ephesus vollendet wurde; wie ihm ebendaselbst und in Eleusis — und wo noch sonst — die mystischen Weihen zu Theil wurden, ist bekannt[1]). Zur Regierung gelangt, ist es dann einer der ersten Acte des romantischen Prinzen, seine Lehrer und Vorbilder an seinen Hof zu berufen; ein Ruf, welchen die Mehrzahl begierig annimmt und sich zu Nutze macht, und nur der einzige Chrysanthius die in allen Zeiten seltene Mäßigung oder Klugheit hat, beharrlich abzulehnen[2]). — Mit diesem Schulmäßigen in der Bildung Julian's hängt auch das zusammen, daß er sich gerne reden hörte, und jede Gelegenheit benützte, wo eine Rede anzubringen war[3]); selten stand seine Zunge still, sagt

1) Ich verweise auf Gibbon, Cap. 23; Wiggers, in Ilgen's Zeitschrift, S. 129 f.; Neander, Julian, S. 78 ff.; Teuffel, Julianus Apostata, in Pauly's Realencyclopädie, Bd. IV. „Wenn zur Zeit Julian's — bemerkt hiebei Gibbon, S. 705 der Uebers. von Sporschil — diese Künste blos von den heidnischen Priestern, um eine im Verscheiden begriffene Sache zu unterstützen, geübt worden wären, möchte man vielleicht dem Interesse und den Gewohnheiten des priesterlichen Charakters einige Nachsicht angedeihen lassen. Wohl aber mag es als Gegenstand des Staunens und des Aergernisses angesehen werden, daß die Philosophen selbst dazu beitrugen, den Aberglauben und die Leichtgläubigkeit des Menschengeschlechts zu mißbrauchen, und daß die griechischen Mysterien durch die Magie oder Theurgie der Neuplatoniker unterstützt wurden." — Wir in unsern Tagen sind an diese Stellung gewisser Philosophen längst so gewöhnt, daß wir uns über die Verwunderung des englischen Historikers verwundern möchten.

2) Eunap. Vitae Soph. in Maximo, p. 54 sqq. in Chrysanth. p. 110 sq. ed. Boiss.

3) Liban. Orat. parental. §. 75.

Ammian [1]), und ebenso gerne erging sich seine rasche Feder in Briefen und sonstigen Ausarbeitungen, die ganz in der Manier der Schule gehalten sind, der er seine Bildung verdankte [2]).

Aber gemacht, aus Reminiscenzen zusammengesetzt, vor dem Spiegel geschrieben, sind nicht bloß die Schriften Julian's, sondern sein ganzes Wesen leidet an dieser Gesuchtheit und Absichtlichkeit. Nicht erst Gibbon vermißt an seinen Tugenden die Natürlichkeit, sondern schon seine Zeitgenossen fanden in seiner Frömmigkeit, seiner Herablassung, etwas Affectirtes [3]). Wie gefällt er sich in seinen Tugenden, und am meisten dann, wenn er sie, wie in seinem Misopogon, im Sinne der Gegner verspottet und herabsetzt. Mit welch kokettem Cynismus [4]) hat er in dieser witzig sein sollenden Schrift sein eigenes Aeußere karikirt. Sein eitles Haschen nach dem Beifall des Publicums hat gleichfalls schon der mehrerwähnte ehrliche Ammian gerügt [5]). Damit steht nicht im Widerspruch, daß der romantische Kaiser, wenn ihm, wie in Antiochien, die Gewinnung des Publicums entschieden mißglückt war, diesem sofort verstimmt den Rücken kehrte, der Stadt seine allerhöchste Ungnade zu erkennen gab, und sich zwar durch Witz und Satire Genugthuung nahm, übrigens aber selbst durch Reue und Abbitte der Betroffenen sich nicht begütigen ließ [6]). Auch

1) Ammian. Marcellin. L. XXV, 4: Linguae fusioris et admodum raro silentis.

2) Vgl. über Julian's Schriften das Urtheil Schlosser's, A. Lit. Ztg. 1813, S. 129 ff.

3) S. die Stelle Ammian's S. 200, Anmerk. 2. Ferner Ammian. XXII, 7. über einen später noch zu erwähnenden Act gesuchter Loyalität: Quod laudabant alii, quidam ut affectatum et vile carpebant.

4) Ein Ausdruck von Teuffel, in dem Artikel Julianus Apostata, in Pauly's Realencyclopädie, IV. Bd. S. 407.

5) XXII, 7: (bei Gelegenheit eines einzelnen Falles) per ostentationem intempestivam nimius captator inanis gloriae visus. XXV, 4 (in der allgemeinen Charakteristik): Vulgi plausibus laetus, laudum etiam ex minimis rebus intemperans appetitor, popularitatis cupiditate cum indignis loqui saepe adfectans.

6) Ueber die Geschichten in Antiochien vergl. den Misopogon, ferner Ammian XXII, 14. Nach demselben XXIII, 2. gaben die Antiochener dem erzürnten Kaiser bei seinem Abzuge das Geleit und baten ihn um Verzeihung:

die bekannte Wendung fehlte ihm nicht, wenn er bei der Bevölkerung auf unerwarteten Widerstand stieß, daß nur eine schlechte Minorität sich den Namen der Gesammtheit anmaße [1]). Ueberhaupt zeigt sich der gekrönte Romantiker zwar wohl eigensinnig [2]), aber doch nicht fest. Nicht nur seine Maßregeln gegen das Christenthum erlitten im Laufe seiner kurzen Regierung manche Abänderung, sondern auch Richtersprüche, die er den einen Tag gefällt hatte, sollen ihn oft am folgenden Morgen schon wieder gereut haben und von ihm cassirt worden sein [3]). Sicher ist, daß er von Natur heftig und äußerst erregbar war, und sich in der Hitze leicht übernahm; wenn wir auch die Schilderung Gregor's auf sich beruhen lassen, wie er bei'm Rechtsprechen geschrieen und gesticulirt habe, ja wie es für gemeine Leute nicht immer gefahrlos gewesen sei, ihm in der Audienz zu nahe zu kommen [4]).

---

er aber, nondum ira, quam ex compellationibus et probris conceperat, emollita, loquebatur asperius, se esse eos, asserens, postea non visurum.

1) Epist. LI. ad Alexandrinos, p. 433 A: *τὸ νοσοῦν μέρος ἐπιφημίζειν ἑαυτῷ τολμᾷ τὸ τῆς πόλεως ὄνομα.* (Der kranke Theil erfrecht sich, den Namen der Stadt sich beizulegen.)

2) Z. B. Ammian. Marcellin. XXII, 14: Nulla probabili ratione suscepta, popularitatis amore vilitati studebat venalium rerum, quae nonnunquam secus quam convenit ordinata, inopiam gignere solet et famem. Et Antiochensi ordine, id tunc fieri, cum ille juberet, non posse, aperte demonstrante, nusquam a proposito declinabat, Galli similis fratris, licet incruentus.

3) Gregor. Naz. Orat. III, p. 86 B C: *καίπερ δὴ οὕτως ἔχων ὁρμῆς, καὶ πρὸς πολλὰ τῇ κακονοίᾳ χρησάμενος, ὅμος (οὐ γὰρ εἶχε πῆξιν τοῦ ἀνδρὸς ἡ διάνοια —) οὐ διεφύλαξεν εἰς τέλος τὴν γνώμην.* Orat. IV, p. 120 C: *τί δ' ἂν εἰ λέγοιμι δικῶν μεταθέσεις καὶ μετακλίσεις διὰ μέσης νυκτὸς πολλάκις μεταβαλλομένων καὶ περιτρεπομένων, ὥσπερ ἀμπώτιδας;* (Trotz seines übeln Willens beharrte er doch — ohne Festigkeit, wie der Mann war — nicht bis an's Ende auf seinem Beschlusse. — Wie, wenn ich von den Umänderungen und Umwandlungen der Rechtshändel reden wollte, welche oft in der Zwischenzeit einer Nacht wechselten wie Ebbe und Fluth.)

4) Ders. Orat. IV, 121 A B: *ὅτι μὲν βοῶν καὶ σεισμῶν ἐπλήρου τὰ βασίλεια δικάζων — ταῦτα μὲν οὐδὲ λόγου τινὸς ἀξιώσομεν. τοῦτο δὲ τίς ἀγνοεῖ τῶν ἁπάντων. ὅτι πολλοὺς προσιόντας αὐτῷ δημοσίᾳ καὶ τῶν ἀγροικοτέρων, ὥστε τυχεῖν τινὸς ὧν ἄνθρωποι βασιλέων δέονται, παίων πὺξ δημοσίᾳ καὶ λὰξ ἐναλλόμενός οὕτω διετίθει κακῶς, ὥστε ἀγαπᾶν ἐκείνους τὸ μή τι παθεῖν χαλεπώτερον;* (Daß er beim Rechtsprechen den Pallast

Er selbst war sich dieser Schwäche bewußt, und gestattete daher seinen Umgebungen eine rechtzeitige Erinnerung [1]). — Daß der Witz dem gekrönten Romantiker nicht fehlen darf, versteht sich von selbst. Manche seiner ornate et facete dicta sind uns aufbehalten. Selbst in amtlichen Sentenzen und officiellen Actenstücken konnte er sich des Witzes nicht immer enthalten, wovon namentlich die Christen wiederholt empfindliche Erfahrungen machten [2]).

Meine Schilderung des romantischen Kaisers hat sich nach und nach so weit in's Einzelne hinein verlaufen, daß mich meine Zuhörer nächstens auch noch um sein Aussehen, sein Gehen und und Stehen, Räuspern und Spucken, fragen werden. Auch hiefür ist leicht Rath zu schaffen, und ich kann mit zwei, ja mit drei Porträts von ihm aufwarten, die wenigstens alle nach der Natur gezeichnet sind. Denn zwei derselben rühren von persönlichen Bekannten des Kaisers her, deren einer sein Studiengenosse, später freilich sein erbitterter Gegner, der andere sein Waffengefährte und Glaubensgenosse, doch keineswegs unbedingter Bewunderer war; das dritte hat er sogar selbst gezeichnet [3]). Wie es jedoch mit Bildnissen derselben Person, aber von verschiedenen Malern entworfen, vollends wenn sie mit verschiedenen Tendenzen malten, der Fall zu sein pflegt: sie sehen einander fast gar nicht ähnlich. Nur an dem langen struppigen Bart erkennen wir den Julian des Julian als denselben mit dem seines Kriegsgefährten; obwohl Letzterer wenigstens von der Bewohnerschaft, welche der Kaiser seinem Barte nachrühmt, anständig schweigt; woraus

---

mit Geschrei und Getöse erfüllte, dieß will ich keines Wortes würdigen. Das aber, wem von Allen ist es unbekannt, daß er viele von den Landleuten, die vor ihn kamen, um etwas von demjenigen bei ihm auszuwirken, was die Leute von Fürsten zu erbitten pflegen, öffentlich mit Faustschlägen und Fußtritten so mißhandelte, daß jene froh waren, nur noch so davongekommen zu sein?)

1) Ammian. XXII, 10: Levitatem agnoscens commotioris ingenii sui, praefectis proximisque permittebat, ut fidenter impetus suos aliorsum tendentes ad quae decebat monitu opportuno frenarent.

2) Ein solcher mit Witz gesalzener Erlaß gegen die Christen ist z. B. Epist. XLII. Vgl. auch Socrat. H. E. III, 12.

3) Gregor. Naz. Orat. IV, p. 122 A B. Ammian. Marcellin. XXV, 4. Julian. Misopogon, p. 338 sq.

Sie zugleich ersehen, daß der kaiserliche Maler selbst sich am wenigsten geschmeichelt hat. Interessanter, weil mehr auf das Bewegliche und Beseelte, mithin Charakteristische, in dem Aeußeren Julian's gerichtet, ist die Schilderung Gregor's, obwohl sichtbarlich der Haß ihm die grellen Farben geboten hat, welche uns aus derselben in's Auge springen. Schon während ihres gemeinsamen Studiums in Athen, versichert er, sei ihm an dem jungen Prinzen das Ungleiche und Excentrische seines Wesens und Benehmens aufgefallen. Sein unsteter Nacken, seine zuckenden Schultern, sein irre rollendes Auge, seine unruhigen Beine, seine Hochmuth schnaubende Nase, die lächerlichen Verzerrungen seines Gesichts, das unmäßige, schütternde Gelächter, das er oft aufschlagen konnte, sein Nicken und Kopfschütteln ohne Grund, seine stockende, durch Athmen unterbrochene Rede, seine abspringenden, sinnlosen Fragen und die um nichts besseren Antworten, ungeordnet und häufig sich selbst widersprechend, schienen unserm angehenden Kirchenvater schon damals nichts Gutes zu bedeuten[1]). Wie gesagt, eine gegnerische Schilderung, von der jedenfalls viel zum Vortheil des Geschilderten abzuziehen ist: und doch werden wir nach demjenigen, was wir bisher von Julian's Denk- und Handlungsweise kennen gelernt haben, uns wohl besinnen, sie geradezu, auch in ihren Grundzügen, für Verläumdung zu erklären.

Indessen um Julian nicht Unrecht zu thun, ist es Zeit, daß wir zum Schlusse noch auf diejenigen Züge in seinem Bilde achten, in welchem er sich nicht bloß, wie bisher, als Romantiker,

1) Die in der vorigen Anmerkung citirte und im Text übersetzte Stelle Gregor's lautet so: — *ἐποίει με μαντικὸν ἡ τοῦ ἤθους ἀνωμαλία καὶ τὸ περιττὸν τῆς ἐκστάσεως* —. *οὐδενὸς γὰρ ἐδόκει μοι σημεῖον εἶναι χρηστοῦ αὐχὴν ἀπαγὴς, ὦμοι παλλόμενοι καὶ ἀνασηκούμενοι, ὀφθαλμὸς σοβούμενος ἢ περιφερόμενος καὶ μανικὸν βλέπων, πόδες ἀστατοῦντες καὶ μετοκλάζοντες, μυκτὴρ ὕβριν πνέων καὶ περιφρόνησιν, προσώπου σχηματισμοὶ καταγέλαστοι τὸ αὐτὸ φέροντες, γέλωτες ἀκρατεῖς τε καὶ βρασματώδεις, νεύσεις καὶ ἀνανεύσεις σὺν οὐδενὶ λόγῳ, λόγος ἱστάμενος καὶ κοπτόμενος πνεύματι, ἐρωτήσεις ἄτακτοι καὶ ἀσύνετοι, ἀποκρίσεις οὐδὲν τούτων ἀμείνους ἀλλήλαις ἐπεμβαίνουσαι καὶ οὐκ εὐσταθεῖς οὐδὲ τάξει προϊοῦσαι παιδεύσεως.* Daß er aus diesen Eigenschaften des studirenden Prinzen gleich damals Unheil prophezeit habe, dafür beruft sich Gregor auf das Zeugniß seiner damaligen Genossen.

oder romantischer Fürst, überhaupt, sondern bestimmt als heidnischer Romantiker, als Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, zeigt; wodurch er sich also von christlichen Romantikern, mit denen er uns bisher gemeinsame Merkmale bot, unterscheidet, ja zu ihnen beziehungsweise in einen Gegensatz tritt, der schwerlich zu seinem Nachtheil ausschlagen dürfte. — Was er romantisch erneuern wollte, war das schöne Griechen-, das gewaltige Römerthum. — Vom Griechenthum sehen wir in Julian, bei aller sophistischen Ausartung, bei allem neuplatonischen Mysticismus, doch den philosophischen Trieb, die Geistesfreiheit noch erhalten, welche den natürlichen Ursachen der Dinge nachforscht, und gegen blinden Glauben sich sträubt. Daß auf letzteren die ganze Weisheit des Christenthums hinauslaufe, war ja eine der Ursachen, welche den philosophischen Kaiser von diesem abstießen, dem er Schuld gab, auf den leichtgläubigen, kindischen und unvernünftigen Theil der menschlichen Seele berechnet zu sein[1]). Die trockene Zurückführung einer Erscheinung in Natur und Geschichte auf den göttlichen Befehl genügt ihm nicht; er verlangt eine Zusammenstimmung zwischen dem Willen Gottes und dem Wesen der Gegenstände, welche durch jenen gesetzt oder bestimmt werden[2]). Zu dem Griechischen im Wesen Julian's können wir auch seinen Natursinn rechnen, auf welchem sein ganzes Religionssystem ruht, und vermöge dessen es ihm unbegreiflich ist, wie Menschen, mit Umgehung der sichtbaren und lebendigen Götter, von denen sie täglich und stündlich Wohlthaten empfangen, der

1) Gregor. Naz. Orat. III, p. 97 B: *ὑμῶν* (*ἐστὶν*, werfe Julian den Christen vor) *ἡ ἀλογία καὶ ἡ ἀγροικία, καὶ οὐδὲν ὑπὲρ τὸ. πίστευσον, τῆς ὑμετέρας ἐστὶ σοφίας.* (Euer Theil ist die Unvernunft und Unbildung, und eure Weisheit geht über das: glaube! nicht hinaus.) Julian. ap. Cyrill. II, 39 A B: *τῶν Γαλιλαίων ἡ σκευωρία — ἀποχρησαμένη τῷ φιλομύθῳ καὶ παιδαριώδει καὶ ἀνοήτῳ τῆς ψυχῆς μορίῳ, τὴν τερατολογίαν εἰς πίστιν ἤγαγεν ἀληθείας.*

2) Julian. ap. Cyrill. IV, p. 143 B: *καὶ γὰρ οὐδὲ ἀπόχρη λέγειν· εἶπεν ὁ θεὸς, καὶ ἐγένετο. ὁμολογεῖν δὲ χρὴ τοῖς ἐπιτάγμασι τοῦ θεοῦ τῶν γινομένων τὰς φύσεις.* So ist z. B. — heißt es weiter — der körperliche Unterschied zwischen Germanen und Aethiopiern nicht in einem bloßen göttlichen Befehl (*ψιλὸν ἐπίταγμα*), sondern in der Beschaffenheit des Klima's u. s. f. begründet.

Sonne, in deren Strahlen sie sich wärmen, des Mondes u. s. f., einen todten Mann anbeten mögen, von dem weder sie noch ihre Vorfahren etwas gesehen haben [1]).

Vom Römerthum hatte Julian vor Allem die Grundtugend desselben, die kriegerische Tüchtigkeit, in sich bewahrt, und zwar gleichsehr als Talent des Feldherrn, die Gabe, sich ein tüchtiges Heer heranzuziehen und Feldzugs- und Schlachtenplane zu entwerfen, wie als persönliche Tapferkeit des Kriegers. Damit hing denn auch seine körperliche Abhärtung, seine Bedürfnißlosigkeit und Mäßigkeit zusammen. Wie die großen Römer der guten Zeit, ein Cincinnatus, ein Curius und Fabricius, sich durch Einfachheit ihrer Lebensweise ausgezeichnet hatten, so war eine seiner ersten Regierungshandlungen die Vereinfachung des Hofhaltes, die Entlassung der Schaaren von Köchen, Barbieren und Verschnittenen, mit denen seine Vorgänger sich umgeben hatten [2]). Im grellen Abstich von ihrer Lebensweise, war sein Lager eine Streu, mit einem Pelz bedeckt [3]); seine Kost im Felde kaum für einen gemeinen Soldaten, im Frieden kaum für einen Diogenes gut genug [4]); und während er auch in der Liebe enthaltsam war wie Scipio [5]), war er rastlos den Tag und die halbe Nacht, oft mit verschiedenen Dingen zugleich, beschäftigt wie Cäsar [6]). Zum philosophischen Bewußtsein erhoben, war diese römische Denk- und

1) Julian. ad Alex. epist. LI, p. 434 B C: *τὰ κοινῇ καθ' ἡμέραν — παντὶ ὁμοῦ τῷ κόσμῳ παρὰ τῶν ἐπιφανῶν θεῶν δεδομένα πῶς ὑμεῖς οὐκ ἴστε; μόνοι τῆς ἐξ ἡλίου κατιούσης αὐγῆς ἀναισθήτως ἔχετε; μόνοι θέρος οὐκ ἴστε καὶ χειμῶνα παρ' αὐτοῦ γινόμενον; μόνοι ζωογονούμενα καὶ φυόμενα παρ' αὐτοῦ τὰ πάντα; — — — καὶ τούτων μὲν τῶν θεῶν οὐδένα προσκυνεῖν τολμᾶτε· ὃν δὲ οὔτε ὑμεῖς, οὔτε οἱ πατέρες ὑμῶν ἑωράκασιν Ἰησοῦν οἴεσθε χρῆναι θεὸν λόγον ὑπάρχειν.*

2) Liban. Orat. parental. §. 62. Ammian. Marcellin. XXII, 4.

3) Liban. a. a. O. §. 138. Ammian. XVI, 5.

4) Ammian. XVI, 5. XXV, 2: Imperator, cui non cupediae ciborum ex regio more, sed sub columellis tabernaculi parvis coenaturo, pultis portio parabatur exigua, etiam munifici fastidienda gregario. So im Felde; aber auch in pace victus ejus mensura atque tenuitas erat recte noscentibus admiranda, velut ad pallium mox reversuri. Liban. orat. parental. §. 85: *οὐδὲν ἐλείπετο τῶν τεττίγων.*

5) Ammian. XXIV, 4. XXV, 4.

6) Ammian. XVI, 5. XXV, 4. Liban. orat. parental. §. 84 sq.

Lebensart Stoicismus; der romantische Augustus ist daher Stoiker, und in seiner auf Uebertreibung angelegten Stellung selbst Cyniker. — Als antiker Romantiker war Julian ferner politisch liberal, ein Freund der alten republicanischen Staatseinrichtungen, die er, der Sache nach untergegangen, doch in ihren Formen achtete und wieder hervorzog. Nicht bloß, daß er sich, nach August's Vorgange, den Titel eines Herrn verbat: zum Erstaunen der in den byzantinischen Despotismus längst eingewohnten Zeitgenossen begibt er sich am Neujahrstage zu Fuß zu den Consuln, und als er kurz darauf einem von ihnen aus Versehen in's Amt gegriffen, legt er sich selbst eine Geldbuße von 10 Pfund Gold auf[1]). Freilich ebenso affectirt und wirkungslos, aber doch immerhin erfreulicher, als wenn andererseits die unumschränkte Machtvollkommenheit und der orientalische oder feudalistische Prunk des Königsthums romantisch wieder hervorgesucht werden, mit welchen sich allerdings das Christenthum in seiner classischen Zeit ebenso, wie die griechisch-römische Religion mit republicanischer Freiheit und Einfachheit, wahlverwandt gezeigt hat.

Auch Julian's Tod ist der eines alten Weisen. Obwohl in der Blüthe der Jahre, mitten unter unvollendeten Entwürfen im bedenklichsten Augenblicke von der Todeswunde getroffen, der sein allzukühner Muth ihn blosgestellt hatte, verliert er doch die Fassung nicht, noch beklagt er das frühe Ziel, das er sich gesteckt sieht; sondern zufrieden mit seinem Tagwerke, reuelos über das Vergangene und froh des zukünftigen Looses der vom Körper nun bald entbundenen Seele, getröstet und seine Umgebungen tröstend, entschlummert er unter philosophischen Gesprächen, nicht ohne Bewußtsein der Aehnlichkeit dieser Scene mit der Sterbescene des platonischen Sokrates, mit dessen Kerker Libanius das Zelt des sterbenden Julian vergleicht[2]).

So ist auch uns begegnet, was wir bei frühern Beurtheilern Julian's bemerkten, von dem denkwürdigen Manne uns wechselsweise angezogen und wieder abgestoßen zu finden: und so wenig wir im Stande sind, diesen Widerspruch in dem Eindrucke des Mannes und unsrer Stellung zu ihm aufzulösen, so sind wir

1) Ammian. Marcellin. XXII, 7.

2) Liban. orat. parental. §. 140. Ammian. XXV, 3.

doch wohl jetzt ausgerüstet, den Grund desselben klar und bestimmt zu erkennen und zu bezeichnen. Uns Söhnen der Gegenwart, die wir vorwärts streben, und den neuen Tag, dessen Morgengrauen wir spüren, heraufführen helfen möchten, ist Julian als Romantiker, dessen Ideale rückwärts liegen, der das Rad der Geschichte zurückzudrehen unternimmt, zuwider, und in dieser Hinsicht, formell gleichsam, finden wir uns zu seinen christlichen Gegnern hingezogen, welche damals das neue Princip des Fortschritts und der Zukunft vertraten. Aber materiell ist dasjenige, was Julian aus der Vergangenheit festzuhalten suchte, mit demjenigen verwandt, was uns die Zukunft bringen soll: die freie harmonische Menschlichkeit des Griechenthums, die auf sich selbst ruhende Mannhaftigkeit des Römerthums ist es, zu welcher wir aus der langen christlichen Mittelzeit, und mit der geistigen und sittlichen Errungenschaft von dieser bereichert, uns wieder herauszuarbeiten im Begriffe sind. In dieser Hinsicht, auf den Inhalt seiner Ideale und Bestrebungen, fühlen wir uns, trotz aller Verzerrung, in der sie bei ihm erscheinen, zu Julian hingezogen, von seinen Gegnern aber abgestoßen, aus welchen das Princip des unfreien Glaubens, des gebrochenen Lebens, zu uns spricht, das in seinen letzten Nachwirkungen zu überwinden, unsere Aufgabe und unser Pathos ist.

Bekanntlich haben die Christen, die ihrem Erzfeinde den Ruhm seines schönen Endes nicht gönnten, seine Sterbescene entstellt, indem sie ihn in verzweifeltem Wüthen das Blut seiner Wunde gen Himmel spritzen lassen mit dem Ausruf: Du hast gewonnen, Galiläer[1]). Die Lüge ist nicht ohne Sinn, ja sie enthält eine allgemeine, auch für uns tröstliche Wahrheit: die nämlich, daß unfehlbar jeder Julian, d. h. jeder auch noch so begabte und mächtige Mensch, der eine ausgelebte Geistes- und Lebensgestalt wiederherzustellen oder gewaltsam festzuhalten unternimmt, gegen den Galiläer, oder den Genius der Zukunft, unterliegen muß.

1) Theodoret. H. E. III, 25: νενίκηκας, Γαλιλαῖε. Abweichend Philostorg. VII, 15.

VI.

König Wilhelm von Würtemberg.

Geboren den 27. September 1781, gestorben den 25. Juni 1864.

1864.

Sine ira et studio,
quorum causas procul habeo.

Wenn in einem mit Menschen angefüllten Raume die lange geschlossene Thür einmal aufgeht, so wird, ohne Rücksicht darauf, wer es ist, der hinausgeht oder hereinkommt, vor Allem der eindringende frische Luftzug mit Erleichterung empfunden. Das ist naturgemäß die vorläufige Empfindung in Würtemberg bei dem endlich eingetretenen Regierungswechsel, ganz abgesehen davon, wie man über den dahingeschiedenen Herrscher urtheilen und was man von dem neuen erwarten mag. Jetzt muß doch Manches anders werden, denkt man, was allzulange so gewesen: ob besser, wissen wir freilich noch nicht; aber schon daß es anders werden wird, ist eine Befriedigung. Es müssen da und dort neue Persönlichkeiten an's Ruder kommen, wo schon die alten verschwinden zu sehen, als Bürgschaft des Fortschritts erscheint.

König Wilhelm war der Nestor der europäischen Regenten, und daß er sich zu Zeiten auch für den Salomo unter denselben hielt, war bei den obwaltenden Umständen nicht einmal besonders hoch gegriffen; aber selbst Salomo ist im Alter schwach geworden, selbst in des großen Friedrich letzten Jahren hat man sich nach einem Regierungswechsel gesehnt: und König Wilhelm regierte sieben Jahre länger denn Salomo, ein und ein halbes Jahr länger als Friedrich. Daß gegen das Ende einer so langen Regierungsperiode in einem Staate, der nicht durch reges parlamentarisches Leben im Innern, durch große Weltbeziehungen nach Außen sich selbst erfrischt, mit dem steigenden Greisenalter des Regenten eine gewisse Verknöcherung, ein Stocken der höheren Functionen, wenn auch das äußere Getriebe nothdürftig fortklappert, mit dem Marasmus des Fürsten ein Marasmus des Staates eintreten muß, ist in der Ordnung der menschlichen Dinge, und begründet an sich noch ebenso wenig einen Vorwurf gegen

den greisen Herrscher, als das unwillkürliche Aufathmen beim Abschluß dieses Zustandes von Seiten der Staatsangehörigen ein Undank gegen den Verstorbenen heißen kann.

Wenn man, am Ende einer so langen Regierung auf deren Anfang zurückblickend, nur einen bescheidenen Theil der Erwartungen erfüllt findet, die man damals von ihr hegte, so ist auch das an sich nur das allgemeine Naturgesetz, wornach nicht alle Blüthen Frucht ansetzen, nicht alle Früchte reifen; wie ja auch unter uns übrigen Menschen kein einziger schließlich so viel leistet, als man in seiner besten Zeit von ihm erwartet hatte. Bei seinem Anfang hatte König Wilhelm vor allen Dingen das Glück, im rechten Lebensalter zur Regierung berufen zu werden. Wie alte und wieder neueste Beispiele lehren, ist es viel werth, daß ein Fürst zwar nicht eher zur Regierung komme, als wenn er die ersten Hörner schon abgelaufen, doch aber noch ehe er die zweiten Zähne stumpf gebissen hat: Wilhelm von Würtemberg bestieg mit 35 Jahren den Thron. Ein weiterer Vortheil war die Folie, die sein Vater, der wohlbekannte dicke König Friedrich, ihm lieh. Dieser merkwürdige Selbstherrscher war einer von denjenigen deutschen Fürsten gewesen, die unter der Sonne des ersten Napoleon wie Salathäupter in die Höhe schossen: er war binnen dreier Jahre vom Herzog zum Kurfürsten, vom Kurfürsten zum König, und zwar zum souveränen, nach Außen von keinem Kaiser mehr abhängigen, nach Innen an keine Verfassung mehr gebundenen König avancirt. Als solcher hatte er nun, während die Söhne seines Landes die französischen Heere gegen Oesterreich, Preußen und Rußland verstärken halfen, im Innern mit sultanischer Willkür gewaltet. Kein Recht wurde geachtet, Belieben und Laune des Gebieters waren höchstes Gesetz, die Festung Hohen-Asperg die ultima ratio, womit jedes Widerstreben zu Boden geschlagen wurde. Unter unwürdigen Günstlingen und verächtlichen Mignons trieb sich der durch Geist und Bildung eines Besseren fähige Monarch herum, sein liebstes Vergnügen die Jagd, die durch Wildschaden und Frohnen zur grausamen Geißel des Landvolks wurde; während eine verschwenderische Hofhaltung, bei der Unterschleif und Diebstahl von oben bis unten an der Tagesordnung waren, die ohnehin durch die Kriegsläufe erschöpften Finanzen des kleinen Landes vollends zerrüttete.

Dem allen wurde mit König Wilhelms Regierungsantritt ein schnelles Ende gemacht. Schon als Kronprinzen wußte man ihn mit der französischen Politik seines Vaters nicht einverstanden; nur ungern war er der großen Armee nach Rußland, desto lieber hernach den verbündeten Heeren nach Frankreich gefolgt, wo er sich in verschiedenen Schlachten, wenn auch nicht als großen Feldherrn, doch als herzhaften Commandeur bewährt hatte. Einer angesonnenen Heirath mit Napoleon's Adoptivtochter, der Prinzessin Stephanie, hatte er, wie man wissen wollte, durch rasche Vermählung mit einer bairischen Prinzessin (von der er sich bald wieder trennte) zu entgehen gesucht; was gute alte Würtemberger noch heute zu bedauern pflegen, in der Ueberzeugung, daß in Folge davon ein großer Theil des Gebiets, womit nachmals Baden vergrößert worden, Würtemberg entgangen sei. Zur Regierung gelangt, setzte König Wilhelm in kürzester Frist die Hofhaltung auf den einfachsten Fuß, stellte den Jagdunfug ab, legte Hand an die Ordnung des Staatshaushalts, und das brutale despotische Gebahren des Vaters machte einem menschlichen, besonnenen Walten Platz. Die Theurung und Noth, die eben damals in Folge mehrerer Fehljahre herrschte, erschwerte einerseits dem neuen König seinen Antritt; während sie andererseits ihm und noch mehr der Gemahlin seiner Neigung, der hochsinnigen russischen Katharina, Gelegenheit gab, durch Fürsorge für die Armen, durch Begründung gemeinnütziger Anstalten, die Herzen des Volks zu gewinnen.

Aber ein Knäuel war noch abzuhaspeln, den fürstliche Willkür am einen und Hartnäckigkeit von Seiten der Volksvertreter am andern Theile unlösbar verwickelt zu haben schien: die Verfassungsangelegenheit. Als er nach Napoleon's Sturz einsah, daß es nicht mehr anders gehen werde, da selbst auf dem Wiener Congresse ständische Verfassungen für die Staaten des deutschen Bundes in Aussicht genommen wurden, hatte sich König Friedrich herbeigelassen, auch seinem Lande eine solche zu gewähren. Es war aber nicht die alte, von ihm vor neun Jahren umgestoßene Landesverfassung gewesen; von dieser urtheilte er vielmehr, sie habe im Drange der Zeiten zu Grunde gehen müssen, und bot nun von sich aus eine neue, wie er sie für die geänderten Verhältnisse passender erachtete; auf welche aber, so wenig sie

ihrem Inhalte nach im Ganzen verwerflich heißen konnte, doch die von ihm berufenen Stände sich nicht einlassen wollten, weil sie, im Einklang mit der im Lande herrschenden Stimmung, die alte Verfassung als noch zu Recht bestehend betrachteten. Verhandlungen herüber und hinüber, darunter weitgehende Zugeständnisse von Seiten des Königs, hatten zu keiner Einigung geführt, und König Friedrich war über diesem Streit am 30. Oktober 1816 gestorben.

Sein Nachfolger hatte bald nach seinem Regierungsantritte die Unterhandlungen wieder aufgenommen und einen neuen Verfassungsentwurf vorgelegt, der, besonders in der verbesserten Gestalt, wie er zuletzt als Ultimatum geboten war, alle billigen Wünsche befriedigen konnte. Aber auch dieser Entwurf wurde von der Versammlung, die an der alten Landesverfassung selbst in ihren offenbaren Fehlern hing, verworfen; weswegen der König dieselbe sofort auflöste, um einen Theil dessen, was er seinem Volke mittelst der Verfassung hatte gewähren wollen, nun auf eigene Hand ins Leben zu rufen. Erst nach zwei Jahren berief er abermals eine Ständeversammlung und legte ihr seinen Verfassungsentwurf von Neuem vor, aus welchem unterdessen, in Benützung der Zeitumstände und Anbequemung an Oesterreich, verschiedene liberale Bestimmungen entfernt worden waren. Aber so stark wirkte das Damoklesschwert der Karlsbader Conferenzen, das eben damals über dem jungen Leben der süddeutschen Verfassungen hing, daß nunmehr die weniger gewährende Verfassung ebenso eilfertig angenommen wurde, als früher die mehr gewährende hartnäckig abgelehnt worden war. Wenn man geurtheilt hat, daß dieses Benehmen der Volksvertreter in seinem Anfang einen von Hause aus freisinnigen und wohlwollenden Fürsten unnöthigerweise verstimmt, mit Mißtrauen und Widerwillen gegen das von ihm selbst ins Leben gerufene Institut erfüllt, in seiner Schlußwendung hierauf ihm eine gewisse Geringschätzung des Volks, seinem fürstlichen Wohlmeinen und Besserwissen gegenüber, beigebracht habe, so ist daran gewiß etwas Wahres; sofern man nur nicht verkennt, daß bei des Königs Art und der Lage der Verhältnisse die Dinge früher oder später doch denselben Gang genommen haben würden.

König Wilhelm hatte in seinem Wesen unstreitig verschiedene

der Eigenschaften, welche zu der Grundlage einer tüchtigen Regentennatur gehören. Er war ein Mann von hellem Verstande, nüchterner Sinnesart, mäßigen Leidenschaften, beharrlicher, zäher Willenskraft. Er war arbeitsam, ordnungsliebend, wirthschaftlich, in seinem täglichen Leben von soldatischer Einfachheit, ein Feind von Prunk und Repräsentation, und, ein paar kostspielige Liebhabereien abgerechnet, auf das Solide, Nützliche gerichtet. War er in diesen Eigenschaften ein ächter Sohn des Volksstamms, zu dessen Herrscher er berufen war, so waren zwei andere Gaben, die sonst gleichfalls zu der Naturausstattung dieses Stammes gehören, Gemüth und Phantasie, ihm nur in verkürztem Maße zu Theil geworden. Bewahre der Himmel jedes Volk vor einem Fürsten, bei dem es sich umgekehrt verhält! Der vorwiegend nur Gemüthliche wird schwach und zum Schlimmsten zu verleiten, der Geist- und Phantasiereiche ohne hinlängliche Widerlage von Seiten des Verstandes und Willens haltungs- und bodenlos sein: aber der vorzugsweise Verstandes- und Willenskräftige ohne die mildernde und erhebende Einwirkung jener andern Factoren wird leicht zum engherzigen Egoisten, der, im niedern Kreise des Zweckmäßigen und Nützlichen tüchtig, gegen jede höhere ideale Anforderung sich mehr und mehr verschließt. Auch schon in dem unmittelbaren persönlichen Verhältniß zu seinem Volke war dieser Mangel dem Verstorbenen hinderlich. Wenngleich nicht unbeliebt, ist er doch nie eigentlich populär gewesen; was doch Fürsten von weit weniger liberaler Gesinnung, wie der alte Ludwig von Baiern, geworden sind, weil sie es verstanden, mit dem Volke volksthümlich zu verkehren. Das war dem Verewigten nicht gegeben. Sah man ihn auch in den Straßen der Residenz schlicht und ohne Gefolge umherwandeln; bei Feuersbrünsten noch als hohen Siebziger in Sturm und Regen stundenlang zu Pferde anordnend auf dem Platze halten; versäumte er auch nie ohne Noth, dem Cannstatter Volksfeste beizuwohnen, und beeiferte sich besonders in den spätern Jahren (wo es freilich zugleich galt, jeden Gedanken an die immer näher rückende Sterblichkeit bei sich selbst und Anderen niederzuschlagen), in Werkstätten und gewerbliche Etablissements bürgerfreundlich einzutreten; wozu in der allerletzten Zeit noch verschiedene freigebige Spenden und Stiftungen kamen: gleichwohl blieb er immer dem Volke fern, weil er es nicht anzusprechen verstand,

und nie ist ein gemüthliches oder scherzendes Wort, das er an Jemanden gerichtet hätte, im Umlauf gewesen. Ein Theil der Schuld ist wohl auch in den Erlebnissen seiner Jugend zu suchen, die ihm erst unter überstrenger Zucht, dann unter den widerwärtigen Verhältnissen am Hofe seines Vaters, im Ganzen trüb und freudlos verflossen war.

Das Gute indessen, das in der Art König Wilhelm's lag, hat Würtemberg reichlich zu genießen gehabt. Ein Geist der Ordnung, der Nüchternheit und Besonnenheit geht durch seine ganze Regierung. Sie ist nicht wie die mancher geistvolleren Fürsten durch eitles Prunken oder zielloses Planemachen und Experimentiren bezeichnet. Die Staatsfinanzen sind unter ihm, nachdem sie aus der anfänglichen Zerrüttung mit schwerer Anstrengung herausgearbeitet waren, stets in guter Ordnung gewesen. Der Volkswohlstand hat sich, wenn auch vor Allem durch die Gunst der Natur und der Verhältnisse, doch vielfach gefördert durch die Regierung des Königs, trotz einzelner Rückfälle, im Ganzen stetig gehoben. Die Verwaltung ist zweckmäßiger eingerichtet, wenngleich (wie anderwärts auch) noch lange nicht in dem Maße, als zu wünschen wäre, vereinfacht worden. Die Rechtspflege hat sich, einige Fälle politischer Processe abgerechnet, vorwurfsfrei gehalten, und es sind ihr die Errungenschaften des Jahres 1848, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit und Schmälerung, doch schließlich zu Gute gekommen. Und hier müssen wir den Verewigten um etwas loben, das ihm von anderen Seiten zum Vorwurf gemacht worden ist: um der Charakterstärke willen, womit er bis zuletzt an gemeinen Raub- und Giftmördern die Todesstrafe nach dem Gesetz vollziehen ließ, in einer Zeit, wo dem Andrang einer falschen Humanität gegenüber manches allerhöchste Gewissen zu flau geworden war, der Gerechtigkeit den Lauf zu lassen.

Manche gemeinnützige Anstalt, welche die Regierung des Königs bezeichnet, ist geradezu als Ausfluß seiner persönlichen Neigungen zu betrachten. Statt der schädlichen Jagdliebe seines Vaters hatte er die nutzbare Neigung zu Viehzucht und Landwirthschaft. Stand gleich hierbei die noble Passion für edle Rosse voran, und wirkte die fürstliche Liebhaberei auf die Wahl der Racen für die Landesgestüte mitunter störend ein, so wurde doch zugleich die Viehzucht überhaupt und die Bodencultur ge-

fördert, und das landwirthschaftliche Institut in Hohenheim, wie das jährliche landwirthschaftliche Fest in Canstatt mit seinen Preisen, wird den Namen des Begründers noch lange in verdientem Andenken erhalten. Kaum minderer Rücksicht erfreuten sich Gewerbe und Handel, wobei in der späteren Zeit auch die anfängliche büreaukratische Bevormundung immer mehr fallen gelassen und dem Mitrathen der Betheiligten Raum gegeben wurde. Dabei darf nicht vergessen werden, daß der Würtembergische Zollvertrag mit Baiern der Vorläufer des preußischen Zollvereins war, und daß den Anschluß an diesen die Regierung des Königs gegen mancherlei Vorurtheile, die demselben im Lande, namentlich auch unter der liberalen Partei, entgegenstanden, durchzusetzen hatte. Damals war freilich die preußische Hegemonie nur erst ein Traum einzelner politischer Idealisten; nachdem der Gedanke im Nationalverein Fleisch und Blut gewonnen hatte, würde sich König Wilhelm dem preußischen Zollverein schwerlich mehr so willig angeschlossen haben, den er ja in seinen letzten Jahren kein Bedenken getragen hat, von der Kurzsichtigkeit eines Theils der Industriellen und der preußenfeindlichen Verbissenheit etlicher Stimmführer seines Landes unterstützt, Oesterreich zu Gefallen aufs Spiel zu setzen. Gegen die Eisenbahnen hegte umgekehrt Anfangs der König, der den Straßen seines Landes von jeher besondere Sorgfalt gewidmet hatte, ein Vorurtheil; doch ließ er es der erkannten Nothwendigkeit der Anstalt gegenüber fallen, und sobald er auch ihre Nützlichkeit erprobt hatte, ihre Förderung sich eifrig angelegen sein.

Eine weniger productive Liebhaberei von König Wilhelm war die aus seinen kronprinzlichen Feldzügen herübergenommene für das Soldatenwesen. Bis in seine alten Tage hat er sich besonders gern als Kriegsherrn gesehen, an den Manövern und sonstigen Uebungen seiner Truppen sich lebhaft betheiligt, und für den Fall eines neuen Krieges noch als Siebziger auf den Posten eines Bundesfeldherrn aspirirt. So viel Aufwand für dieses Departement nun auch die leidige Nothwendigkeit vorschreibt, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß des Königs Vorliebe für dasselbe durch überflüssige Kasernenbauten, zwecklose Veränderungen in der Ausrüstung und Einrichtung, willkürliche Pensionirungen und dergl., besonders in seiner frühern Zeit, das

Land schwere Summen gekostet hat, die besser im Beutel der Unterthanen geblieben, oder anders verwendet worden wären. Die in seinen letzten Jahren aufgekommenen Versuche, das Volk zu eigener Wehrhaftigkeit heranzubilden, hat er von seinem soldatischen Standpunkt ohne Zweifel als eine vorerst unschädliche Spielerei belächelt, die man dem Volke, um es bei guter Laune zu erhalten, lassen, ja wozu man ihm helfen könne, bis es ihrer von selbst überdrüssig geworden sei.

Nicht ebenso nahe lagen der persönlichen Neigung des Königs Volksunterricht und Wissenschaft. Es ist daher unter seiner Regierung zwar das Nöthige nicht unterblieben, um Würtemberg in dieser Hinsicht auf der Höhe der Zeitforderungen zu erhalten, es sind verschiedene Unterrichtsanstalten neu gegründet, das Unterrichtswesen überhaupt vielfach verbessert worden; aber es ging dies mehr aus dem löblichen Grundsatze des Regenten, es auf keinem Gebiete fehlen, Würtemberg um seinen alten Ruf nicht kommen zu lassen, als aus dem persönlichen Antheil des Fürsten hervor, der zwar den Nutzen eines tüchtigen Schulunterrichts nicht verkannte, dem aber seine Offiziere näher am Herzen lagen als die Schulmeister, die Pferdezüchtung näher als die Volkserziehung. Noch ferner stand ihm die eigentliche Wissenschaft, die ja der am wenigsten würdigt, der sie nur von Seiten ihres praktischen Nutzens schätzt. Von einer freien, keinem Reglement, nur dem eigenen innern Gesetze gehorchenden Forschung hat man wohl überhaupt keinen Begriff, wenn man ein König ist, und so war es nicht einmal etwas Besonderes, daß deren rücksichtslose Vertreter dem Verewigten entweder gleichgültig, oder, soweit ihre Forschungen die Gebiete von Staat und Kirche berührten, übel bei ihm angeschrieben waren. Dazu kam, daß eine Körperschaft wie die Hochschule ihm bis zum Widerwärtigen unverständlich war. Daher sah er die Landesuniversität immer mit Mißtrauen an, argwöhnte in jeder freieren Regung auf derselben revolutionären Geist, und da ihn bald die Studirenden durch ihr Verbindungswesen, bald einzelne Professoren durch tadelnde Urtheile über seine Regierung, bald die Bürger der Universitätsstadt durch die Wahl mißfälliger Abgeordneten zum Landtage ärgerten, so war sie die meiste Zeit bei ihm in einer Ungnade, die sich erst durch gewaltsame Eingriffe in den akademischen Organismus,

dann mehrmals durch Maßregelung und schließliche Vertreibung politisch mißliebiger Lehrer, endlich in dem Plane kundgab, die ganze Anstalt in die Residenz zu verlegen, wo der König Studenten und Professoren wie die Offiziere und Soldaten der Garnison unter Augen gehabt hätte. Zum Glück war eben vorher den dringendsten Bedürfnissen der Universität durch den Bau einer neuen Aula, eines Klinikum und dergl. in Tübingen abgeholfen worden; diese großen Auslagen zu verlieren, war denn doch bedenklich, und so wurde nach längerer Schwebe, die dem Gedeihen der Anstalt nicht förderlich sein konnte, der Plan zuletzt bei Seite gelegt. Als es entschieden war, daß es mit der Verlegung der Universität nicht ging, wurde das Polytechnikum der Hauptstadt zu einer Art hoher Schule erweitert, und das war wieder ein Punkt, wo, wie zu hoffen ist, der Nützlichkeitssinn des Königs mit dem gemeinen Nutzen zusammentraf.

Die Kunst empfand und schätzte König Wilhelm, wie die meisten Großen, nur als Sinnenreiz oder Zeitvertreib, beziehungsweise Decoration; ein tieferes Bedürfniß und Verständniß für dieselbe ging ihm ab; daher ist unter seiner Regierung wohl Manches für Kunst geschehen, es sind Prachtbauten aufgeführt, Gemälde und Statuen, besonders weiblichen Geschlechts, bestellt und angekauft, auch ein Kunstgebäude, eine Kunstschule in der Hauptstadt errichtet worden; aber eine belebende Anregung hat sie von ihm nicht empfangen, und das Theater, vornehmlich musicalischen Antheils, hat unter seinem schlechten Geschmacke, seinem Widerwillen gegen das Ernste und Classische (wovon freilich auch andere Hoftheater bezüglich ihrer Herren zu sagen wissen) vielfach zu leiden gehabt.

In politischer Hinsicht waren dem Verewigten, der schon vor seinem Regierungsantritt als Gönner des constitutionellen Princips bekannt war, große Erwartungen vorangegangen. Wirklich gab er als König dem Lande eine Verfassung, die, wenn man Zeit und Umstände in Rechnung nimmt, sich neben anderen mit Ehren sehen lassen kann, und zeigte sich den Karlsbader und Wiener Beschlüssen gegenüber wiederholt als Verfechter des constitutionellen Regiments. Aber so oft hernach in seinem Lande von Seiten der Volksabgeordneten mit diesem Regimente Ernst gemacht werden sollte, hat er sich jedesmal in hohem Grade ver-

stimmt gezeigt. Als noch in den Flitterwochen der Verfassung der später als Nationalökonom so berühmt gewordene Friedrich List, damals Abgeordneter von Reutlingen, eine Reihe freilich etwas schroff formulirter Klagen über die würtembergischen Staatseinrichtungen in einem Petitionsentwurfe zusammengestellt hatte, den er lithographirt im Lande zu verbreiten Anstalt machte: da wurde auf leidenschaftlichen Betrieb der Regierung des Königs eine Criminaluntersuchung über ihn verhängt, in Folge deren er aus der Kammer gestoßen und wegen Ehrenbeleidigung der Regierung, der Gerichts- und Verwaltungsbehörden und der Staatsdiener Würtembergs zu zehnmonatlicher Festungsstrafe mit Zwangsarbeit verurtheilt wurde. Als auf dem Landtage des Jahres 1833 Paul Pfizer gegen die verfassungsfeindlichen Beschlüsse des Bundestags vom 28. Juni 1832 eine Motion eingebracht hatte, wonach Bundesbeschlüsse, die der Landesverfassung widersprechen, im Lande keine Geltung haben sollten, schrieb die Regierung der Ständeversammlung sogar den „verdienten Unwillen" vor, womit sie diesen Antrag zu verwerfen habe, und als sie darauf nicht einging, vielmehr Uhlands freimüthige Adresse annahm, wurde sie vom König in Ungnaden aufgelöst. Jeden Angriff auf seine jeweiligen Minister hat König Wilhelm stets als persönlichen Angriff auf ihn selbst empfunden und nachgetragen (vergeben und vergessen war überhaupt seine Sache nicht), die Unterscheidung von Regierung und Krone niemals gelten gelassen. So oft das Volk, von Befürchtungen oder Wünschen bewegt, sich mit einer Bitte politischer Art an ihn wandte, war die Antwort jedesmal ein Hinweis auf die Einsicht und Sorgfalt, womit er die Geschicke seines Volkes nun schon 20, 30, 40 Jahre (das letzte Mal, bei der Antwort auf die Eingabe wegen Schleswig-Holstein, hätte es beinahe zu 50 gereicht) gelenkt habe, und auf die man sich auch fernerhin verlassen solle. Wenn je der beschränkte Unterthanenverstand bei einem Fürsten wenig gegolten hat, so war dies bei König Wilhelm von Würtemberg der Fall. Mit jedem Jahre, das er weiter regierte, wurde die Ueberzeugung in ihm fester, daß er das am besten, ja daß eigentlich er allein es verstehe. Da das Schroffe, Gewaltsame ihm nicht zusagte, so herrschte er allerdings lieber durch Biegen und Mürbemachen, als durch Brechen, durch gelinden als durch offenen Zwang; den absoluten

Großmächten des deutschen Bundes gegenüber wies ja auch die Politik ihn an, seine mittelstaatliche Selbstständigkeit auf das constitutionelle Princip zu stützen; während seine selbstherrische Neigung ihn nicht dulden ließ, daß dieses Princip auch nur in entfernter Annäherung an ein parlamentarisches Regiment sich verwirkliche. Kurzsichtige Weisheit unserer Fürsten, durch hartnäckiges Sträuben gegen diese allein wahre Vermittlung die Völker in die gefährliche Wahl zwischen Absolutismus und Republik zu drängen!

Aehnlich wie mit den Hoffnungen, die man Anfangs auf den Liberalismus des verfassunggebenden Königs gesetzt hatte, ging es mit den Erwartungen, die man von der deutschen Gesinnung des einstigen Heerführers gegen Napoleon hegen zu dürfen glaubte. Bald und immer deutlicher zeigte sich, daß es ihm mehr werth war, König von Würtemberg als ein deutscher Fürst zu sein, daß er nicht weniger als sein Vater in der ungeschmälerten Souveränität nach außen das theuerste Kleinod seiner Krone sah. Daher seine oft oppositionelle Stellung zum Bundestag, die ihm das Volk, kurzsichtig und gutmüthig, als baaren Freisinn anrechnete, und die bisweilen wenigstens zugleich Ausfluß maßhaltender Klugheit war; daher später sein so hoch aufgenommenes Wort für eine Volksvertretung am Bunde, die aber, da schwerlich mehr als eine Delegirtenversammlung damit gemeint war, nur ein Köder für die Unverständigen heißen konnte, um sie durch eine Scheingewährung vom Erstreben des Wesentlichen, einer wirklich einheitlichen Centralgewalt, abzulenken. Daher aber auch, sobald der Gedanke eines deutschen Bundesstaats mit Preußen an der Spitze praktisch zu werden drohte, sein Spruch: Wenn's sein muß, unter Habsburg, aber nie unter Hohenzollern! — ein Spruch, dem er später, wenn die Sage wahr ist, ganz folgerichtig den weiteren: Lieber mit Frankreich als unter Preußen! hinzugefügt hätte. Doch das Schicksal hatte dem Verewigten noch für seine letzten Jahre die Freude aufbehalten, die auf Preußen gesetzten Hoffnungen Deutschlands recht gründlich vereitelt zu sehen. Auch der jetzige Träger der preußischen Krone zeigte immer weniger Neigung und Fähigkeit, dem Einheitsstreben des deutschen Volkes entgegenzukommen, und dem würtembergischen Selbstherrscher erübrigte nur der Eine Wunsch, daß auch den Nachfolgern Wilhelms I. von Preußen dieselbe glück-

liche Unwissenheit über das bedrohliche Zauberwort bleiben möchte, das vom Geschick in ihre Gewalt gegeben ist.

Mit der kaiserlichen Improvisation des Frankfurter Fürstentags war es ein Anderes. Oesterreich konnte es um keine wirkliche Einigung Deutschlands zu thun sein; also war hier für den König von Würtemberg keine Gefahr. Ja, der erfahrene Monarch sah wohl von Anfang schon voraus, daß bei der ganzen Komödie schließlich nichts herauskommen würde; um so williger bot er dazu die Hand, um so lieber aber war es ihm auch, daß er sein persönliches Wegbleiben durch sein hohes Alter entschuldigen und den Kronprinzen statt seiner schicken konnte.

In der Schleswig-Holstein'schen Angelegenheit ließ König Wilhelm Anfangs seinem Minister des Auswärtigen eine so kräftige Sprache für das Recht der Herzogthümer und ihres deutschen Herzogs zu, daß die überraschte Ständekammer sich bis zum Dankesvotum begeistert fand. Wie aber den schönen Worten keine Thaten folgen wollten, und darum eine in der Hauptstadt zusammengetretene Versammlung von Patrioten aller Stände eine ehrerbietig mahnende Adresse an den König richtete, da ließ er ihnen sagen, das seien Sachen, die Privatpersonen nicht verstünden, und er habe keine Lust, sich mit solchen in Erörterungen darüber einzulassen. Das war zu guter Letzt wenigstens noch deutsch — gesprochen. Ueberhaupt gehörte es zu den Possenspielen, die das Schicksal in dieser Sache zum strafenden Hohn gegen uns Deutsche mehrfach aufführte, daß, dem eigenmächtigen Vorgehen der beiden Großmächte gegenüber, der Würzburger Bund einen Augenblick in der Glorie des letzten Hortes von Deutschland erschien. Nun, wenn das sein letzter Hort ist, so ist es verloren; wie Schleswig-Holstein verloren wäre, wenn es sein Heil von den Würzburgern erwarten sollte. Diese Assecuranzgesellschaft des kleinstaatlichen Particularismus und dynastischen Egoismus, mit den zähen Wurzeln, die sie leider in den Vorurtheilen und Abneigungen der Stämme noch immer hat, gehört zum Schlechtesten, was wir in Deutschland haben; wenn durch sie bisweilen etwas Gutes bewirkt, oder etwas Uebles verhindert worden ist, so ist dies zufällig geschehen; ihr innerstes Bestreben war jederzeit darauf gerichtet, das Eine, was dem deutschen Volke vorerst Noth thut, was insbesondere die Bedingung

jedes nachhaltig kräftigen Auftretens nach außen ist, seine politische Einigung, mit allen Mitteln zu hintertreiben.

Die kirchlichen Verhältnisse betreffend, schien die Persönlichkeit des Verewigten eine ganz andere Stellung zu begründen, als diejenige ist, die wir ihn als Regenten nehmen sahen. Von Natur war König Wilhelm seiner oben geschilderten Gemüthsart nach ohne lebhaftes religiöses Bedürfniß, sein nüchterner Verstand bedingte eine rationelle Auffassung der Glaubenslehren und eine Abneigung gegen priesterlichen Hocuspocus, während auch sein selbstherrischer Hang ihm Mißtrauen gegen klericale Uebergriffe einflößen mußte. Andererseits jedoch lag derselben seichten Verständigkeit in ihm die Auffassung der Religion als eines Leitbandes für die Menge, eines bequemen und sicheren Regierungswerkzeugs nahe, und je weniger er für die tieferen geistigen Fragen, die hiebei in's Spiel kommen, Sinn hatte, desto leichter ließ er sich von protestantischen Jesuiten in seiner Umgebung gegen freiere Bestrebungen in Theologie und Philosophie einnehmen und zu Maßregeln gegen deren Vertreter verleiten, die insbesondere der Landesuniversität zu erheblichem Schaden gereichten, in der Geistlichkeit des Landes aber einer gleisnerischen, hierarchischen Richtung Vorschub thaten, welche dem würtembergischen Volke zwar vielleicht, bei seiner langhergebrachten religiösen Verdumpfung, für den Augenblick genugthun, doch unmöglich auf die Länge gut bekommen kann. Die katholische Kirche hat der protestantische Fürst von jeher mit delicater Zurückhaltung, ja leider mit ängstlicher Schonung behandelt, und alle Klagen über Bedrückung oder auch nur Hintansetzung des Katholicismus in Würtemberg unter seiner Regierung sind ein leeres ultramontanes Parteigeschrei gewesen. Daß er in seiner späteren Zeit sich zu der vielberufenen Convention mit der römischen Curie herbeiließ, war ein Widerspruch gegen frühere in That und Wort ausgesprochene Grundsätze, der sich aus der Schwäche der sinkenden Jahre nicht genügend erklärt, sondern nur aus der damals für dienlich erachteten Anlehnung an Oesterreich begreiflich wird; wogegen das auf den Einspruch der Stände hin erfolgte rückhaltlose Fallenlassen des voreilig abgeschlossenen Vertrags die Vermuthung nahe legt, es möge dem König unterdessen ein Licht darüber aufgegangen sein, wie in demselben, gegen die allemal

trügerische Hoffnung dankbaren Beistandes von Seiten des katholischen Klerus, höchst wichtige Regierungsrechte preisgegeben waren.

König Wilhelm's lange Regierungszeit zerfällt von selbst in drei Perioden von ungefähr gleicher Länge und wesentlich ähnlichem Verlaufe, wobei zwei Ereignisse der großen auswärtigen Politik die Einschnitte bilden. Die erste Periode erstreckt sich von seinem Regierungsantritt bis zur Julirevolution und umfaßt 14 Jahre; die zweite von da bis zur Februarrevolution, mit 18 Jahren; die dritte von 1848 bis zu dem Kampf um Schleswig-Holstein und dem Tode des Königs, mit 16 Jahren. Dreimal wiederholt sich hier der Verlauf, daß die Anfangs hochgehenden Wogen des politischen Lebens im Lande, im Einklang mit der allgemeinen Rückströmung, durch Regierungskünste allmälig beschwichtigt wurden; aber allemal geschah dies so, daß, um dem Regieren von oben herunter freie Bahn zu schaffen, die Masse der Staatsbürger gegen den Staat gleichgültig gemacht, das politische Interesse im Volke eingeschläfert oder auf's Materielle abgelenkt, und damit ein Zustand von Erstarrung herbeigeführt wurde, der zuletzt doch dumpfe Unzufriedenheit erregte und die Gemüther für den nächsten Anstoß von außen um so empfänglicher machte. Der erste dieser Zeitabschnitte ist in seinem Anfang durch die Verhandlungen über die Verfassung, in seinem Fortgang, neben der Einführung der neuen Organisationen, durch die Verurtheilung Friedrich List's, die Unterdrückung der Presse in Folge der Karlsbader Beschlüsse, die Demagogenprocesse und die büreaukratische Maßregelung der Landesuniversität bezeichnet. Aus der Lethargie, worein es am Ende dieser Periode der Regierung gelungen war, das Volk zu versenken, wurde dieses durch die Juli-Ereignisse des Jahres 1830 aufgerüttelt, und in der nächsten Zeit dienten die flüchtigen Polen als Missionäre der Revolution. Der Bundestag schritt durch die Verbote von Vereinen und Volksversammlungen ein; die Regierung suchte die eben im Gang begriffenen Abgeordnetenwahlen durch Urlaubsverweigerungen für sich unschädlich zu machen (damals war es, wo man dem zum Abgeordneten der Hauptstadt gewählten Ludwig Uhland die in Folge der Urlaubsverweigerung nachgesuchte Entlassung von seiner Tübinger Professur „sehr gerne“ gewährte); aber die neue

Ständekammer verleugnete das neuerwachte politische Leben nicht, unter dessen Einflüssen sie gewählt worden war, und wurde daher, wie schon erwähnt, vom König in Kurzem aufgelöst. Es wiederholte sich nun das alte Spiel, die Wogen legten sich allmälig, und im Jahre 1841 wurde unter herzlicher Theilnahme des Volks, das die wirklichen Verdienste seines Königs nie verkannte, dessen fünfundzwanzigjähriges Regierungs-Jubiläum gefeiert. Die materiellen Zustände des Landes waren eben damals erfreulich; aber schon wenige Jahre später trugen Mißwachs und Theurung dazu bei, einer tieferen Verstimmung gegen den König auf den Straßen der Hauptstadt selbst öffentlichen Ausdruck zu geben: bis dann im Jahre 1848 ein ungleich heftigerer Stoß als der der Julirevolution den Fortbestand des ganzen bisherigen würtembergischen Staatswesens in Frage zu stellen schien. In der Art, wie sich König Wilhelm unter diesen Stürmen benahm, verleugnete er seine oft erprobte Klugheit und Festigkeit nicht. Er gab nach, so weit er mußte und so lange er mußte, aber er that es mit Würde und Anstand, freilich auch mit dem stillen Vorbehalt, bei eintretender Ebbe die Stellungen wieder zu nehmen, die er während der Fluth hatte aufgeben müssen. So fehlte die rettende That, die Lossagung von der ungern anerkannten Reichsverfassung, auch in Würtemberg nicht; aber sie griff doch nicht weiter als zu der alten Landesverfassung zurück, die nun freilich der Handhabung eines Ministeriums anvertraut wurde, das ihre Befruchtung und weitere Ausbildung im Sinne der neuen Bedürfnisse möglichst zu hintertreiben wußte, und auf dem letzten Abschnitte der Regierung des Königs wie ein lähmendes Bleigewicht lastete.

Jede der namhaft gemachten Perioden in König Wilhelms Regierung ist nämlich auch durch ein Ministerium, das die längste Zeit derselben einnimmt, und durch einen dominirenden Minister bezeichnet, soweit von einem solchen bei einem so selbstthätigen und auf seine Selbstmacht so eifersüchtigen Monarchen die Rede sein konnte. Eine seltsame Ausnahme in König Wilhelm's Rathe bildete am Anfang der geistvolle und freisinnige, poetisch und philosophisch angeregte Freiherr von Wangenheim, der jedoch, von dem Vater in der Verfassungsangelegenheit berufen, unter dem Sohne bald als Bundestagsgesandter nach Frankfurt und endlich

ganz ausschied, und den die Regierung später, in den dreißiger Jahren, da er als Abgeordneter in die Ständekammer kommen sollte, eifrig fern zu halten suchte. Fortan waren des Königs liebste und dauerhafteste Minister allemal die eingefleischtesten Büreaukraten, die gefügigsten oder einverstandensten Werkzeuge seines persönlichen Herrscherwillens. Während seiner ersten Regierungsperiode und noch lange darüber hinaus sehen wir seinen Jugendfreund, den Freiherrn von Maucler, erst als Justizminister, dann als Geheimenraths-Präsidenten einflußreich, den man nicht uneben den würtembergischen Metternich genannt hat. Während der zweiten hob sich allmälig der Tübinger Bäckerssohn Schlayer als Minister des Innern und des Cultus zu immer höherer Geltung, den man freilich hoch ehrt, wenn man in ihm ein Stück von einem würtembergischen Guizot findet. Um so unbestreitbareren Anspruch hat aber der leitende Minister der dritten Periode, Freiherr von Linden, auf den Ehrentitel des würtembergischen Manteuffel; womit es gar nicht in Widerspruch steht, daß derselbe der rührigste Helfershelfer der Herren von Beust, Borries und Dalwigk in den Bemühungen, das Zustandekommen eines deutschen Bundesstaats unter Preußens Führung zu vereiteln, so lange war, bis das preußische Ministerium Bismarck jede solche Bemühung überflüssig machte. Daß er darin das treueste Organ der innersten Gesinnung seines verewigten Herrn gewesen ist, der seinerseits jeder Combination zur Einigung Deutschlands, sie müßte denn ihn selbst an die Spitze gestellt haben, denselben Widerstand entgegengesetzt haben würde, läßt sich leider nicht verkennen. Darum können zwar für Würtemberg möglicherweise Zeiten kommen, wo es den Verstorbenen und sein Regiment zurückwünscht; Deutschland hingegen hat (es ist ein hartes Wort, muß aber ausgesprochen sein) eben in seiner jetzigen Krisis den Tod König Wilhelm's nicht zu beklagen.

Ob sich Deutschland, ob Würtemberg zu der Thronbesteigung seines Nachfolgers Glück zu wünschen habe, muß die Zukunft lehren. Sein Vater hat ihm bei Lebzeiten sorgfältig jede Gelegenheit entzogen, sich dem Volke, dem Vaterlande zu bewähren; er hat ihn von jedem Einfluß, jeder öffentlichen Thätigkeit eifersüchtig fern gehalten; selbst zuletzt noch, als er ihm nothgedrungen einen Theil seiner Machtvollkommenheit übertragen mußte,

diesen möglichst zu beschränken gesucht. Es ist dies ein Punkt, wo so häufig der persönliche Egoismus der Fürsten nicht nur dem allgemeinen, sondern selbst dem dynastischen Interesse in den Weg tritt. Doch wollen Kundige wissen, und wir wollen es bis auf Weiteres gerne glauben, daß der Kronprinz im Stillen nicht müßig, sondern redlich bemüht gewesen sei, sich für seinen hohen Beruf vorzubereiten, sich über Verhältnisse und Personen ein selbständiges Urtheil zu bilden. Möge er den Vater im Guten nachahmen und vor seinen Fehlern sich hüten; oder wenn es je unter Fürsten so sein muß, daß der Nachfolger niederreißt, was der Vorfahr gebaut, und meidet, was dieser geliebt hat, so wünschen wir vor Allem, König Karl möge sich als Regent des väterlichen Lieblingswahns, allein zu wissen, was seinem Volke frommt, entschlagen, in der deutschen Politik aber es verschmähen, seinem Vater gleich der vierte König in einem schmutzigen Kartenspiele zu sein; er möge die krummen Pfade des selbstsüchtigen und doch so kurzsichtigen Particularismus verlassen, und kühn und hochherzig an seines westlichen Nachbars Seite die gerade Straße einschlagen, die allein Deutschland zu Macht und Größe, seine Fürsten zu sicherem Bestand und unsterblichem Ruhme führen kann.

VII.

Sechs theologisch-politische Volksreden.

1848.

Vorwort.

Das halbe Dutzend Reden, welche ich aus Anlaß meiner vergeblichen Bewerbung um einen Platz in der deutschen Nationalversammlung gehalten habe, dem Drucke zu übergeben, veranlaßt mich nicht etwa die Einbildung, als wäre in denselben eine besondere politische Weisheit niedergelegt, die für das Allgemeine nicht verloren gehen dürfte. Im Gegentheil bin ich mir wohl bewußt, daß die darin vorgetragenen Ansichten keine andern als solche sind, wie sie sich unter den gegenwärtigen Umständen jedem Deutschen, der die Augen aufthut und sich den Kopf nicht einnehmen läßt, von selbst ergeben müssen[1]). Und selbst diese konnte ich nicht einmal in der wünschenswerthen Vollständigkeit und Ausführlichkeit entwickeln, da ich ja leider mich genöthigt sah, jedesmal die halbe Zeit mit Zurückweisung der religiösen Bedenklichkeiten zu verderben, welche zur Ungebühr ins Spiel gezogen wurden.

Dennoch liegt gerade in dieser auch im Titel ausgedrückten Mischung der Grund, warum ich diese Reden der Oeffentlichkeit übergebe. Der Wahlkampf, der sich in ihnen abspiegelt, markirt die Bildungsstufe, auf welcher die neue Zeit unser Volk überrascht hat. Er gestattet einen Blick in das seltsame Zwielicht, welches durch das Einbrechen des jungen Tags in die alte Nacht entstanden ist. Er zeigt uns aber auch, wo diese Nacht ihren eigentlichen Sitz hat; er lehrt uns diejenigen kennen, welche, nachdem die Reaktion der Regierungen gebrochen ist, noch immer bemüht sind, dem Lichte den Zugang in die Köpfe zu versperren, um auch fortan in dem geliebten Dunkel herrschen zu können.

1) Oder doch zu der Zeit, als die einzelnen Reden gehalten wurden, sich ergeben zu müssen schienen. Denn seitdem hat sich Manches schon wieder anders gestellt.

Es sind die Pietisten und der ihnen affiliirte Theil der evangelischen Geistlichkeit: sie waren es wenigstens in dem vorliegenden Falle, welche immer wieder die Grenzlinie zwischen Religiösem und Politischem, die hier selbst dem blödesten Auge erkennbar vorlag, zu verwischen, und die Gemüther des Landvolks zu verwirren suchten; während in beschämendem Gegensatze zu ihnen katholische Geistliche sich bemühten, durch Beleuchtung jenes Unterschieds ihre Gemeinden zu beruhigen und zu einer Wahl rein aus politischen Rücksichten zu ermuntern.

Noch eine weitere nützliche Lehre geht aus dem Erfolge dieses Wahlkampfs hervor. Ich glaube, bei indirekter Wahl würde das Ergebniß ein ganz anderes gewesen sein. Daß bei unbeschränkter und direkter Wahl eines Abgeordneten drei Viertel der Wähler ohne selbstständiges Urtheil über die Erfordernisse zu der Stelle wie über die Befähigung der Candidaten sind, wird man heutiges Tags zwar läugnen zu müssen glauben; es ist aber doch so. An dem Mehr oder Minder volksthümlicher Redegabe auf Seiten der Bewerber, und an den mehr oder minder geschäftigen und wirksamen Verwendungen, welche für oder gegen jeden von ihnen in Bewegung gesetzt werden, — an zwei Umständen mithin, welche in Bezug auf ihre wirkliche Befähigung rein zufällig sind, hängt bei dieser Wahlart der Erfolg. Eine schlechthinige Sicherheit, daß immer nur der Würdigste gewählt werde, liegt freilich auch in der indirekten Wahlform nicht. Aber doch eine größere Wahrscheinlichkeit. Die gewählten Wähler werden doch durchschnittlich Männer von mehr Bildung, von selbstständigerem Urtheil sein, mithin nicht so abhängig von den Einflüsterungen einer Partei, sei diese nun eine pfäffische oder demagogische, eine reaktionäre oder zufällig eine mit Einsicht patriotische. Ebenso wird der engere Kreis der gewählten Wahlmänner nicht nur leichter, vollzähliger und öfter zusammenkommen und sich geordneter berathen, sondern auch mit den Bewerbern in einen genaueren Verkehr treten, ihnen gründlicher auf den Zahn fühlen können, folglich nicht bloß dem Eindruck ihrer Suada preisgegeben sein. Das haben benachbarte deutsche Regierungen besser als die unsrige erwogen, welche sich durch die Anordung direkter Wahlen für die Nationalversammlung, nachdem durch das Vorparlament bereits jede Beschränkung des aktiven Wahlrechts auf-

gehoben war, eine bedauerliche Uebereilung hat zu Schulden kommen lassen. Mag man über jene Verfügung des Vorparlaments urtheilen wie man will: stets klarer wird sich jedenfalls durch jede weitere Probe der Satz herausstellen: Je weniger beschränkt das Wahlrecht, je größer mithin die Masse der Wähler, desto nothwendiger der indirekte Wahlmodus.

Man wird sagen: Er spricht gegen die direkte Wahlart, weil er bei derselben durchgefallen ist. Meinetwegen: weiß ich doch, daß ich, nachdem ich den Hergang mitangesehen, gegen sie sprechen würde, auch wenn ich mittelst ihrer durchgedrungen wäre; wie ich jetzt gegen sie spreche, unerachtet ihr allgemeines Ergebniß für Württemberg dießmal erfreulich ausgefallen ist, da zufällig die Zeitströmung in einer Richtung wirkte, welche den Einfluß patriotischer Männer auf die Wähler begünstigte.

Erste Rede.

Gehalten vor einer Wählerversammlung in Ludwigsburg am 17. April.

Meine Herren!

Daß ich hier vor Ihnen stehe; daß eine Anzahl der ehrenwerthen Bürger meiner geliebten Vaterstadt sich ihres weggezogenen Landsmannes erinnert und ihn eingeladen hat, in ihrer Mitte zu erscheinen; daß dieser Landsmann sein stilles Studirzimmer verlassen und sich entschlossen hat, — was lange nicht mehr an ihn gekommen ist — vor einer so zahlreichen Versammlung aufzutreten: das ist auch eines der Zeichen dieser außerordentlichen Zeit. Ja wohl, eine außerordentliche Zeit, eine Zeit der Zeichen und Wunder! Die ältesten Männer unter uns, die doch auch merkwürdige, bewegte Zeiten erlebt haben, sie bezeugen, solche Tage haben sie noch nicht gesehen. Doch das ist wenig. Wer die Geschichte kennt, der sagt, daß, seit die Welt steht, solche Tage nicht gewesen sind. Es ist, als ob die ganze Vergangenheit nur eine Zeit der Verheißung, des Hoffens und Harrens gewesen, die Gegenwart hingegen die Zeit wäre, auf welche wir und unsre Väter und Urväter lange vergebens gewartet haben, und in welcher sich endlich Alles erfüllen solle. Wie langsam schlich während der letzten 30 Jahre die Zeit. Welch ein mühseliges erfolgloses Ringen der Völker. Wie sauer mußten wir uns den Kampf um jedes kleinste Recht werden lassen, und wie karg, wie kümmerlich wurde es uns gewährt. Wie lange rangen wir um Preßfreiheit, und konnten sie nicht bekommen. Wie lang um das Recht, uns frei versammeln und über unsre gemeinsamen Angelegenheiten berathen zu dürfen, und bekamen es nicht. Wie lange wünschten wir, daß das Recht, Waffen zu tragen, wie die Pflicht, den eigenen Herd und das Vaterland gegen den Feind zu schirmen, allen Bürgern gemein sein solle: und es blieb hin wie her Vorrecht

und Beruf eines besondern Standes. Nun — ein Ruck im Westen, ein Hauch aus Westen: und alle diese Rechte, und welche wir sonst noch wollen dazu, fallen uns wie reife Früchte in den Schooß. Ja in der That, wenn wir nicht fürchten müßten, undankbar zu sein, so könnten wir sagen: der Himmel meint es gar zu gut mit uns; war er bisher, wie es uns vorkommen wollte, zu karg, so ist er nun fast allzu freigebig geworden. Er überschüttet uns so mit seinen Gaben, daß wir Gefahr laufen, darunter zu erliegen. Es ist, wie wenn nach langen Fehljahren einmal der Wein in solcher Menge und Güte wächst, so wohlfeil und gemein wird, daß alles Volk davon taumelt.

Eine schwere Verantwortung, meine Herren, ruht auf uns. Mit welcher Verachtung müßten unsere Kinder und Enkel einst unserer gedenken, wie müßten sie unser Andenken verwünschen, wenn wir versäumen würden, die Früchte, die vor unsern Füßen liegen, sorgfältig einzusammeln und zum Frommen der Nachwelt aufzubewahren. Wenn wir die Rechte, die Vortheile, die sich uns bieten, nicht wirklich in Besitz nähmen und für alle Folgezeit befestigten. Die Aufgabe ist groß, wir werden viel zu thun haben, wenn es einmal von uns heißen soll: sie sind der großen Zeit werth gewesen, in der es ihnen vergönnt war, zu leben. Doch so munter, so frisch, so erregt, wie allerwärts die Geister sind, hat es damit keine Noth: wir werden nicht zu wenig thun. Aber, meine Herren, man kann des Guten auch zu viel thun. Zurückbleiben ist schlimm; doch über das Ziel hinausschießen, taugt auch nichts. Wir haben ein Sprichwort: Wenn man ihm den Finger bietet, greift er nach der ganzen Hand. Und in der That, ist nicht die Hand mehr als der Finger? wenn wir also jene haben können, warum sollten wir uns mit diesem begnügen? Aber schon im gemeinen Leben — versteht denn der seinen Vortheil recht, der ihn stets bis auf's Aeußerste verfolgt? Es ist wahr, wir haben seit manchen Jahren mancherlei über unsere Regierungen, mitunter auch über unsere Fürsten zu klagen gehabt: heute hat das Schicksal sie in unsere Hände gegeben; es ist keine Frage, w e n n wir wollen, wenn alle Deutsche zusammenstehen, so können wir sie jetzt los werden. Aber wäre es — großmüthig will ich nicht sagen, denn wo es das Wohl der Völker, der Mit- und Nachwelt gilt, da darf selbst Großmuth

uns nicht von dem Wege ablenken, welchen die Weisheit zeigt — aber wäre es weise, wäre es klug, wenn wir uns ihrer entledigen wollten, wie unsere Nachbarn jenseits des Rheins sich ihres Fürsten entledigt haben? Vorwärts rennen, wenn alle Schranken gefallen sind, das kann am Ende jeder; aber Maß halten, das ist die Kunst, das ist es auch, was allein Heil bringt, wenigstens allein für die Dauer Heil bringt.

In der That, ich glaube, wenn man sich nur recht besinnen will, und sich den Kopf nicht einnehmen läßt von dem herrschenden Taumel, so ist es gar nicht so schwer, dasjenige im Allgemeinen zu erkennen, was Deutschland im gegenwärtigen Augenblick Noth thut. Wenn es erlaubt wäre, einen Bibelspruch auf das politische Gebiet herüberzuziehen, so möchte man den Deutschen jetzt zurufen: Trachtet am Ersten nach der Einheit, so wird Euch das Uebrige alles zufallen. Ja, die Wurzel aller Uebel, an denen seit Jahrhunderten unser schönes, großes Vaterland krankte, war seine Getheiltheit, seine Zerrissenheit. Vor 40 Jahren schien es gar daran gestorben zu sein; es kam wieder zu sich, erholte sich allmählig, aber führte seitdem zwischen Krankheit und Gesundheit ein kümmerliches Dasein fort. Heut hat es das Schicksal in unsere Macht gelegt, wieder ein einiges Deutschland zu schaffen. Die Völker wollen's und die Fürsten hindern's nicht mehr. Also Einheit vor Allem; aber, meine Herren, eine deutsche Einheit. Also keine nach französischem Zuschnitt. Weder nach dem Muster des vorigen Frankreichs, noch auch des jetzigen. Nicht des vorigen. Also keine Einheit, welche den Fortbestand der Eigenthümlichkeit aufhebt, welche Alles centralisirt und uniformirt. Nicht darin lag bisher unser Verderben, daß Württemberg, Bayern, Baden u. s. f. besondere Staaten bildeten, ihre eignen Regenten hatten, sondern darin, daß diese besondern Regierungen keine wahrhafte oberste Regierung über sich hatten, die sie in Einheit zusammenhielt. Folglich liegt auch nicht darin jetzt das Heil, daß wir nun uns beeilen müßten, diese Einzelregierungen über den Haufen zu werfen, um Alles ohne Unterschied in den Topf der deutschen Einheit zusammenzuschütten. Ich sage, das wäre französisch, nicht deutsch gewirthschaftet. Sondern über den kleineren Häuptern Ein Oberhaupt; über Württemberg, Preußen, Bayern u. s. f. ein einiges deutsches Reich! Aber

kein machtloser Schatten, wie das alte untergegangene, sondern ausgerüstet mit all den Oberhoheitsrechten, all den Gewaltmitteln, welche zu kräftiger Handhabung der Einheit erforderlich sind, und welche unsere Fürsten, im Interesse des Gemeinwohls wie ihres eigenen, gewiß jetzt bereit sind, an ihr künftiges Oberhaupt abzutreten.

Ich spreche von einem künftigen Oberhaupt, und betrachte damit die während der letzten Wochen so viel besprochene Frage: ob Republik oder constitutionelle Monarchie die künftige Staatsform für Deutschland sein solle, als zu Gunsten der letzteren entschieden. Ich darf voraussetzen, daß die überwiegende Mehrheit von Ihnen der gleichen Ansicht ist, und kann daher über diesen Punkt weg gleich zu der weitern Frage schreiten: woher dieses Oberhaupt nehmen? Auch diese Frage halte ich für ziemlich einfach, sobald man es nur über sich gewinnen kann, vom Sonderinteresse und von gemüthlicher Zu- und Abneigung abzusehen, und sich mit klarem Blick einzig an das zu halten, was die Umstände erfordern. Wo die untergeordneten Häupter Gebietsherren sind, da muß auch das Oberhaupt ein eignes Gebiet haben, und zwar ein überwiegend großes und machtgebendes. Zwischen Oesterreich und Preußen also schwankt die Wage, und zu Gunsten des letzteren wird sich am Ende das Zünglein neigen, selbst wenn wir auch nur beim Gesichtspunkte der Macht stehen bleiben. Denn Oesterreich ist so eben in einen Zersetzungsproceß seiner verschiedenartigen Bestandtheile eingetreten, der wie dazu gemacht scheint, uns die Wahl zu erleichtern. Preußen ist im gegenwärtigen Augenblicke der ungleich stärkere Staat, weil es (den wunden Fleck in Posen abgerechnet) aus lauter deutschen Provinzen besteht, die es nur politisch befriedigen darf, um sie in fester Einheit beisammen zu halten. Daß in allen andern Beziehungen Preußen ohnehin vor Oesterreich voraus, und damit zum Führerstaate für Deutschland geeigneter ist, erhellt von selbst. So schön und ehrenvoll der Aufschwung ist, den Oesterreich in den neuesten Tagen genommen, so hat es doch gar zu viel nachzuholen. Auch Preußen war in der Entwicklung politischer Freiheit lange hinter dem südwestlichen Deutschland zurück, aber es ersetzte diesen Mangel durch Förderung der Geistesbildung jeder Art, so daß uns im vorigen Jahre die Masse von gediegener Intelligenz überraschte, mit wel-

cher es auf seinem ersten Landtag in die Schranken des constitutionellen Lebens eintrat. Aber der jetzige König von Preußen, seine so oft ausgesprochene Feindschaft gegen das constitutionelle Princip, und nun die schnelle verdächtige Umwandlung nach dem Blutbad in Berlin? Böse bedenkliche Punkte allerdings; doch überlegen Sie Folgendes. Wenn wir ein Haupt für Deutschland wählen, so wählen wir hoffentlich nicht bloß für heute und morgen, sondern für eine lange Zukunft, also müssen wir über diesen Friedrich Wilhelm IV., der eben jetzt an der Spitze des preußischen Staates steht, weg, auf die Reihe seiner Nachfolger hinausblicken. Das können wir in der That ohne Gefahr. Je mehr das constitutionelle Wesen in Deutschland zur Wahrheit wird, desto unschädlicher, desto gleichgültiger werden die fürstlichen Persönlichkeiten. Von einem Hansemann, einem Camphausen als verantwortlichen Ministern in die Mitte genommen, wird Friedrich Wilhelm, selbst wenn er wollte, uns nicht mehr schaden können. Aber, meine Herren, ich glaube auch, er wird es nicht *wollen*. Wer meine literarischen Bestrebungen kennt, der weiß, daß ich kein Verehrer des romantischen Königs bin; aber ich halte ihn — man darf ja jetzt auch von den großen Herren menschlich sprechen — ich halte ihn für keinen schlimmen Charakter. Es ist wahr, er ist in eine böse Schule gegangen, hat verkehrte Begriffe über Würde und Gewalt der Fürsten eingesogen, hat, geistreich wie er ist, diese Begriffe sich poetisch und philosophisch aufgeputzt, mit einer eiteln Hartnäckigkeit an denselben festgehalten, und ihnen am Ende — es läßt sich nicht verdecken — ein schreckliches blutiges Opfer gebracht. Aber er ist ein Mensch des Gefühls und der Einbildungskraft; solche Menschen sind rascher Umschwünge fähig, und so, glaube ich, ist er jetzt wirklich umgestimmt und gefällt sich heute ebenso in der Rolle des constitutionellen Herrschers, wie er sich bis gestern in der des mittelalterlichen Feudalkönigs gefiel. Daß ihn dieß nicht abermals gereue, daß er nicht aufs Neue aus der Rolle falle, dafür wird das constitutionelle System zu sorgen haben, das Fürstenlaunen Schranken setzt. Also, wenn ich eine Stimme, in Bezug auf unser künftiges Bundeshaupt abzugeben hätte, so würde ich sie, in voller Uebereinstimmung mit unsrem hochverehrten Paul Pfizer, Preußen, und selbst dem jetzigen König von Preußen geben.

Die Einheit, sagte ich, sei das Erste, wornach wir zu trachten haben, wenn uns das Uebrige alles zufallen solle. Unter diesem Uebrigen verstehe ich Macht nach außen, Freiheit und Wohlstand im Innern. Macht nach außen war uns niemals nöthiger als jetzt, wo im Westen und Osten, im Norden und Süden drohende Feinde stehen. Bereits sucht Frankreich, wie der Wolf in der Fabel, Ursache, mit dem deutschen Lamme anzubinden, und bald werden vielleicht auch Rußlands Horden auf dem Kampfplatze erscheinen. Deutsche Krieger, deutsche Männer sind so stark und muthig wie französische; sie haben's vor 35 Jahren bewiesen; aber so kriegsgeübt sind sie im Augenblick nicht wie die Eroberer Algeriens. Diese werden vielleicht im ersten Anlauf uns zurückwerfen; aber auf die Dauer niederwerfen werden sie uns nicht, wenn erst Ein Befehl die deutschen Heere in Bewegung setzt, wenn kein Rheinbund mehr Franzosen gegen deutsche Brüder unterstützt. Auch die Freiheit im Innern wird uns jetzt aus der Einheit erblühen, wie uns bisher aus dem gespenstigen Reste von Einheit, den wir noch hatten, dem Bundestag, nur Knechtschaft hervorgegangen ist. Schon haben die Fürsten bereitwillig ihren Gesandten in Frankfurt Männer des Volksvertrauens zur Seite gestellt, schon die Wahlen zum deutschen Parlamente eingeleitet. Die Aufgabe dieser Nationalversammlung ist eine schwierige. Die Noth drängt, die Verhältnisse sind drohend, die Zeit kurz, und viel ist zu thun. Ja, die Noth ist groß. Die Bande des Gehorsams sind gelockert, das Vertrauen erschüttert, Handel und Gewerbe stocken, die festgegründetsten Häuser fallen, Tausende von Arbeitern werden brodlos. Aber es ist eine Noth nicht aus Mangel, sondern aus Furcht, und so wird sie schwinden, sobald es gelingt, das Vertrauen in die Festigkeit unserer Zustände wieder zu beleben. Die Furcht vor einbrechender Gesetzlosigkeit ist es, welche Credit und Kauflust lähmt; zeige mithin jeder in seinem Theil durch Besonnenheit und Mäßigung, durch treues Anschließen an eine freisinnige, alles Vertrauens würdige Regierung, durch Auswahl entschiedener aber maßhaltender Männer zu Vertretern, daß die Furcht vor Anarchie keinen Grund hat, daß die Mehrzahl, der Kern der Nation einig ist in dem Wahlspruch:

Fortschritt, der sich nicht überstürzt!
Freiheit, die sich selber Gesetz ist!

Zweite Rede.

Gehalten vor einer Volksversammlung in Steinheim an der Murr, am 20. April.

Meine Herren!

Ehe ich von der Sache spreche, lassen Sie mich Ihnen zuvor sagen, wie ich dazu komme, hier vor Ihnen zu sprechen. Ich bin, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, ein geborner Ludwigsburger. Als aus den Bewegungen, die wir nun seit bald zwei Monaten erlebt haben, die Frage nach einem Abgeordneten in die deutsche Nationalversammlung auftauchte, da dachten einige meiner Ludwigsburger Mitbürger an mich. Sie dachten: der Strauß ist unabhängig, er hat kein Amt und sucht keines, er lebt von seinem bescheidenen Vermögen und dem Ertrage seiner Feder. Er hat über manche Dinge nachgedacht, er hat sich noch zur Zeit des Drucks für den Fortschritt, und jetzt, seit den Tagen der Freiheit, für Maß und Ordnung wiederholt öffentlich erklärt, und sprechen kann er noch von der Kanzel her: — ihn sollten wir für die Sendung nach Frankfurt zu gewinnen und durchzusetzen suchen. Also schickten diese meine werthen Landsleute einige Männer an mich ab, um mich einzuladen, ich möchte nach Ludwigsburg kommen, und mich einer Versammlung von Wahlmännern vorstellen. Ich wollte erst nicht gehen; wahrhaftig nicht aus eitler Bescheidenthuerei, sondern ich war seit 13 Jahren nicht mehr öffentlich aufgetreten, ich liebte das stille, nachdenkliche Leben auf meinem Studirzimmer, und hatte wenig Neigung, mich in den Strudel eines Wahlkampfes zu werfen. Doch dem freundlichen, ehrenvollen Zutrauen meiner werthen Mitbürger konnte ich in die Länge nicht widerstehen. Ich sagte zu, ich kam und sprach meine politischen Grundsätze aus. Der Mehrheit der Versammlung schienen dieselben nicht zu mißfallen; auch Bürger von Marbach

waren anwesend, und einige von diesen forderten mich auf, auch in der Versammlung ihres Bezirks mich einzufinden.

Da bin ich nun also, ich, der Dr. Strauß, unter dem sich, wie man mir sagt, Viele von Euch bisher den leibhaftigen Antichrist vorgestellt haben. Ich kann es Euch nicht übel nehmen; denn man hat es Euch so gesagt, und gewiß sind es zum Theil ehrenwerthe Männer, die es Euch gesagt haben. Und doch seid Ihr falsch berichtet worden. Ich habe vor 13 Jahren ein Buch geschrieben, von dem sich alle diese Vorurtheile gegen mich herdatiren. Von Euch werden es die Wenigsten gelesen haben, und das war ganz wohl gethan; denn — Ihr dürft es mir nicht übel nehmen, für die Mehrzahl unter Euch war es auch nicht geschrieben. Wenn ein Landwirth unter Euch eine Schrift über Ackerbau verfaßt, lasse ich mir's ja auch gefallen, wenn er mir sagt, für mich sei sie nicht geschrieben. Ich hatte für Gelehrte, für Theologen geschrieben. Der Laie, und selbst viele von den höher gebildeten Laien, wissen zu ihrem Glücke gar nichts von so manchen Zweifeln, welche den armen Theologen plagen; was soll ihnen also ein Buch, in welchem lediglich von diesen gelehrten Zweifeln gehandelt wird? Mancher von meinen Bekannten unter den Nichttheologen meinte, als Bekannter von mir müsse er auch mein Buch lesen, und äußerte das gegen mich; ich gab ihm zur Antwort: laß bleiben; du kannst etwas Gescheidteres thun, als ein Buch lesen, das dir vielleicht Skrupel in den Kopf setzt, die du jetzt noch nicht hast; während es umgekehrt bestimmt ist, dem Theologen die Skrupel lösen zu helfen, die er hat.

Ihr seht, wie fern mir von jeher der Gedanke lag, Jemanden seinen Glauben nehmen zu wollen. Im Gegentheil, ich lasse jeden seines Glaubens leben, und verlange nur, daß man auch mich in meiner Ueberzeugung ungekränkt lasse. Ueberhaupt, der Religion zu nahe treten zu wollen, war nie meine Meinung. Die Religion ist auch mir ein ehrwürdiger Gegenstand, wie mir Alles ehrwürdig und heilig ist, was zu den Kräften, den Anlagen der menschlichen Natur gehört. Zu diesen Grundkräften der menschlichen Natur gehört aber vor Allem die Religion. Allein ich glaube, — und die Erfahrung, die Geschichte lehrt es mich — daß alle Anlagen der menschlichen Natur in ihrer Aeußerung, ihrer Entfaltung, der Entartung unterworfen sind. Wie Blumen,

wie andere Gewächse mit der Zeit auszuarten pflegen, so auch die Anlagen der menschlichen Natur, und zwar nicht bloß die niedern, die sogenannten sinnlichen Triebe, sondern auch die höhern und edlern. Nicht nur die Liebe wird zur Wollust, der Erwerbstrieb zur Habsucht; nicht nur Vorsicht zur Feigheit, Ehrliebe zum verzehrenden Ehrgeiz; sondern auch der edle Wissensdrang entartet in Grübelei, die Religion in Aberglauben und Fanatismus. Wie das Wasser Kalk absetzt, der Wein Hefen und Weinstein, so hat jede Religion zu jeder Zeit Erzählungen, Legenden abgesetzt, die erbaulich sind, aber nicht wahr, die dem Gemüthe wohl thun, aber vor dem Verstande nicht bestehen. Diese abzusondern, den edlen Wein der Religion durch eine Art von Ablassen von seinen Hefen zu befreien, ihn dadurch heller, genießbarer, haltbarer zu machen, das und das allein war meine Absicht mit dem so verschrienen Buche. Nun sagen meine Gegner: gut; aber du hast zu viel Abgang gemacht, du hast Manches weggegossen, was uns und Tausenden mit uns noch ein erquickender Trank gewesen wäre. Da beginnt denn der Streit über dasjenige, was in der Religion wesentlich und unentbehrlich sei und was nicht; was Alle glauben sollen, und was einer wohl auch in Abrede ziehen dürfe. Ich sage nun: wesentlich, unerläßlich in der Religion sind die Sprüche: Selig sind, die reines Herzens sind; selig sind die Barmherzigen, die Friedfertigen; richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet; liebe deinen Nächsten, als dich selbst; liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen — glaubet Ihr, ich sei so unsinnig, daß ich diese und ähnliche Sprüche als Hefe weggegossen hätte? Daß einer solche Sprüche in einem feinen Herzen bewahre und im Handeln ausübe, darauf kommt meiner Meinung nach Alles an; wer sich an sie hält, der wird ein rechtschaffener Bürger, ein treuer Gatte und Vater, ein dienstfertiger Nachbar, überhaupt ein guter Mensch sein, wenn er auch gegen sämmtliche Wundererzählungen der Bibel noch so viele gelehrte Zweifel hätte. Da habt Ihr mein aufrichtiges religiöses Glaubensbekenntniß, und ich muß es nun Euch überlassen, ob ihr nach diesem mich noch weiter anhören und auch mein politisches Glaubesbekenntniß vernehmen wollt.

Meine Herren!

Zum deutschen Reichstag in Frankfurt sollen sämmtliche deutschen Stämme die Männer ihres Vertrauens senden. Darin liegt zweierlei: Wir wollen künftig nicht mehr bloß Württemberger, Bayern, Preußen u. s. f., sondern vor Allem Deutsche sein; und wir wollen uns nicht mehr bloß leiten und regieren lassen, sondern auch selbst ein Wort mitsprechen über unsere Angelegenheiten. Zweierlei also liegt darin: Einheit und Freiheit.

Zum Ersteren, zur Einheit, gehört vor Allem Einigkeit. Jeder zwar darf seine Meinung, und wenn sie noch so weit von der der Uebrigen abwiche, frei äußern und verfechten; aber wenn er sieht, daß er überstimmt wird, daß die Mehrheit anderer Ansicht ist, so muß er sich dieser Mehrheit unterwerfen. Er kann Protest einlegen, daß er noch immer anderer Ansicht sei; aber er darf gegen den ausgesprochenen Willen seines Volkes nichts Gewaltsames unternehmen. Es haben einige Männer in unserem Nachbarstaate Baden die Republik gewollt und für sie gesprochen: so weit war es gut; bald aber mußten sie sehen, daß sie gegen die überwiegende Mehrheit nicht aufkommen konnten, welche die constitutionelle Monarchie will, — und nun rotteten sie sich zusammen, bewaffneten sich, und weil sie sahen, daß ihrer nicht genug waren, um etwas ausrichten zu können, riefen sie die Franzosen ins Land. Die Feinde wollten sie ins Land ziehen, und die Freunde, die Volksgenossen, unsere württembergischen Truppen, wollten sie nicht ins Land lassen. Ein schöner Anfang zur deutschen Einheit! Der Streich ist mißlungen; aber lassen wir uns denselben für ewige Zeiten zur Warnung dienen!

Die deutsche Einheit, sagte ich, will die überwiegende Mehrheit der Deutschen (das hat sich in den Verhandlungen der letzten Wochen zur Genüge gezeigt) unter der Form nicht der Republik, sondern der constitutionellen Monarchie. Und zwar einer Bundesmonarchie. Wir wollen nicht auf die Art Deutsche werden, daß wir aufhörten Württemberger zu sein; wir wollen unser Fürstenhaus, mit dem wir und unsere Vorfahren seit Jahrhunderten Freud und Leid, gute und böse Tage getheilt haben, nicht vertreiben; das will man auch in andern deutschen Ländern nicht; sondern aus der Mehrzahl deutscher Fürsten soll Einer ausgewählt werden, welcher der Erste sei, welchem die übrigen sich

unterordnen müssen. Unter ihm soll fortan unsere Kriegsmacht stehen, daß er uns schirmen könne gegen den äußern Feind; er allein soll uns bei den auswärtigen Völkern vertreten lassen, nicht jedes kleine Ländchen soll mehr seine eignen Gesandten haben, die das Land viel kosten und draußen ohne Ansehen und Einfluß sind. Er wird sich mit einem Reichstag, aus den besten Männern aller deutschen Stämme, umgeben, mit ihnen Ein Gesetzbuch für ganz Deutschland ausarbeiten, daß nicht mehr am Main anders gerichtet werde als am Neckar, nicht mehr an der Donau verboten sei, was am Rhein erlaubt ist; sie werden einerlei Maß und Gewicht, Einen Münzfuß für Deutschland festsetzen, werden mit Einem Zollverbande das ganze Reich umschließen, werden es nicht länger dulden, daß der König von Hanover im Interesse des verwandten Englands, die Hansestädte in ihrem eigenen Sonderinteresse sich von dem deutschen Zollvereine ausschließen.

Aber, meine Herren, die Sendung der Abgeordneten nach Frankfurt bedeutet auch, daß wir uns ferner nicht mehr nur regieren lassen, sondern uns selbst regieren wollen. Wir Württemberger, die meisten kleineren Staaten Deutschlands überhaupt, haben im Kleinen schon bisher dieses Recht gehabt: wir durften unsere württembergischen Angelegenheiten durch unsere Stände mitberathen, mitordnen lassen. Was uns bisher im nächsten, engen Kreise zustand, das wird uns fortan auch im Großen gestattet sein. Könnten wir nur mit gutem Gewissen von uns sagen, wir seien im Kleinen getreu gewesen, und so werden wir auch im Großen treu sein. Leider haben wir bisher in diesem Stücke manches versäumt. Wir sind in der Wahl unserer Abgeordneten zu gleichgültig, zu leichtgläubig gewesen. So ist Mancher in den Landtag nach Stuttgart gekommen, der besser daheim geblieben wäre. Das wird nicht so fortgehen dürfen. In Frankfurt — da müssen alle deutschen Lande mit einander wetteifern. Die Preußen, die Badener, die Bayern und Sachsen regen sich und suchen die Männer aus, deren Gesinnung erprobt, deren Kopf fest und kühl, und deren Zunge gelöst ist: was meinet Ihr, was sie sagen werden, wenn nun die Württemberger nicht gleichfalls tüchtige Männer senden? Wird es nicht neuen Spott über die Schwaben absetzen, denen die gewitzigten Norddeutschen und Pfälzer ohnehin so gerne eins anhängen? — Ich spreche das nicht

für mich; ich weiß viele Männer unter uns, die so gut, manche, die weit besser zu einer solchen Stelle taugen als ich: wenn Ihr nur einen von den Tüchtigen wählet, so soll mirs gleich gelten, ob ich es bin oder ein anderer.

Die größere Freiheit, welche die Versammlung in Frankfurt für uns zuwege bringen soll, wird aber auch feste Grundlagen haben müssen, um nicht auf Sand gebaut zu sein. Diese Grundlagen sind vor Allem geistige und sittliche Bildung und materielle Erleichterung des Volks. Unsere Schulen müssen gehoben, das Loos der Schullehrer verbessert werden. Es müssen vernünftige und sittliche, unterrichtete und aufgeklärte Staatsbürger auch auf dem Lande herangebildet werden. Die Kirche muß vom Staate freigegeben werden, die bürgerlichen Rechte dürfen an kein Glaubensbekenntniß mehr gebunden sein. Ob Einer seine Kinder taufen oder beschneiden läßt, oder nicht, ob er die katholische Messe besucht oder die protestantische Predigt, oder ob er es vorzieht, sich zu Hause auf seine Weise zu erbauen; wenn er nur die Gebote hält, wenn er sich gesagt sein läßt: du sollst nicht tödten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, kein falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten, du sollst dich nicht lassen gelüsten deines Nächsten Hauses: — so soll er unser Bruder und Mitbürger sein, soll wählen und gewählt werden dürfen, soll Aemter bekleiden dürfen wie ein anderer.

Doch was hilft dem Volke die Freiheit, wenn es hungert? wenn es friert? wenn es von jeder Art von Noth zu Boden gedrückt wird? Also Erleichterung der Gedrückten durch gleichere Vertheilung der Lasten. Wenn jeder nach dem Maße seiner Kräfte zum gemeinen Besten steuert, wird keiner mehr über Kräfte angestrengt sein. Hebung des Ackerbaus durch billige Ablösung der Grundlasten, der Gewerbe durch angemessenen Zollschutz. Die Arbeiter müssen gegen ungerechten Druck von Seiten der Arbeitgeber geschützt werden; wobei aber wohl zu unterscheiden sein wird, was unabwendbarer Druck der Verhältnisse, und was ungerechter Druck der Herren ist; es muß ihnen Anleitung gegeben werden, durch Association ihr Loos sich selbst zu erleichtern; vor Allem aber müssen sie durch sorgfältigere Jugendbildung und Gelegenheit zur Fortbildung zu Menschen gemacht, vor den Lastern des Trunks, der Unzucht, der Verschwendung bewahrt werden, wenn eine gründliche Verbesserung ihres Looses möglich sein soll.

Ueberhaupt, meine Freunde, täuschen wir uns nicht: so viel auch die Versammlung in Frankfurt, zunächst und künftig, für die Verbesserung unserer Zustände thun mag — sie wird nichts ausrichten, wenn wir nicht alle, jeder in seinem Theil, mithelfen. Alle wollen wir fleißiger, geordneter, eifriger zum gemeinen Nutzen, menschenfreundlicher und mitleidiger werden: — dann allein sind wir der reichen Geschenke werth, welche der Himmel jetzt auf uns herab regnen läßt; dann nur können wir hoffen, daß dem angebrochenen Frühling deutscher Freiheit ein gedeihlicher Sommer folge, daß die Blüthe zur Frucht, der schöne Traum zur festen dauernden Wirklichkeit werde.

Dritte Rede.

Gehalten auf dem Rathhause zu Markgröningen am 22. April.

Meine Herren!

Indem ich hier auf dem ehrwürdigen Rathhause der alten Stadt Markgröningen auftrete, tritt mir von selbst das Bild des Mannes vor die Seele, welcher dieser Stadt eine Reihe von Jahren zur Zierde gereichte, welcher ihre merkwürdige, in das graueste Alterthum zurückreichende Geschichte so gründlich und so gemüthlich beschrieben hat, und welchen ein allzu frühzeitiger Tod den Seinigen, dieser Stadt und der deutschen Geschichtschreibung entriß. Ja, unser unvergeßlicher Heyd — denn wer in dieser Versammlung könnte ihn in meinen Worten verkennen? — war nicht bloß ein Mann, der durch seine liebenswürdigen Eigenschaften als Mensch, durch sein Wohlwollen, seine Biederkeit, seine Bescheidenheit und Leutseligkeit die Liebe seiner Familie, die Anhänglichkeit seiner Freunde, die Hochachtung seiner Mitbürger verdiente: sondern er war auch einer unserer vorzüglichsten deutschen Geschichtschreiber. Wie oft habe ich unter den Bewegungen dieser letzten Zeit an ihn denken müssen! Wie oft habe ich mich gefragt: was würde wohl Heyd dazu sagen, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, diese Tage noch zu erleben — oder, sollte ich besser sagen, wenn es uns vergönnt gewesen wäre, den scharfen Beobachter, den erfahrenen Rathgeber bis zu diesen Tagen behalten zu dürfen? Zwar, auf welche Seite er sich im Allgemeinen gestellt haben würde, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft. Er, der von dem Unglück, in welches Fürstenwillkür diese mit Land und Leuten stürzt, in seiner Geschichte des Herzogs Ulrich ein so warnendes Beispiel aufgestellt hat; der aber im Kapitel vom Bauernkrieg ebenso auf der andern Seite gezeigt hat, daß rohe Gewalt und wilder Umsturz gleichfalls nicht zum

Heile führen könne. Er, der in der Geschichte des Bauernkriegs nicht für den blutigen Jäcklein Rohrbach und seinesgleichen, sondern für den gemäßigten, vermittelnden Matern Feuerbacher Partei nahm, von ihm können wir gewiß sein, daß er auch jetzt nicht auf die Seite eines Rau von Gaildorf, eines Hecker und Struve getreten sein, sondern sich unter die Fahnen Uhlands und Pfizers, Mathy's und Bassermanns gestellt haben würde. Und wenn er nun vernommen hätte, daß ich von seinen Mitbürgern eingeladen werden solle, als Bewerber um die Stelle eines Abgeordneten nach Frankfurt mich hier vernehmen zu lassen — was er wohl dazu gesagt haben würde? Ich glaube, er hätte sich darüber gefreut; denn ich darf mich rühmen, daß er gut und freundlich von mir dachte. Bei der Aehnlichkeit unseres politischen Glaubensbekenntnisses würde er aus politischen Gründen für mich, und aus religiösen nicht gegen mich gewesen sein. Damit will ich entfernt nicht sagen, daß Heyd meine theologischen Ansichten getheilt habe. Seiner milden versöhnenden Natur waren sie ohne Zweifel zu radikal. Aber meine Forschungen interessirten ihn. Als Geschichtschreiber war ihm besser als der Mehrzahl gewöhnlicher Theologen bewußt, wie leicht, ja unter Umständen wie unvermeidlich, sich der beglaubigten Geschichte die unverbürgte Sage beimischt; es war ihm mithin mein Unternehmen nicht unerhört, auch die biblische Geschichte in dieser Hinsicht einer Prüfung zu unterwerfen.

Ich stehe als Candidat zum Reichstag in Frankfurt vor Ihnen; ich sollte folglich mein politisches Glaubensbekenntniß vor Ihnen ablegen: und komme ins theologische hinein. Meine Schuld ist es nicht. Ich thue es gewiß nicht aus Liebhaberei. Als ich zu Anfang der Woche, eingeladen von meinen Mitbürgern, nach Ludwigsburg kam, glaubte ich, im Angesichte der politischen Wiedergeburt einer halben Welt sei der alte theologische Hader in Württemberg vergessen. Ich überging daher diesen Punkt mit Stillschweigen. Da hatte ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Einer nach dem andern traten sie auf, um mich zu fragen: ja, aber wie hältst du's mit der Religion? Herr Conditor B. fand meine Schriftauslegung nicht stichhaltig; Herrn Oberjustizrath K. war der Ausdruck: Schicksal, zu heidnisch, den ich in meiner Rede gebraucht hatte. Den einzigen religiösen Punkt,

der zur Sache gehörte, brachte ein katholischer Geistlicher zur Sprache, indem er mir die Frage vorlegte, ob ich im Falle meiner Erwählung die Freiheit wie der protestantischen so auch der katholischen Kirche verfechten wolle? eine Frage, welche später von einem protestantischen Pfarrer dahin vervollständigt wurde, ob ich auch innerhalb der einzelnen Kirchen den sogenannten Secten, wie z. B. der pietistischen, ihre Freiheit unverkümmert zu erhalten suchen würde? Beide Fragen konnte ich aus vollem Herzen bejahen. Wer meine Schriften kennt, wird wissen, wie ich mich von jeher dagegen ausgesprochen habe, daß bürgerliche Rechte von religiösem Bekenntniß abhängen sollten; wer meine theologischen Grundsätze kennt, wird einsehen, daß ich mich dagegen erklären muß. Dieß aber, das Verhältniß der Kirche zum Staate, wird der einzige religiöse Punkt sein, der in Frankfurt zur Verhandlung kommen wird; im Uebrigen wird es nicht auf das Glaubensbekenntniß des Abgeordneten, sondern nur darauf ankommen, daß er ein Mann von Einsicht und Charakter, freisinnig und besonnen sei.

Den Hauptgegenstand der Verhandlungen des constituirenden Reichstags wird der politische Neubau des deutschen Vaterlandes bilden. Aus den etlich und dreißig Staaten und Stäätchen soll wieder Ein Staat, ein einiges großes Deutschland werden. Das deutsche Volk, einst das erste Volk der Welt, war durch Uneinigkeit im Innern im Lauf der Jahrhunderte so weit herabgekommen, daß es der Spott der Fremden, der Spielball ihrer Ränke, die Beute ihrer Raubgier wurde. Ein Federzug des französischen Eroberers, und der deutsche Kaiser hatte aufgehört zu regieren. Das westliche Deutschland wurde französisches Unterthanen- oder Vasallenland; der schmale östliche Rest stand machtlos und zitternd zwischen Frankreich und Rußland da. Das deutsche Volk erhob sich, der Eroberer fiel: aber das deutsche Kaiserthum stand nicht wieder auf. Deutschland blieb in eine Mehrheit von Staaten getheilt, welche durch eine höchst fehlerhafte Bundesverfassung nur nothdürftig zusammengehalten wurden. Jetzt darf man es ja laut sagen: der deutsche Bund hielt bloß gegen die deutschen Völker fest zusammen; wo diese sich regten, wo sie sich ein wenig Luft machen wollten, da war er gleich mit Löschen und Dämpfen, mit Untersuchungs-Commissionen und Kerkern bei

der Hand. Er suchte den Feind bloß im Innern, gegen diesen unterhielt er sein kostspieliges Militär; gegen den äußern Feind that er so viel wie nichts, baute keine Kriegsschiffe, ja selbst die Bundesfestungen, für deren Bau doch das Geld schon dalag, ließ er 25 Jahre lang liegen, so daß uns jetzt die Kriegsgefahr über den Hals kommt, ohne daß die Schwarzwaldpässe befestigt, ehe auch nur die Bundesfestung Ulm fertig geworden ist. Damit das in Zukunft anders werde, soll nun fürs erste ein deutsches Bundeshaupt ernannt, und diesem fürs zweite ein vom Volke gewählter Reichstag aus allen deutschen Stämmen zur Seite gesetzt werden. Da wird Manches neu zu begründen, Manches anders zu ordnen sein. Die einzelnen deutschen Fürsten, bisher jeder Herr für sich, werden sich einem Oberhaupte unterordnen müssen. Die deutschen Völker, die bisher — und auch das nicht alle — jedes nur innerhalb seiner engen Gränzmarken, als Württemberger, Badener u. s. f. constitutionell verwaltet waren, sollen nun auch im Großen, als Deutsche, in allgemeinen deutschen Angelegenheiten, ein Wort mitzusprechen haben. Nicht mehr soll der Bundestag als eine finstere lichtscheue Macht mit geheimen Beschlüssen im Hintergrunde stehen; sondern offen, vor den Augen und Ohren des ganzen Volks, soll fortan ein Reichstag sich berathen, offen sollen mit ihm die Minister des deutschen Reichsoberhauptes verhandeln, und was sie beschließen, dem soll in allen deutschen Landen nachgelebt werden. Sie werden ein deutsches Gesetzbuch ausarbeiten, damit von der Nord- und Ostsee bis zum adriatischen Meere und den Alpen nur einerlei Recht gelte; sie werden öffentliches mündliches Gerichtsverfahren mit geschworenen Richtern einführen, damit kein Deutscher mehr hinter verschlossenen Thüren und nach stummen Akten gerichtet werde; sie werden einerlei Maß und Gewicht festsetzen, sie werden alle Zollschranken im Innern vollends aufheben, werden Oesterreich und Hannover, die Hansestädte und die übrigen Nordstaaten zum Zollvereine beiziehen, werden auf deutschen Schiffen die deutsche Flagge aufpflanzen, und eine deutsche Flotte, zum Schutze der deutschen Küsten, zum Schutze des deutschen Handels, der deutschen Auswanderung, überhaupt der deutschen Interessen in fernen Ländern, gründen.

Ein besonderes Augenmerk wird der deutsche Reichstag auf

die Erleichterung der Noth in den unteren Klassen zu richten haben. Die Abgaben müssen gleicher als bisher vertheilt, Kapital und Einkommen muß fortan in gleichem Verhältniß wie Gewerb und Grundbesitz zum Tragen der öffentlichen Lasten beigezogen werden. Grund und Boden muß befreit, es muß dahin gewirkt werden, daß außer den Staats- und Gemeindesteuern Niemand mehr noch weitere Abgaben zu entrichten habe. Letzteres wird freilich, um verjährte Rechte nicht allzutief zu verletzen, um den Wohlstand zahlreicher Familien, ja selbst den Bestand mancher wohlthätigen Anstalten nicht zu untergraben, nur im Wege des Vertrags, durch Ablösung, erreicht werden können; hier ist aber das von unserer jetzigen Regierung entworfene Ablösungsgesetz so billig, erleichtert es dem Pflichtigen so sehr, seine Last im Laufe weniger Jahre vollends abzutragen, daß es nicht nur unrecht, sondern auch unklug wäre, wenn das Volk es nicht mit beiden Händen ergreifen wollte. Dem Gewerbstand, besonders den sogenannten kleinen Gewerben, muß unter die Arme gegriffen werden. Durch Gründung von Staatsbanken muß es dem wirklich soliden Gewerbsmann erleichtert werden, die zu seinem Betriebe nöthigen Vorschüsse zu erhalten. Insbesondere muß das Zusammentreten mehrerer Meister desselben Gewerbs zu gemeinsamem Betriebe als ein Mittel begünstigt werden, mit geringeren Kosten, also vortheilhafter, zu arbeiten. Ueberhaupt ist dieses Princip der Association, der verbrüderten Arbeit und gegenseitigen Versorgung, ein ungemein schönes und fruchtbares. Gereinigt von manchen theils schwärmerischen, theils unlauteren Bestandtheilen, beruht auf ihm ein großer Theil unserer Hoffnungen auf eine gedeihliche Entwicklung unserer gesellschaftlichen Zustände.

Aber damit sind wir auch auf den Punkt geführt, mit welchem ich schließen will. So vieles auch der Staat, eine freisinnige Regierung im Verein mit den Abgeordneten unserer Wahl, zu unserm Besten thun und ausrichten mag: vieles, ja die Hauptsache, wird immer uns selbst zu thun übrig bleiben. Der Staat, die Regierung, die Volksvertretung können das Gedeihen des Einzelnen nur möglich machen; daß er wirklich auf einen grünen Zweig komme, dazu wird es wie bisher so auch ferner seiner eigenen Anstrengung bedürfen. Die Gesetzgebung kann nur Schranken wegräumen, uns Luft und Spielraum verschaffen zu freier

Bewegung: aber regen und rühren müssen wir uns selber; so wenig es der provisorischen Regierung in Paris in die Länge möglich sein wird, ihre Arbeiter für's Nichtarbeiten zu bezahlen, so wenig wird der Reichstag in Frankfurt bewirken können, daß fortan allen Deutschen die gebratenen Tauben in den Mund fliegen — ob Ihr nun den Dr. Strauß als Abgeordneten dahin sendet, oder den Herrn Hoffmann vom Salon, der so eben das aufrichtige Bekenntniß vor Euch abgelegt hat, daß er die Freiheit, die uns jetzt angebrochen ist, wenn es von ihm abgehangen hätte, nicht herbeigeführt haben würde, daß er aber nun, nachdem sie einmal da sei, sie sich wohl oder übel gefallen lassen wolle.

Vierte Rede.

Gehalten auf dem Rathhause in Schwieberdingen am 23. April.

Auch Ihr, geehrte Wahlmänner von Schwieberdingen, habt gewünscht, daß ich, nachdem ich als Candidat um die Abgeordnetenstelle nach Frankfurt aufgetreten bin, persönlich vor Euch erscheinen solle. Ich entspreche Eurem Wunsche, weil ich ihn für billig halte. Ihr wollet nicht unbesehen wählen. Da habt Ihr Recht. Ihr seid bei früheren Wahlen oft genug auf diese Art hinters Licht geführt worden. Trau, schau, wem. Um so weniger wollet Ihr dießmal (wenn ich mir einen Ausdruck des gemeinen Lebens erlauben darf) eine Katze im Sack kaufen, da man Euch gesagt hat, daß diese Katze — nämlich ich — in der That ein feuriger Drache sei, der Euch alle mit sich zur Hölle reißen wolle. Was man doch den Leuten Alles weiß macht und was sie sich zum Theil auch weiß machen lassen! Doch wird diese Art zu denken nächstens vollends aus der Mode sein. Vor hundert Jahren, ja, da galt es als ausgemacht, daß jeder Andersgläubige, und nun vollends der Ungläubige, des Teufels sei. Nicht bloß von Heiden und Juden glaubte das der Christ, sondern auch vom Protestanten der Katholik, und hinwiederum der Protestant vom Katholiken; so daß, wenn beide Theile Recht gehabt hätten, das Wunderliche herauskommt, daß dann der Böse beide Theile, mithin die gesammte Christenheit, gehabt haben würde. Unterdessen ist es heller in den Köpfen geworden, und wie man keine Hexen mehr bei uns verbrennt, so wird auch der Andersgläubige nicht mehr von vornweg verdammt. Wir leben in einem christlichen Lande, aber derjenige würde unter uns für einen rohen Menschen gelten, welcher behaupten wollte, daß es keinen rechtschaffenen Juden gebe; wir leben in einem vorzugsweise protestantischen Lande, und doch erkennen wir Ehrenmänner genug auch unter den Mitgliedern

der katholischen Kirche an. Ich nun bin freilich kein Katholik und kein Jude, — nicht einmal Deutschkatholik; ich bin nicht bloß ein Andersgläubiger, sondern sie sagen, daß ich ein Ungläubiger sei. Man nennt, wie Ihr vielleicht schon gehört habt, einen solchen Vogel wie ich bin, einen Philosophen. Was das sagen will, das Euch auseinander zu setzen wäre dießmal von gar zu langer Hand; aber nehmet einmal an, ein Philosoph sei so ungefähr ein Heide, so sagt ja der Apostel: Wenn nun die Heiden, die das Gesetz nicht haben, von Natur thun des Gesetzes Werk, so sind sie ihnen selbst ein Gesetz; d. h. auch sie können möglicherweise rechtschaffene Menschen sein.

Mehr aber als einen rechtschaffenen Mann — natürlich die erforderlichen Kenntnisse vorausgesetzt — brauchet Ihr in Frankfurt nicht. Ueber Euren Glauben wird dort gar nicht verhandelt werden: also ist es auch nicht nöthig, daß Euer Abgeordneter ein Gläubiger sei. Wir lächeln, wenn wir zufällig erfahren, daß gewisse Fromme nur bei sogenannten christlichen Schneidern, christlichen Schustern, christlichen Küfern und Schmieden arbeiten lassen: und Ihr, die Ihr einen Mann aufzustellen habt, welcher helfen soll, das auseinander gefallene deutsche Reich frisch in Reif und Band zu fassen, Ihr wollet, statt nach seiner Geschicklichkeit in dieser Kunst, nach seinem Glaubensbekenntniß fragen? Sehet, von Glaubens- und Kirchensachen wird in Frankfurt nur die einzige Frage aufs Tapet kommen, ob auch ferner wie bisher bürgerliche Rechte an ein gewisses Glaubensbekenntniß gebunden sein sollen? ob einer getauft sein, und zwar in einer der drei anerkannten Confessionen getauft sein müsse, um Ortsvorsteher, Beamter, Richter, Abgeordneter werden zu können? Das wollen die meisten und gerade die besten und aufgeklärtesten unter Euch nicht länger dulden; sie sagen: das zieht nur Heuchler und thut nicht gut. Das kann aber ein sogenannter Ketzer wie ich am wenigsten länger haben wollen; er am meisten muß wünschen, daß man jeden seines Glaubens leben lasse, jede Ueberzeugung achte, so lange sie der bürgerlichen Gesellschaft keine faulen Früchte trägt.

Im Uebrigen wird in der bevorstehenden Versammlung nur das zur Sprache kommen, was Eure Frommen weltliche, irdische Angelegenheiten nennen. Mir gefällt zwar, wie ich Euch nicht

verhehlen will, diese Benennung, die Trennung von Weltlichem und Geistlichem, gar nicht. Ich meine, wer das Weltliche auf die rechte Art behandelt, der richte es geistlich, ein rechtschaffener Wandel auf Erden sei der wahre himmlische Wandel. Doch dieß beiseite, so ist es allerdings Eure irdische Wohlfahrt, welche in Frankfurt berathen werden soll. Und da könntet Ihr nun möglicherweise mit einem sogenannten Frommen sogar recht angeführt sein. Oder könnte ein solcher nicht füglich sagen: was schadet's, wenn die Leute hienieden recht geschoren werden? um so gewisser entleidet ihnen die arge Welt, und gelüstet es sie nach dem himmlischen Jerusalem. Was thut's, ob auch ihr Leib verdirbt, wenn ihre Seele im Feuer der Trübsal geläutert wird? Würde bei solcher himmlischen Gesinnung Euer Abgeordneter sehr eifrig sein können, Euer irdisches Loos zu erleichtern? Dagegen kann die Anhänglichkeit eines Weltkindes an die Erde, an dieses Leben, Euch im vorliegenden Falle nur vortheilhaft sein. Denn, ist er nur sonst ein rechtschaffener Mann, hat er nur ein Herz für die Leiden und Freuden seiner Mitmenschen, so wird ein solcher, statt Euch auf das Jenseits zu vertrösten, sich alle Mühe geben, Euch dieses irdische Leben so viel möglich zu erleichtern und zu verschönern.

Ja, meine Freunde! ich habe lange genug auf dem Lande gelebt, habe genug die Geschichte der Völker studirt, um zu wissen, daß der Ackerbau die Grundlage ist, auf welcher nicht allein Nahrung und Wohlstand, sondern auch Kraft und Sittlichkeit eines Volkes beruht; daß folglich, wenn dieses Fundament, der Bauernstand, sinkt, das ganze Staatsgebäude sich setzt und den Einsturz droht. Die Lasten mithin, welche Grund und Boden drücken, nach Möglichkeit wegzuräumen, durch gleichere Vertheilung der Steuern zu machen, daß der Arbeiter auf dem Feld und im Weinberg seines Schweißes froh werde, daß ihm Zeit und Freudigkeit übrig bleibe, auch seinen Geist und sein Gemüth menschlich zu bilden — das wird die Grundaufgabe der Staatsweisheit bleiben, darauf wird auch Euer Abgeordneter in Frankfurt, um Eurem Vertrauen zu entsprechen, vorzüglich hinzuwirken haben; dazu wird aber kein Glaubensbekenntniß, sondern nur das erforderlich sein, daß er Kopf und Herz auf dem rechten Flecke sitzen habe.

Fünfte Rede.

Gehalten vor der Hauptversammlung im Schloßhofe zu Ludwigsburg, am 24. April.

Meine Herren!

Wenn es sich um religiöse Fragen handelte; wenn davon die Rede wäre, durch eine Versammlung von Abgeordneten die Angelegenheiten der Kirche zu ordnen, den Glauben der Christenheit in einem Bekenntniß auszusprechen und die Form des Gottesdienstes festzustellen: so dürfen Sie mir so viel Takt und Einsicht zutrauen, daß ich nie als Bewerber um die Stelle eines solchen Abgeordneten vor Ihnen aufgetreten sein würde. Denn ich bin mir allzuwohl bewußt, und habe seit einer Reihe von Jahren die Erfahrung gründlich machen können, daß meine religiöse Ueberzeugung nicht die der Mehrheit ist; daß ich folglich dieser Mehrheit auch nicht zumuthen kann, mich als ihren Vertreter zu einer solchen Versammlung abzuordnen. Nun handelt es sich aber nicht von einer religiösen, sondern von einer politischen Sendung; ein Reichstag, nicht eine Synode, soll in Frankfurt zusammentreten, die Angelegenheiten des Staats, nicht der Kirche, sollen geordnet, eine Reichsverfassung, nicht eine Gottesdienstordnung entworfen werden. Ins Innere der religiösen Angelegenheiten wird der Reichstag in Frankfurt gar nicht eingreifen; nur an dem Einen Punkte wird er sie äußerlich streifen, wo es sich um das Verhältniß handelt, in welchem fortan die Kirchen zum Staate stehen sollen. Und das ist gerade ein Punkt, wo ich gewiß bin, daß ich und die überwiegende Mehrheit der Wähler ganz einerlei Meinung sind. Sie klagen über die bisherige Vermischung von Staat und Kirche — ich auch; sie wünschen Kirche und Cultus, die religiöse Ueberzeugung und deren Aeußerung, vom Staate freigegeben — dieß ist seit lange auch mein

Begehren gewesen. Die geehrten Wähler können mir aus hundert Gründen ihre Stimme für die Abgeordnetenstelle nach Frankfurt versagen, sie können meine Kräfte unzureichend, meine Bildung zu unpraktisch finden u. dgl. — das sind Alles Dinge, die sich hören lassen: aber wenn sie mich aus religiöser Bedenklichkeit verwerfen, so handeln sie ihrem eigenen Grundsatze der Glaubensfreiheit zuwider. Oder wie stimmte das zusammen, wenn in dem neu zu ordnenden Staate zwar keiner um eines religiösen Bekenntnisses willen von irgend einem Rechte oder Amte sollte ausgeschlossen werden dürfen, das Mandat eines Abgeordneten zu der Versammlung aber, welche den Staat in diesem Sinne neu zu ordnen hat, sollte an ein Glaubensbekenntniß gebunden sein? Nein, meine Freunde, auf dem Altare des Einen Vaterlandes wollen wir nicht nur unsere provinziellen Sonderinteressen, als Württemberger, Bayern u. s. w., opfern, sondern ebenso auch den alten religiösen Hader, der unserem Vaterlande seit drei Jahrhunderten schon so manche Wunden geschlagen hat; alle wollen wir, Christ und Jude, Katholik und Protestant, Lichtfreund und Philosoph, einmüthig zum großen Werke zusammen wirken; und am wenigsten es uns einfallen lassen, irgend einen, der sich als Arbeiter an dem Baue des neuen Deutschlands anbietet, wenn er nur sonst tüchtig ist, um seiner religiösen Meinungen willen zurückzuweisen. Heuer vor 200 Jahren ist der westphälische Friede geschlossen worden, welcher dem 30jährigen Religionskrieg in Deutschland ein Ende machte, aber den Haß, das Mißtrauen, die Intoleranz und Engherzigkeit der religiösen Parteien fortbestehen ließ: zeigen wir, daß wir in 200 Jahren weiter gekommen sind, daß wir gelernt haben, jede ehrliche Ueberzeugung zu achten, und den rechtschaffenen Mann auch im Andersgläubigen nicht zu mißkennen.

Es thut mir leid, meine Herren, daß ich über einen Punkt so weitläufig geworden bin, der meiner Ueberzeugung nach dießmal gar nicht zur Sache gehört; allein die ganze Zeit her, seit ich mich auf dem Wahlkampfplatz eingefunden habe, konnte ich bemerken, daß immer erst dieser Stein — der Stein des religiösen Anstoßes — weggeräumt werden mußte, ehe an ein Weiterkommen zu denken war; ja es wollte mir oft vorkommen, dieser Stein werde mir absichtlich von solchen immer wieder in den Weg ge-

wälzt, die mir sonst nichts Erhebliches in den Weg zu legen wissen. Denn in der That, in Betreff des politischen Glaubensbekenntnisses glaube ich mich mit der Mehrheit der Wähler in völligem Einverständniß zu befinden. Fortschritt ohne Umsturz ist mein Wahlspruch; es ist gewiß auch der Ihrige. Würde ich berufen, am deutschen Reichstage mitzuwirken, so würde mein Bestreben vor Allem darauf gerichtet sein, der Einigung Deutschlands durch die Wahl eines Bundeshauptes einen festen Kern zu geben. Diesem Bundeshaupte würde ich im Interesse Deutschlands eine möglichst große Centralmacht zuzuwenden mich bemühen. Er müßte im Stande sein, alle Sonderinteressen oder gar Sonderbundsgelüste der einzelnen Staaten und Fürsten mit starker Hand niederzuhalten, ohne jedoch diese einzelnen Staaten und Dynastien zu vernichten. Dazu müßten ihm sämmtliche deutsche Kriegsheere, in volksthümlicher Weise umgebildet und auf die Reichsverfassung beeidigt, zu Gebote stehen. Er müßte sich mit verantwortlichen Ministern umgeben, durch diese mit dem Fürstenrathe auf der einen, mit den gewählten Volksvertretern auf der andern Seite öffentlich verhandeln, unter Mitwirkung von beiden Ein Gesetzbuch, Eine Münz-, Maß- und Gewichtsordnung für ganz Deutschland aufstellen, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren allenthaben einführen, mit dem Bande des Zollvereins alle deutschen Länder umschlingen, auf deutschen Schiffen die deutsche Flagge aufstecken, und dieser durch eine deutsche Kriegsflotte in allen Meeren und an allen Küsten Achtung verschaffen. Jeder Deutsche müßte fortan in sämmtlichen deutschen Staaten Aufenthalts- und Ansiedlungsrecht haben; kein Badener mehr aus Preußen, kein Württemberger mehr aus Oesterreich ausgewiesen werden können. Alle Deutsche sollen gleiches Recht und Gericht haben, alle Standesprivilegien abgeschafft, alle Lasten von allen gleichmäßig getragen werden. Um seiner Religion willen soll Keiner eines bürgerlichen Rechts verlustig gehen. Jude wie Christ soll, wenn er unbescholten ist, in der Gemeinde stimmen, soll, wenn ihn das Vertrauen seiner Mitbürger dazu beruft, nicht nur Gemeinderath und Ortsvorstand, sondern auch Abgeordneter und wenn er seine Tüchtigkeit nachweist, Staatsbeamter jeder Art werden können. Auch die beschränkenden Ausnahmsgesetze gegen Wucher und Schacher sollen nicht ausschließlich gegen Ju-

den, sondern nur gegen gewisse Erwerbsarten, treibe sie nun Christ oder Jude, gerichtet sein. — Der Volksunterricht soll verbessert, praktischer, menschlicher eingerichtet, vom todten Gedächtnißkram immer mehr auf den Zweck der Geistes- und Herzensbildung hingelenkt, der Schullehrerstand gehoben und für seine saure Arbeit besser belohnt werden. — Dem Handel soll durch Niederwerfung aller Zollschranken, die noch innerhalb Deutschlands Land- und Wasserwege sperren, durch fortwährende Verbesserung der Straßen und Herabsetzung des Postporto, durch Eröffnung überseeischer Märkte, freiere Bahn und ein weiterer Spielraum verschafft, die Industrie durch verhältnißmäßige Zölle gegen das Ausland, insbesondere das Alles mit seinen Fabrikaten überschwemmende England, geschützt werden. Dazu bedarf aber der Tarif des Zollvereins einer durchgreifenden Aenderung, damit nicht mehr in Folge des zu niedrigen Zollsatzes auf Leinen- und Baumwollengespinnste schlesische Weber verhungern, nicht mehr in Folge des übermäßigen Kaffeezolls Tausende von Arbeitern der Branntweinpest anheimfallen. Eine besondere Sorgfalt wird in dem erneuerten Deutschland dem Bauernstande zugewendet werden müssen. Der Stand, der im Schweiße seines Angesichts den Acker, den Weinberg baut, ist die Wurzel nicht nur der Nahrung und des Wohlstandes, sondern auch der Kraft und Sittlichkeit aller andern. Wenn diese Wurzel krankt, so leidet der ganze Baum der Gesellschaft. Um Alles dürfen daher fortan nicht mehr unerschwingliche Abgaben dem Landmanne das Mark aussaugen. Die Grundlasten müssen nach dem billigsten Maßstabe unter Beihülfe des Staates abgelöst, Frohnen und andere unbillige Zumuthungen ohne Weiteres abgeschafft werden. Außer der Staats- und Gemeindesteuer soll der Bauer keine Abgaben mehr bezahlen dürfen, und jene Steuern selbst sollen noch dadurch ermäßigt werden, daß Capital und Einkommen in gleichem Maße wie Grundbesitz und Gewerbe zum Mittragen der Staats- und Gemeindelasten beigezogen wird. — Der Noth des untersten Standes, der Arbeiter, abzuhelfen, ist in unsern Tagen eine dringende Aufgabe geworden, bei deren Lösung die Ruhe aller andern Klassen, die Ordnung und Sicherheit des Staates überhaupt, betheiligt ist. Auf die gewaltsame Art, wie man dieß in Frankreich versucht, durch Abschneidung der Concurrenz, ist dieser Noth nicht abzu-

helfen, so viel sieht man schon jetzt. Louis Blanc verfährt wie ein Charlatan, nicht wie ein gründlicher Arzt, und die verderblichen Folgen seiner falschen Curart werden nicht ausbleiben. Eins der solidern, obwohl für sich allein auch nicht ausreichenden Mittel gegen die Arbeiternoth ist schon genannt, es ist Hebung der Industrie durch angemessenen Zollschutz. Hätte der Tarif des Zollvereins deutsche Gewebe besser geschützt, so wären die schlesischen Weber nicht verhungert. Ein anderes Linderungsmittel liegt in dem Princip der Association, mittelst dessen die Arbeiter, die Taglöhner sich wohlfeilere Kost in gesunden, Wartung und Pflege in kranken Tagen verschaffen können. Durch Beiträge der Arbeitgeber auf der einen und kleine Lohnabzüge auf der andern Seite werden sich unter Handreichung des Staates Hülfskassen für kranke und alte Arbeiter gründen lassen, und wenn wir Gemeindebacköfen schon erlebt haben, so hoffe ich auch noch Gemeindeküchen zu erleben. Auch die Auswanderung wird die Regierung, um Uebervölkerung und Massenarmuth zu verhüten, nicht wie bisher scheel ansehen und nur ungern dulden, sondern fördern, leiten und die ausgewanderten Kinder auch in der Ferne noch schützen müssen.

Meine Herren! Wie vieles ließe sich noch sagen über einen so großen, so reichen Stoff. Aber ich will das Maß der Zeit und der Aufmerksamkeit nicht überschreiten, das heute der Einzelne für sich in Anspruch nehmen kann. Nur eine Versicherung erlauben Sie mir noch zum Schlusse. Das Ergebniß Ihrer Wahl mag sein, welches es will, so werde ich doch dieser acht Tage, die mich nach langen Jahren der Zurückgezogenheit wieder in lebendige Berührung mit dem Volke brachten, dem ich angehöre, lebenslang mit Freude gedenken, und die wohlthätige Erfrischung, die mir dadurch zu Theil geworden ist, auch in den engen und stillen Kreis mit hinübernehmen, in welchen ich jetzt zurückkehre.

Entgegnung

auf eine Rede des Dekans Christlieb.

Meine Freunde!

Die Pharisäer traten einmal zum Herrn und fragten ihn: Ist's recht, daß man dem Kaiser Zins gebe? Er sprach: Weiset mir die Zinsmünze. Und sie reichten ihm einen Groschen dar. Und er sprach zu ihnen: Weß ist das Bild und die Ueberschrift? Sie sprachen zu ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

So fragen auch unter Euch einige: Ist's recht, daß man den und den zum Reichstag in Frankfurt sende? Ich frage entgegen: Weß ist das Bild und die Ueberschrift dieses Reichstags? Ihr werdet mir antworten müssen: Des Kaisers; d. h. die Bestimmung des Reichstags ist eine politische. Darum sage ich euch: Wählet nach religiösen Rücksichten, wo es sich um die Religion handelt, aber nach politischen, wo es sich um Politik handelt.

Sechste Rede.

Gehalten auf dem Rathhausplatze in Ludwigsburg am 28. April.

Meine werthesten Freunde und Mitbürger!

Unerwartet für Euch wie für mich selbst erscheine ich noch einmal in Eurer Mitte. Ich hatte mich wieder in mein bisheriges Heimwesen zurückbegeben, weil ich es für schicklich und wohlgethan hielt, über die Tage der Wahl vom Schauplatze derselben entfernt zu sein. Natürlich lebte ich noch ganz in der Erinnerung der merkwürdigen Woche, die ich in Eurer Mitte zugebracht hatte. Und indem ich nun sah und hörte, wie es an so manchen andern Orten zugeht, war ich ordentlich stolz auf mein liebes Ludwigsburg, auf die geordnete Haltung in seinen Versammlungen, auf das richtige Maß in seinen Bestrebungen. Um Alles bitte ich Euch, geliebte Mitbürger, bewahret diesen Ruhm. Es ist schwer, aber auch unvergleichlich schön, in einer Zeit des Umsturzes, des allgemeinen Taumels, sich nicht über die Grenzen des Rechten hinaus fortreißen zu lassen.

Ich verstehe Euch ganz wohl, liebe Mitbürger, ich begreife, was Euch aufregt, Euch erbittert. Ihr wollet Euch lossagen von einer Sekte, welche seit einer Reihe von Jahren Eure gute Stadt immer enger umsponnen hat. Ihr wollet den Anhängern dieser Sekte zeigen, daß ihr Reich unter Euch zu Ende ist, daß Ihr der Zudringlichkeit ihrer Propaganda satt seid, daß ihr neuester Uebergriff ihr letzter gewesen sein soll. Ihr wollet es recht kräftig aussprechen, daß Ihr nichts haltet von einer Gottseligkeit, welche Feindseligkeit gegen Andersdenkende lehrt; von einer Demuth, die geistlicher Hochmuth ist; von Liebeswerken selbst, denen die parteisüchtige Absicht, die ihnen anhaftet, die Selbstgefälligkeit, mit der sie zur Schau getragen werden, den größten Theil ihres Werthes benimmt. Das wolltet Ihr erst zeigen? Aber, meine Freunde, Ihr habt es ja schon gezeigt. Daß Ihr mich hierher beriefet, daß Ihr für den wichtigen Posten in Frankfurt mich mit Eurem Vertrauen beehrtet, daß Ihr Diejenigen nicht anhörtet,

welche aus angeblich religiösen Gründen Euer Mißtrauen gegen mich zu erregen suchten, — damit habt Ihr ja Eure Meinung deutlich genug zu erkennen gegeben. Was wollt Ihr also weiter? Ist es nicht genug, wenn Ihr der Denkart jener Partei fortan keinen Eingang mehr bei Euch und Euren Familien gestattet? Wenn Ihr in Eurem Leben beurkundet, daß die Religion des Rechtthuns, nicht des Kopfhängens, der Liebe, nicht des Hasses, die Eurige ist? Seid Ihr dazu entschlossen, so könnt Ihr jene Leute ruhig unter Euch wohnen lassen; denn sie können Euch nichts mehr schaden. Seit dem großen Umschwung der öffentlichen Dinge, den wir erlebt haben, ist es um ihre Herrschaft ohnehin geschehen. Das spüren sie wohl; darum regen sie sich so. Sie haben diese Zeit nicht gewollt, wie einer ihrer Anführer uns in diesen Tagen wiederholt gestanden hat: darum will die Zeit auch sie nicht mehr. Nur in einer dumpfen unfreien Zeit hat sich jene Denkart so tief einnisten, so weit ausbreiten können: in der neuen und freien Zeit wird sie sich von selbst verlieren, wie Motten sich verlieren, wo frische Luft durchstreichen kann. Denn nur von einer gewissen Sinnesart, nicht von den Menschen, welche ihre Träger sind, spreche ich; wir können und sollen jene bekämpfen, und doch diese als Brüder dulden und lieben, da wir ja kein Recht haben, sie für unverbesserlich zu halten.

Wie oft habe ich in diesen letzten Tagen an die Bewegung zurückdenken müssen, deren Veranlassung vor neun Jahren meine Berufung nach Zürich war. Seit diesen neun Jahren hat sich das Rad der Zeit umgedreht. Was damals unten lag, steht jetzt oben. Wie damals meine Anhänger, so werden jetzt meine Gegner angefochten. Aber, liebe, theure Ludwigsburger, — was damals aufgehetzte Seebauern meinen Anhängern thaten, was jüngst irregeleitete Aelpler meinem Freunde Vischer anthun wollten — nein, das oder auch nur entfernt etwas dergleichen werdet Ihr gewiß nicht gegen unsere Widersacher unternehmen, oder auch nur zulassen wollen. Wie könntet Ihr auch im Namen der Freiheit, die Ihr Euch zum Banner erkoren habt, unterdrücken, im Namen des Rechts Unrecht thun, im Namen der deutschen Einheit Zwietracht säen wollen? Nein, meine Freunde, Unrecht bleibt Unrecht, für oder gegen wen es auch immer verübt werden möge. Gewalt und Unordnung fördern die Freiheit nicht; sie beflecken nur ihren

Glanz, verkürzen ihre Dauer. Und vollends im gegenwärtigen Augenblick, wo der äußere Feind vor den Thoren steht, sollten sich deutsche Bürger gegenseitig als Feinde gegenübertreten? Müssen wir nicht alle kleinlichen Zerwürfnisse vergessen in einer Zeit, wo die einzige Losung gilt: das Vaterland zu erretten? Also um der Sache willen, der Ihr dienet, um Eures eigenen Ruhmes und Vortheils willen, liebe Mitbürger, haltet Euch in den Schranken des Gesetzes. Bleibet ruhig und einig, selbst auf den mehr als wahrscheinlichen Fall, daß Eure Mehrheit in dem Wahlkampf unterliegen sollte. Die Schlacht ist moralisch dennoch nicht verloren; das wird sich bald genug zeigen, und um so gewisser, je musterhafter Ihr Euch halten werdet. Was aber mich betrifft, so ist kein einzelner Mann jemals so viel werth, daß es sich verlohnte, um seinetwillen Ordnung und Eintracht zu stören. Durch meine ganze Wirksamkeit in Frankfurt würde ich nicht im Stande sein, den Schaden gut zu machen, welchen ein Exceß oder eine Spaltung in dieser Stadt, auf die jetzt so viele Blicke sich richten, der guten Sache bringen könnte. Aber thut es, ich bitte Euch, auch *mir* zu Gefallen, und bleibet ruhig. Daß jener Züricher Aufstand sich an meinen Namen knüpft, das schändet diesen nicht, weil meine Gegner es waren, die sich an ihrer selbstgewählten Obrigkeit vergriffen: aber wenn es jetzt hier zu augenblicklichen Thätlichkeiten oder bleibenden Zerwürfnissen käme, so würde alle Welt mit Fingern auf mich deuten, weil meine Gönner und Anhänger, und damit ich selbst, als die Urheber davon gelten würden. Das werdet Ihr mir nicht zu Leide thun, *den* Flecken meinem Namen nicht anhängen wollen; denn Ihr habt mir bewiesen, daß ich Euch werth bin, daß Ihr meine Ehre als die Eurige betrachtet, wie ich es mir zur Ehre schätze, ein Ludwigsburger Bürgerkind zu sein.

VIII.

Deutsche Gespräche.

1862.

1. Der Hohenstaufen.

Er. Nun endlich wird das deutsche Volk darangehen, eine alte Schuld abzutragen.

Ich. Mir gefiele besser, es ginge daran, seine alten Ausstände einzuziehen.

Er. Dem Fürstenhaus —

Ich. Eben auch von den Fürstenhäusern wäre Manches wiederzufordern.

Er. Du verstehst mich nicht. Die Hohenstaufen —

Ich. Gott hab sie selig! Eine wackere Dynastie.

Er. Aber wie ehrt man sie unter uns?

Ich. Wie man kann. Standbilder errichtet man ihnen keine, weil man nicht mehr weiß, wie sie ausgesehen haben; Feste feiert man ihnen nicht, weil sie nicht mehr in lebendigen Wirkungen fortdauern; aber man studirt ihre Geschichte, erhebt sich an ihrer Größe und belehrt sich an ihren Fehlern, man singt ihnen Lieder, betrachtet ihren Berg mit Nachdenken und besteigt ihn mit Andacht.

Er. Ja, und was findet man oben?

Ich. Nichts; wie billig.

Er. Wie billig? Kein Schutzdach für den Wanderer, keine Halle für die Sänger, kein Denkmal, das fremden Völkern zeige, daß Deutschland seine große Vorzeit zu ehren weiß!

Ich. Ich bin mehr wie einmal auf dem Staufen gewesen, bei Sonnenschein und Regen, aber an ein Schutzdach zu denken, ist mir nicht eingefallen. Das Dorf ist ja auch nahe genug.

Er. Aber der kahle Gipfel!

Ich. Was willst du denn hinaufsetzen?

Er. So eben ist ein Aufruf ergangen an Schwabens Sänger, sich des classischen Berges anzunehmen. Es scheint auf eine Halle abgesehen.

Ich. In welchem Styl? Jonisch? Dorisch? Propyläen? Walhalla?

Er. Nun, vielleicht eher gothisch oder romanisch, um der Geschichte treu zu bleiben; nur irgend etwas, daß der Berg sein trauriges Aussehen verliert.

Ich. Traurig? Aber seit wann ist denn die Geschichte ein Lustspiel?

Er. Du sagst Geschichte; aber bedenke nur, durch wen es so gekommen ist. Im Bauernkrieg wurde die Burg in Trümmer gelegt; später, sagt man, ließen die Herren von Würtemberg, als hätten ihre Ahnen von dem schönen staufischen Erbe noch nicht genug an sich gerissen, die Steine vollends herunterführen, um in einem Städtchen im Thal sich ein Schloß davon zu bauen.

Ich. Das ist freilich betrübt; aber daß es geschehen konnte, ist Geschichte, und die ist nicht mehr rückgängig zu machen.

Er. Aber was Menschen verdorben haben, ist gut zu machen.

Ich. Ja, gut würde sich das machen: ein Häuschen, ein Tempelchen, ein Kapellchen auf dem welthistorischen Berge!

Er. Nun, wer weiß? Wenn das deutsche Volk seine Schuldigkeit thut, werden Mittel zusammenkommen, um die verschwundene Kaiserburg in ihrer muthmaßlichen Urgestalt wiederherzustellen.

Ich. Und wenn ihr ein Ding wie den Thurm zu Babel hinaufbauet, wird es sich winzig ausnehmen in Vergleichung mit dem, was jetzt der kahle Berg uns zu denken giebt.

Er. Zu denken, ja; aber das Auge will auch etwas sehen.

Ich. Hast du je im Tacitus die Geschichte von der Leiche der alten Junia gelesen?

Er. Der alten Junia! Was du Einfälle hast!

Ich. Sie war des Marcus Brutus Schwester, Cajus Cassius, des letzten Römers, Gattin gewesen. Das Leichenbegängniß war prächtig, die Ahnenbilder von zwanzig der vornehmsten Familien Roms wurden vorangetragen; doch vor allen, fügt Tacitus hinzu, glänzten Cassius und Brutus hervor, gerade dadurch, daß ihre Bilder nicht zu sehen waren.

Er. Das glaub' ich, unter Tiberius.

Ich. Nun, und wenn sich die Bilder hätten zeigen dürfen,

wäre dann der Eindruck etwa größer gewesen? Gerade daran, daß sie fehlten, ermaß der Römer, wie sehr sich die Zeiten geändert hatten.

Er. Aber Etwas ist doch immer mehr als Nichts.

Ich. Im Gegentheil, hier wäre es weniger als Nichts. An der Kluft, die sie von dem jetzigen Nichts auf dem Hohenstaufenberg bis zu der Kaisermacht seiner ehemaligen Herren zu durchfliegen hat, mißt die Phantasie die Größe des untergegangenen Hauses.

Er. Aber dürfen wir denn nichts thun, dessen Andenken zu ehren?

Ich. Was wir thun sollen im Andenken an unsere großen Kaiser, das steht auf einem andern Blatte; was aber ihren Berg betrifft, so sollen wir das Walten des Schicksals verehren, das ihn kahl gemacht hat, und die große geschichtliche Tragödie, die uns der öde Berggipfel vor's Auge stellt, nicht in ein elendes Rührstück verwandeln.

Er. Du bist eben ein Rigorist; ich, wenn die Sammlungen zu Stande kommen, gebe meinen Beitrag.

Ich. Zu den bisherigen Zwecken des Hohenstaufenvereins, Restauration des Kirchleins im Dorf, Erhaltung der Wege und dergl. trage auch ich gerne mein Scherflein bei; aber wenn ihr mir den geheiligten Berg und seine einzige Form durch eine Bauerei auf seinem Gipfel verunstaltet, siehst du, das wäre eine Geschichte, die mich zum Brandstifter machen könnte.

1865.

2. Der Kölner Dom.

Er. Willkommen! und woher?

Ich. Von Köln.

Er. Ah! vom Jubelfest der heiligen drei Könige.

Ich. Leider.

Er. Ich dachte, das hätte dich hingeführt.

Ich. Mich? Ein Geschäft rief mich plötzlich hin, und da kam ich in die Geschichte hinein, an die ich vorher nicht gedacht hatte.

Er. Es muß aber großartig gewesen sein.

Ich. Schauderhaft. Auf dem Bahnhof Zug um Zug mit Schaaren von Wallfahrern in allen Trachten, die bald gaffend und sich drängend Straßen und Plätze anfüllten; an den Kirchthüren Ablaß für alle möglichen Sünden, ich weiß nicht auf wie viel Jahre, angeschlagen; aus allen Häusern Fahnen gehängt, vor denen man buchstäblich keinen Himmel mehr sah; dazu die dumpfe, schwüle Luft, die einem den Athem benahm, den die geistige Schwüle ringsum ohnehin schon genug beengte: wahrhaftig, ich rief unsern Luther wie einen Heiligen an, der doch mit dergleichen Geschichten, soweit der Arm seines Geistes reichte, aufgeräumt hat.

Er. Wenigstens hat er uns belehrt, daß Knochen keine Heiligthümer sind.

Ich. Selbst dann nicht, wenn man wüßte, wessen Knochen man nach so viel hundert Jahren vor sich hat. Das Allereinfachste freilich begreift die Menschheit in der Regel zu allerletzt.

Er. Und das wäre?

Ich. Daß Menschen, die nie gelebt haben, auch keine Knochen zurückgelassen haben können.

Er. Nun, das begriffe man am Ende schon; aber auch wir Protestanten glauben ja, daß die drei Könige, oder wenn du lieber willst, die Weisen aus Morgenland, einmal auf der Welt gewesen und nach Bethlehem gekommen sind.

Ich. Schon gut; wir beide wissen längst, wie wir in diesem Stücke mit einander daran sind.

Er. Aber sage: da hast du dir doch auch den Dom angesehen?

Ich. Gewiß.

Er. Und dich des fortschreitenden Baues gefreut. Wie lange warst du nicht in Köln gewesen?

Ich. Es werden wohl zehn Jahre sein.

Er. Nun seitdem ist der Fortschritt ungeheuer. Das Schiff mit Querschiffen und Portalen vollendet, der kleine Thurm auf der Kreuzung aufgesetzt, die Wand zwischen Chor und Schiff durchgeschlagen, am Aufbau des nördlichen großen Thurms der Anfang gemacht. Und welche Arbeit! Das muß doch für den ästhetischen Menschen in dir ein Genuß gewesen sein, der dich für das Festgetümmel reichlich entschädigte.

Ich. Wenn der ästhetische Mensch der ganze Mensch wäre. Man ist aber, wenn es gut geht, auch noch ein historischer, ein politischer, ein religiöser Mensch, und in allen diesen Hinsichten ist mir der Aufbau des Kölner Doms just so fatal wie das Dreikönigs-Jubiläum.

Er. Hast du den Dom in seinem frühern Zustande noch gesehen?

Ich. Mehr wie einmal.

Er. Und hast du da nicht bedauert, daß ein so groß angelegtes, und selbst in seinen trümmerhaften Anfängen so herrliches Menschenwerk nicht zur Vollendung gekommen?

Ich. Wenn du willst, ja; d. h. ich wünschte wohl bisweilen, es einen Augenblick ausgebaut sehen zu können.

Er. Und wenn dir nun ein Zauberstab zu Gebot gestanden hätte, den Bau mit einem Mal fertig hinzustellen?

Ich. Du scherzest.

Er. Hättest du dich des Stabes nicht bedient?

Ich. Ich glaube, ich hätte mich bedacht. Ich hätte gefürchtet zu freveln.

Er. Zu freveln? Gegen wen?

Ich. Gegen die Geschichte. Sie hat den Bau nicht zur Vollendung kommen lassen; eine Verkettung tief wirkender, dem göttlichen Weltplan angehöriger Ursachen hat ihm Halt geboten: und ich Menschlein sollte etwas Andres wollen?

Er. Beruhige dich! der Dom wird ohne dein Zuthun ausgebaut, durch Kräfte, die ebenso der jetzigen Geschichte angehören, wie einst die Kräfte, die den Bau begannen, und später diejenigen, die ihm Halt geboten.

Ich. Wohl; und welcherlei Kräfte, meinst du, begannen den Bau?

Er. In erster Linie, dächte ich, die Frömmigkeit.

Ich. Und zwar die Frömmigkeit einer Zeit, die auch die Kunst ausschließlich in den Dienst der Religion genommen hatte, die ihrem frommen Bedürfniß nur durch Aufstellung solcher Gebäude, als Sammelpunkte und Symbole ihrer Andacht, zu genügen wußte.

Er. Nun, Religion und Kunstsinn sind es auch jetzt, die den Bau wieder aufgenommen haben.

Ich. Sprich: Hierarchie auf der einen Seite, und romantischer Kunstdilettantismus auf der andern. Denn sieh nur, was den angefangenen Bau in's Stocken gebracht hatte.

Er. Die Ungunst der Zeiten des spätern Mittelalters, bürgerliche Unruhen, Kriege, Sinken des Wohlstandes der Städte —

Ich. Vor Allem aber, oder hinter Allem, stand die religiöse Umwandlung, die eben damals in den Gemüthern sich vorbereitete. Der gothische Dom ist der katholisch-kirchlichen Frömmigkeit des Mittelalters so zu sagen auf den Leib zugeschnitten; so wie diese eine Veränderung erfuhr, wie die Menschheit anfing, in den Banden der allbeherrschenden Kirche sich nicht mehr behaglich zu fühlen, erlahmte auch der Trieb, Gebäude hinzustellen, die eben nur dieser Art von Frömmigkeit entsprachen.

Er. Aber Millionen ist es auch heute noch wohl in dieser Form der Frömmigkeit.

Ich. Nur daß diese Millionen es nicht sind, von denen der Weiterbau des Kölner Domes ausgegangen ist und betrieben wird. Oder ja, er wird betrieben von solchen, denen es bei der alten Frömmigkeit wohl ist, d. h. die sich wohl dabei befinden, wenn die andern in der alten Frömmigkeit verbleiben.

Er. Du meinst, von der Geistlichkeit?

Ich. Nun, das meine ich nicht blos, das liegt vor Augen. Die Seele der Agitation für den Kölner Dombau sind die Pfaffen.

Er. Was könnten sie aber machen ohne die Unterstützung der Massen?

Ich. Deren frommem Eifer für die Sache man aber nicht allzuviel zuzutrauen scheint, da man nothwendig findet, demselben durch höchst profane Reizmittel, wie die Dombaulotterie, nachzuhelfen. Es fehlt nur noch, daß man in den heiligen Hallen eine Spielhölle sammt Zubehör zum Besten des Dombaus etablirte.

Er. Die Lotterie läßt sich um so weniger rechtfertigen, als sie entbehrlich war: fließen doch auch ohne sie die Beiträge, nicht bloß von frommen Katholiken, sondern auch von kunstsinnigen und gefühlvollen Protestanten.

Ich. Gefühlvoll, aber gedankenlos.

Er. Und hat nicht längst auch der preußische Staat eine schöne Pflicht darin erkannt, dem Ausbau des ihm zugefallenen Heiligthums durch erkleckliche Summen Vorschub zu leisten?

Ich. Friedrich Wilhelm IV., willst du sagen.

Er. Ein Monarch, in dem der religiöse und der Kunstsinn gleich stark waren.

Ich. Leider stärker als der geschichtliche, und besonders als der politische Sinn.

Er. Was wäre durch die Staats-Unterstützung für den Kölner Dombau gegen die Politik gefehlt?

Ich. Das Verhältniß der Rheinprovinz zu Preußen ist dir bekannt.

Er. Gerade diesem Verhältniß scheint mir durch jenen Staatsbeitrag höchst politisch Rechnung getragen.

Ich. Also wenn eine entlegene Provinz einen eignen Schwerpunkt hat, der ihrem Verwachsen mit dem Staatskörper fort und fort hinderlich ist, — ich meine den Katholicismus der Rheinlande — so ist es Politik, diesen Schwerpunkt noch zu verstärken?

Er. Wenn der vorwiegend protestantische Staat, dem die Rheinländer vor fünfzig Jahren einverleibt worden sind, ihnen ihr katholisches Centraleigenthum bauen hilft, werden sie, durch solchen Beweis von Unparteilichkeit gewonnen, diesem Staate um so wärmer zugethan sein.

Ich. Die vernünftigen unter den Rheinländern sind es, wenn sie an ihre alte Pfaffen- und Bettelwirthschaft zurückdenken,

schon jetzt; den Ultramontanen dagegen steigt der Kamm mit jedem Schuh, den der Dom weiter in die Höhe steigt.

Er. Nun, das hat die preußische Regierung leicht unschädlich zu machen, wenn sie sich nur ein wenig dem freiheitslustigen Sinn des Volks am Rhein bequemt.

Ich. Das wäre zwar recht schön; aber in der Politik soll man nichts thun, was man erst wieder gut zu machen hat.

Er. Ich gestehe zu, daß es bei Friedrich Wilhelm IV. nicht die Politik, sondern sein religiös-ästhetischer Sinn war, der ihn dem Ausbau des Kölner Domes geneigt machte.

Ich. Es sei; wenn ästhetisch-religiöser Sinn ein solcher ist, der mehr Geschmack für Religion als wirkliche Religion hat, der mit der Frömmigkeit spielt und in der Kunst frömmelt, der, statt Eines dem Andern die Hand reichen zu lassen, Eins durch das Andre verfälscht.

Er. Verlangten denn aber nicht der religiöse und der Kunstsinn Hand in Hand, ein solches Denkmal alter Kunst wie Frömmigkeit nicht unvollendet zu lassen?

Ich. Wenn zu beiden noch, wie billig, der geschichtliche und der politische Sinn hinzutraten, so verlangte der Kunstsinn, durch den historischen begrenzt, nur die Erhaltung des Fertiggewordenen; womit dann auch dem frommen Sinne genuggethan, und dem politischen nicht zuwidergehandelt war.

Er. Politisch wird die Sache so gefährlich nicht sein, wie du fürchtest; in jeder andern Rücksicht aber wird der ausgebaute Dom als ein colossales Werk dastehen, als das schönste Denkmal des pietätsvollen Kunstsinns unserer Zeit.

Ich. Als eine colossale Lüge wird er dastehen, bei aller künstlerischen Schönheit ein unerfreuliches Denkmal der innern Unklarheit, des gedankenlosen Religions- wie Kunstdilettantismus unserer Zeit.

Er. So wärest du auch gegen den Ausbau des Ulmer Münsters und so mancher andern edeln Reste des frommen Mittelalters, wie ein solcher jetzt da und dort in Angriff genommen ist.

Ich. Wenn man am Ulmer Münster die fehlenden Strebepfeiler und Strebebogen aufbaut, um das Gewölbe vor weiterem Auseinanderweichen und endlichem Einsturze zu bewahren, so rechne ich das zur Erhaltung des Vorhandenen.

Er. Aber wie garstig ist der dicke, in weniger als halbem Wuchse stecken gebliebene Thurm! Und da man nun den Plan des alten Meisters noch besitzt, warum sollte man ihn, wenn sich die Mittel schaffen lassen, nicht ausbauen?

Ich. Was in frommem Ernst begonnen worden, in Kunstspielerei vollenden — könnte daran, wenn du mir den Ausdruck erlauben willst, Gott im Himmel eine Freude haben? Könnten ernste, Gott in der Geschichte verehrende Menschen daran eine Freude haben?

Er. Unsere Frömmigkeit hat eben jetzt etwas Künstlerisches.

Ich. Sage lieber: etwas Künstliches. Wäre sie noch recht naturwüchsig, so machte sie auch die Fehlgriffe nicht, die wir sie jeden Tag machen sehen. Sie baute nicht für den protestantischen Gottesdienst Kirchen in gothischem, d. h. katholischem Styl; noch weniger, daß sie protestantische Kirchen mit gemalten Fenstern zu zieren meinte.

Er. Auch die gemalten Fenster willst du uns nehmen?

Ich. Wer spricht von nehmen? Daß der Geistesklarheit des Protestantismus nur das helle, ungebrochene Licht farbloser Scheiben, nicht das dämmernde Helldunkel der bunten Fenster angemessen ist, bedarf meines Beweises nicht. Dennoch will ich den gemalten Fenstern, soweit Reste davon in protestantischen Kirchen noch vorhanden, also wo sie herkömmlich sind, nichts anhaben; nur neue malen und einsetzen zu lassen, halte ich, wenn es nicht versteckte Katholiken sind, die sie stiften, für ein Handeln solcher, die nicht wissen, was sie thun.

Er. Nun nimm mir aber nicht übel: was kümmern dich die Fenster in den protestantischen Kirchen, da du doch in keine gehst?

Ich. Wer weiß, wenn es gelänge, die gemalten Scheiben auch aus der protestantischen Predigt zu verbannen, ob ich nicht wieder ein Kirchgänger würde?

1865.

3. Die Todesstrafe.

Er. Du sagst so oft: Nur nichts gegen die Zeit!

Ich. Ich sage: Nichts gegen die Geschichte!

Er. Ist denn das nicht dasselbe?

Ich. So wenig als Brutto und Netto, oder Dinkel und Kernen.

Er. Du meinst —

Ich. Die Zeit, meine ich, im Rollen ihrer Räder, wirft auch viel Staub auf, führt auch allerlei Schwindel mit sich. Wer diesem, und insofern der Zeit, widerstrebt, der wehrt sich damit nicht gegen die Geschichte, sondern nur gegen etwas, das gern Geschichte werden möchte, ohne doch das Zeug dazu zu haben.

Er. Was aber einmal geschichtliche Gestalt gewonnen hat, dem dürfte man sich nicht mehr widersetzen? das hätte sich damit als gut erwiesen? O du alter Hegelianer, dem das Wirkliche auch das Vernünftige ist!

Ich. Das geschichtlich Wirkliche ist mir nur so gut, als es eben sein kann, d. h. es muß irgendwie der Ausdruck realer, wenn auch nur vorübergehender Verhältnisse sein, sonst hätte es keinen Bestand gewinnen können; und ehe diese Verhältnisse geändert sind, ist nichts gegen dasselbe auszurichten. Ist aber einmal, in Folge einer Weiterbildung der inneren Verhältnisse, eine geschichtliche Gestaltung dahingefallen, hat insofern die Geschichte über sie gerichtet, so ist es auch ein eitles Bestreben, sie wiederherstellen zu wollen, die ohne die frühere Begründung im Innern nur ein hohler Schemen sein könnte.

Er. Ganz recht; eben hier wollt' ich dich haben. Wenn irgend eine Einrichtung von der Geschichte verurtheilt ist, so ist es die Todesstrafe, die du aufrecht erhalten willst.

Ich. Meinem Spruch könnt ich damit nur dann zu verfallen scheinen, wenn die Todesstrafe bereits abgeschafft wäre,

und ich sie wiederherstellen wollte. So weit aber ist es noch nicht.

Er. Mancher Orte doch; und wenn es nach der Mehrheit der Denkenden und Aufgeklärten ginge, wäre es bald überall so weit.

Ich. Hast du die Stimmen gezählt?

Er. Wirf nur einen Blick in die Presse.

Ich. Die Presse! das ist es eben. Einer Abstimmung in dieser Sache würde ich nur dann trauen, wenn es eine geheime wäre.

Er. Nun, gerade in der Presse ist jetzt zwischen unterzeichneten Abhandlungen in Zeitschriften, und namenlosen Artikeln in Tagesblättern kaum ein Unterschied. Unter zehn, die von dem Gegenstande handeln, sind sicher neun gegen die Todesstrafe.

Ich. Hältst du es für eine Kleinigkeit, einem beliebten Schlagworte der Zeit, das sich als Forderung der Menschlichkeit, als Krone der Fortschritte von Jahrhunderten in Scene setzt, auch nur für sich selbst im Innern, geschweige denn laut und in's Angesicht zu widersprechen? Welcher Schriftsteller mag seine Popularität, welches Blatt seine liberalen Abonnenten auf's Spiel setzen?

Er. Aber wie in der Presse, so ist es auch in den Ständekammern: überall die Majorität gegen die Todesstrafe.

Ich. O, ich entsinne mich gar wohl, wie vor einigen Jahren in der zweiten badischen Kammer der Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe mit allen gegen drei Stimmen, glaub' ich, zum Beschluß erhoben wurde. Es waren ein paar Namen von der äußersten Rechten, die man kurz vorher für das Concordat im Feuer gesehen hatte, und mit denen ich in keiner andern Sache hätte gehen mögen. Da sagte ich mir: wenn du jetzt in dieser Kammer säßest, wär' es doch ein saurer Apfel für dich gewesen, diesmal mit den Herren Sieb und Kamm, oder wie sie hießen, gegen sonstige Freunde und Gesinnungsgenossen zu stimmen; und doch, wolltest du deiner Ueberzeugung nicht untreu werden, hättest du in den Apfel beißen müssen.

Er. In der würtembergischen Kammer würdest du mit solcher Gesinnung der Prälatenbank und dem Zions-Wächter die Hand gereicht haben.

Ich. Glücklicherweise dem Prälaten Mehring nicht; der ist ja gegen die Todesstrafe, und weiß auch die Schrift bei den Haaren auf seine Seite zu ziehen. Den anderen aber warum nicht? Hab' ich doch im Jahr 1848 als Mitglied dieser Kammer mit Wolfgang Menzel zusammen gemüthlich verschiedene Schoppen getrunken.

Er. Man hat dir's auch genug verdacht.

Ich. Und ich habe mich immer darum belobt. Einem zerstörungslustigen Radicalismus gegenüber liefen damals unsere politischen Wege eine Strecke weit neben einander: da mußte der alte literarische Hader schweigen.

Er. In der Politik kann ich mir ein solches zeitweiliges Zusammengehen noch eher denken; wie aber in einer Frage des Rechts ein Mann, der auf dem Boden der heutigen Philosophie steht, mit denen stimmen kann, die sich auf das Bibelwort, daß der Todtschläger wieder des Todes sterben soll, stützen, vermag ich nicht einzusehen.

Ich. Als ob nicht gerade die Philosophen Kant und Hegel die Todesstrafe aus dem strengen Vergeltungsbegriff abgeleitet hätten.

Er. Ich habe es auch nie mit ihrem übrigen Standpunkte reimen können.

Ich. In gewisser Art reimt es sich gar wohl. Bei Kant mit dem Rigorismus seines kategorischen Imperativs; bei Hegel mit dem theologischen Geschmäckchen, das da und dort an seinem Systeme merkbar wird.

Er. Nimmst du mir's nicht übel, so möcht' ich von Hegel sagen: ihm steckte doch lebenslänglich der Stiftler noch im Leib.

Ich. Meinetwegen. Ich stelle mich hier auf einen durchaus weltlichen Standpunkt, indem ich die Strafe nicht als etwas, das an und für sich sein muß, nicht als ein Stück göttlicher Gerechtigkeit, das auf Erden vollzogen werden soll, sondern lediglich als ein Mittel für den Endzweck des Staats betrachte.

Er. Da hättest du demnach zu erweisen, daß der Staat seinen Zweck nicht erreichen könne ohne die Todesstrafe. Vor Allem also: wie bestimmst du den Zweck des Staats?

Ich. Wie alle Welt: ich setze denselben in die Sicherung der Personen und des Eigenthums.

Er. Da greifst du nicht hoch.

Ich. Ich schließe das Höhere nicht aus; ich brauche es nur zu meinem Vorhaben nicht. Ich kann mich mit dem Satze begnügen: Das Erste und Mindeste, was der Einzelne von dem Staate verlangen, und ohne welches dieser auch seine höheren Aufgaben nicht lösen kann, ist, daß derselbe alle zweckdienlichen Mittel vorkehre, Leben und Gut des in ihm begriffenen Einzelnen gegen Verletzung von Seiten Anderer sicher zu stellen.

Er. Vollkommen einverstanden. Diese Mittel aber, wenn du mir fortzufahren erlaubst, werden sein: vor Allem Sorge für Jugenderziehung, Volksbildung und Volkswohlstand; zweitens eine wachsame Polizei —

Ich. Drittens die Androhung angemessener Strafen, in Verbindung mit Einrichtungen, die auf Entdeckung, Ueberführung und sichere Bestrafung der Uebelthäter berechnet sind.

Er. Das wäre also die sogenannte Abschreckungstheorie. Wohl; die befriedigt auch mich am meisten; aber ich sehe nicht, wie du von ihr aus die Todesstrafe als unentbehrlich aufrecht erhalten willst.

Ich. Ich will sie auch bei Weitem nicht in dem Umfang aufrecht erhalten, in dem sie ehedem gegolten hat: nicht für Fälschung, Einbruch, Straßenraub und dergleichen, überhaupt für kein anderes Verbrechen, als für qualificirten Mord.

Er. Zur Abschreckung von allen übrigen Verbrechen also, glaubst du, reichen auch andere Strafen aus?

Ich. Sie durchaus zu verhüten, reichen sie bekanntlich nicht aus; aber sie leisten doch so viel, daß der Staat sich sagen kann: Ich habe das Meinige gethan; thäte ich mehr dagegen, setzte z. B. Todesstrafe darauf, so thät' ich weniger.

Er. Wie denn weniger?

Ich. Nun, wenn die Gesetzgebung das leichtere Vergehen mit der gleichen Strafe bedroht, wie das schwerere, so bewirkt sie nicht sowohl, daß der Mensch es auch mit dem leichteren schwerer, als umgekehrt, daß er es auch mit dem schwereren Vergehen leichter nimmt. Dem Dieb, dem Räuber, ist es zunächst nur um das Gut des Andern zu thun; weiß er aber, daß ihn schon der Angriff auf dieses, wenn er entdeckt wird, an den Galgen bringt, so wird es ihm nicht darauf ankommen, den zu Beraubenden

lieber gleich todt zu schlagen, um ihn bequemer und sicherer berauben zu können. Das ist die abstumpfende Wirkung einer drakonischen Gesetzgebung.

Er. Aber dem Morde gegenüber hältst du eine solche fort und fort für unerläßlich? Ich meines Orts lebe der Zuversicht, daß wir auch hierin bald eine mildere, solonische, haben werden.

Ich. Die Abschaffung der Todesstrafe wäre sehr übersolonisch. Doch bleiben wir bei unserer Frage. Was dem Begriff und der Aufgabe des Staates mehr zuwider ist, dagegen darf, ja soll er doch wohl auch stärkere Mittel vorkehren, als gegen das, was ihm weniger zuwider ist?

Er. Unstreitig.

Ich. Nun ist aber gewaltsame Verletzung der Person mit der Aufgabe des Staates noch ganz anders unverträglich, als Verletzung des Eigenthums.

Er. Ich dächte, wenn seine Aufgabe in Sicherung von Personen und Eigenthum gesetzt wird, so müßte ihm das Eine so wichtig sein wie das Andere.

Ich. Und ich denke, wenn von zwei Dingen das Erste zwar ohne das Andere, das Andere aber nicht ohne das Erste sein kann, so ist das Erste wichtiger als das Andere.

Er. Das ist freilich nicht zu leugnen.

Ich. Nun, die Person läßt sich denken ohne Eigenthum, aber das Eigenthum nicht ohne Person. So wird auch ein Staat, wenn es gleich nur ein unvollkommener sein könnte, sich denken lassen, und ist schon gedacht worden, ohne persönliches Eigenthum; aber ohne Personen läßt kein Staat sich denken, weil er ja aus Personen besteht. Sicherheit der Personen ist mithin die Grundlage des Staats; wenn er schon der Verletzung des Eigenthums streng entgegentreten muß, so muß er, um das Leben der Personen vor gewaltsamem Angriff zu sichern, das Aeußerste aufbieten, was in seinen Kräften steht.

Er. Aber muß denn, darf denn dieses Aeußerste die Todesstrafe sein? Hat der Staat ein Recht, sie zu verhängen? Wer dem Menschen das Leben nicht gegeben hat, darf der's ihm nehmen?

Ich. Gegeben hat es ihm der Staat nicht, aber gesichert und erhalten, unter der Bedingung, daß der Einzelne auch das

Leben aller Andern respectire. Thut er das nicht, vergreift er sich an dem Leben eines Andern, so verwirkt er den Schutz des Staats, erweist sich als ein Wesen, das zum Zusammenleben mit Menschen nicht taugt, als ein reißendes Thier, gegen das, wenn kein Staat wäre, alle Andern sich zur Wehre setzen würden, um es unschädlich zu machen und wo möglich aus dem Wege zu schaffen. Wo ein Staat besteht, hat dieser in's Mittel zu treten, und in geordneter Weise zu thun, was die Einzelnen unordentlich und leidenschaftlich gethan haben würden.

Er. Ein leidenschaftliches Uebermaß, einen Rest von wilder Blutrache, sehen wir nun aber eben in der Todesstrafe.

Ich. Wärest du im Ernste der Meinung, dem Mörder geschehe zu viel, wenn er hingerichtet wird? Der alte Kant glaubte im Gegentheil, sich auf das Zeugniß der zum Tode verurtheilten Mörder selbst berufen zu können, von denen sich nie einer beschwert habe, daß ihm damit Unrecht geschehe; ja er meinte, jedermann würde einem solchen in's Gesicht lachen, wenn er sich in diesem Sinne äußerte.

Er. Damit ist es seitdem doch anders geworden.

Ich. Ich weiß. Als vor einigen Jahren der jetzt verstorbene König von Würtemberg das über die vier italienischen Eisenbahnarbeiter gesprochene Todesurtheil vollstrecken ließ — sie hatten einen mit ihnen wanderndern Kameraden, der den Verschwendern mehrmals mit seinem gesparten Geld ausgeholfen, nun aber keines mehr borgen wollte, nach mehrtägiger kaltblütiger Berathung endlich gemeinschaftlich erschlagen und beraubt —: da wurde der greise, in dergleichen Dingen stets mit ernster Gewissenhaftigkeit zu Werke gehende Regent in den Tagesblättern sehr übel darum angesehen. Kurz vorher hatte in einer benachbarten Residenz ein Mann, während er mit einer jüngeren buhlte, seine Frau, deren er überdrüssig war, mit feiger, heuchlerischer Grausamkeit durch wiederholte Gaben von Gift langsam hingemordet, und hernach auch bei der gerichtlichen Verhandlung sich als ein ruchloser, grundverdorbener Mensch gezeigt. Zum Tod verurtheilt, wurde er von dem Fürsten zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt, und dieß in den Blättern doch hauptsächlich deßwegen nicht gutgeheißen, weil der Verdacht obwaltete, der Mörder habe seine Begnadigung den Verdiensten

zu danken, die sich vordem der Buchdrucker um die Regierungspartei erworben.

Er. Das wäre freilich nicht schön.

Ich. Ich finde aber auch die Haltung des Tagesurtheils in dergleichen Fällen nicht schön, kann darin nicht den Ausdruck eines natürlichen, sondern nur eines durch Zeittendenzen mißleiteten Gefühls erkennen.

Er. Welcher Tendenzen?

Ich. Der maßlosen Ueberschätzung der Persönlichkeit, die jetzt als ein unantastbares Heiligthum gelten soll.

Er. Ist sie denn nicht wirklich ein Heiligthum?

Ich. Gewiß. Aber es wird damit jetzt viel Schwindel getrieben. Als kürzlich in einer süddeutschen Ständekammer der Finanzminister, im Angesicht der sich häufenden Fälle von Hundswuth, eine Erhöhung der Hundesteuer beantragte, fiel der höchst vernünftige Antrag durch, als ein Attentat auf das Urrecht der Persönlichkeit — einen Hund zu halten. Auf der andern Seite soll die Persönlichkeit heilig und unverletzlich sein, gleichgültig, ob sie sich zum nützlichen Gliede oder zum eiternden Pfahl im Fleische der menschlichen Gesellschaft ausgebildet hat. Dem Einfluß solcher ausschweifenden Zeitvorstellungen schreibe ich es zu, wenn das Gefühl eines Theils unsrer Zeitgenossen sich sogar bei so gräulichen Mordfällen gegen die Todesstrafe als ein Unrecht auflehnen zu müssen glaubt.

Er. Es mag ganz wahr sein, daß nach den göttlichen Gesetzen einer moralischen Weltordnung demjenigen, der einem andern gewaltsam das Leben nimmt, nur sein Recht geschieht, wenn ihm das seinige wiederum genommen wird; die Frage ist nur, ob der Staat befugt ist, sich so an die Stelle Gottes zu setzen, und einem moralischen Urtheil äußere Rechtskraft zu geben?

Ich. Das ist er nicht; aber er ist befugt und verpflichtet, seine eigene Stelle auszufüllen, und, was er den Einzelnen gegenüber auf sich genommen hat, den Schutz ihres Lebens gegen Gewalt, ihnen auch wirklich zu leisten.

Er. Den Mörder für die Zukunft unschädlich zu machen, dazu reicht auch das Gefängniß hin, und hier können dann überdieß Versuche gemacht werden, ihn zu bessern und für die menschliche Gesellschaft wieder zu gewinnen. Schon daß sie diese Mög-

lichkeit abschneidet, oder vielmehr gar nicht in Rechnung nimmt, entscheidet bei mir gegen die Todesstrafe.

Ich. Wo sich in der Untersuchung und gerichtlichen Verhandlung Umstände ergeben, welche die That in milderem Lichte, den Mörder nicht als verhärteten Unmenschen erscheinen lassen, da mag es dem Gericht zustehen, um solcher mildernden Umstände willen auf Gefängniß statt auf Todesstrafe zu erkennen; da mag im äußersten Falle das Begnadigungsrecht des Regenten eintreten. Um der bloßen Möglichkeit der Besserung willen, die in solcher Unbestimmtheit freilich auch bei dem Ruchlosesten übrig bleibt, möchte der Menschenfreund immerhin dem Staate zumuthen, den Aufwand und das Risico einer lebenslänglichen Bewachung seiner Mörder auf sich zu nehmen, wenn nur nicht durch solche allgemeine Milderung der Strafart der Hauptzweck der Strafe, ihre abschreckende Wirkung, geschwächt werden müßte.

Er. Mit eurer abschreckenden Wirkung! Verhütet denn eure Todesstrafe den Mord?

Ich. Sie verhütet ihn nicht, aber sie hilft die Fälle vermindern.

Er. Es ist aber statistisch nachgewiesen, daß in Ländern, wo die Todesstrafe abgeschafft ist, die Mordfälle sich nicht vermehrt, zuweilen sogar vermindert haben.

Ich. Von solchen statistischen Nachweisungen muß man sich nur nicht verblüffen lassen. Es werden dabei die mitwirkenden Ursachen außer Acht gelassen: der gleichzeitig verbesserte Volksunterricht, der wachsende Wohlstand, die geschärfte Sicherheitspolizei; die leicht in einem Lande gutgemacht, ja überwogen haben können, was die Abschaffung der Todesstrafe für sich schlimm gemacht haben würde.

Er. Aber sollte denn vieljähriges oder gar lebenslängliches Gefängniß nicht ebenso abschreckend, ja noch abschreckender wirken, als die Todesstrafe?

Ich. Nein! wenigstens gerade auf diejenigen Menschen nicht, auf welche die Strafen berechnet sein müssen. Je schlechter und gemeiner der Mensch ist, desto mehr geht ihm das Leben über Alles. Wem der Tod lieber ist, als ein Leben in Schmach und Ketten, der wird nur in ganz besonderen Fällen ein Kapitalverbrecher werden. Und dann kommt noch eins hinzu. Dem

Kerker hofft der Verbrecher immer noch entrinnen zu können. Mit dem Tode ist weiter nicht zu spaßen.

Er. Zu entrinnen hofft er schon vorher der Entdeckung, der Ueberführung, ob auf diese der Tod gesetzt sei, oder Gefangenschaft; und diese Hoffnung völliger Straflosigkeit ist es hauptsächlich, die zum Verbrechen lockt.

Ich. Das liegt in der Mangelhaftigkeit menschlicher Einrichtungen, der wir uns bemühen müssen immer mehr abzuhelfen, wenn es auch nie vollständig gelingen wird.

Er. Der Möglichkeit des Entspringens, wenn einer nur einmal im Gefängniß ist, können wir weit eher vorbeugen.

Ich. Aber der Vorstellung können wir's nicht, die dem angehenden Verbrecher, wenn ihm blos Gefängniß droht, die vielfache Möglichkeit des Entrinnens vorspiegelt. Er hofft, aus seinem Kerker zu brechen, der Wachsamkeit der Aufseher zu entschlüpfen; er hofft, in nicht allzulanger Zeit begnadigt zu werden; er hofft, wenn demnächst (und das glauben dergleichen Menschen nur gar zu gern) das Gebäude der jetzigen Staatsordnung in Trümmer gehe, durch die Trümmer hindurch sich zu retten. Hier muß der Einbildungskraft eine Hülfe gegeben werden, indem ihr ein letzter Punkt hingestellt wird, der nicht zu überspringen ist, eine Faust gezeigt, die den Verbrecher unentrinnbar festhält: und ein solcher Punkt, eine solche Faust ist nur die Todesstrafe.

Er. Für barbarische Zeiten und Völker, das gebe ich ja zu, mag sie nöthig gewesen sein.

Ich. Barbarische Zeiten und Völker! Als ob es nicht in jeder Zeit und in jedem Volke Schichten und Winkel gäbe, wo die Barbarei sich bleibend erhält.

Er. Aber sie mindert sich durch Bildung und Aufklärung.

Ich. Schade nur, daß mit der wahren immer auch die falsche Aufklärung bei den Völkern eindringt, ja, daß diese der wahren, besonders in gewissen Volksklassen, sogar zuvoreilt. Die alten Bande sind morsch, die den Menschen vom Bösen abhielten, und die neuen sind noch nicht fest geknüpft.

Er. Da sprichst du ein großes Wort gelassen aus.

Ich. Ich verstehe: du meinst, für die Lockerung der alten religiösen Bande seien gerade wir, die theologischen Kritiker, mit verantwortlich.

Er. Du sagst es.

Ich. Ich könnte aber auch manches Andere sagen. Für's Erste, daß schwerlich unsere kritischen Zweifel schon so tief hinunter in die Massen gedrungen sind, als die Grundsätze des deutschen Materialismus und die Träume des französischen Communismus. Für's Andere, daß keine Bildungsform sich der Hegung des Verbrechens günstiger erwiesen hat und noch erweist, als gerade die im engsten Sinne kirchliche, wo der Priester es in der Hand hat, für jede Unthat gegen gewisse Büßungen oder äußere Leistungen Absolution zu ertheilen; zumal damit in der Regel Verwahrlosung der Jugend durch schlechten oder gar keinen Schulunterricht verbunden ist.

Er. Darin liegt ja aber eben eine ernste Mahnung zur Milde gegen den Verbrecher, dessen Versunkenheit in solchem Falle weniger seine eigne, als die Schuld des Zustandes der Gesellschaft ist, in der er aufgewachsen.

Ich. Gewiß liegt in jedem Verbrechen, das er abzustrafen hat, ein Antrieb für den Staat, durch bessere Volksbildung für die Zukunft ähnlichen Fällen möglichst vorzubeugen; aber bis es so weit ist, muß er um seiner übrigen Mitglieder willen die Ordnung aufrecht zu erhalten suchen, so gut er kann. Indeß, er mag sich in der erziehenden Richtung bemühen so viel er will: ich zweifle sehr, ob die Menschheit jener drastischen Mittel jemals ganz wird entrathen können.

Er. Das wäre eine trostlose Aussicht. Doch für jetzt bedenke nur noch Eins: die entsetzliche Gefahr des Irrthums. Sitzt der unschuldig Verurtheilte im Zuchthause, so kann er, wenn seine Unschuld nachträglich an den Tag kommt, entlassen, bis auf einen gewissen Punkt selbst entschädigt werden; ist ihm aber das Leben genommen, wer gibt es ihm wieder?

Ich. Diese Gefahr wird freilich bleiben, so lange Menschen zu Gericht sitzen; allein man darf sie auch nicht hypochondrisch übertreiben. Sie wird sich mindern lassen, und ist schon unendlich gemindert durch verbesserte Einrichtung des Gerichtswesens; was auch so noch übrig bleibt, das gehört zur Gebrechlichkeit alles Irdischen, für die wir nicht verantwortlich sind.

Er. Nein! Lieber hundert Mörder straflos ausgehen lassen — und davon ist ja bei Weitem nicht die Rede, sondern nur von

Einkerkerung statt der Hinrichtung — als Einen Unschuldigen tödten!

Ich. Einen Unschuldigen tödtet ja der Mörder auch; und einzig, um solches Tödten von Unschuldigen nicht überhand nehmen zu lassen, riskiren wir auf der andern Seite den unwahrscheinlichen, nur, wie andere Unglücksfälle, nicht schlechthin auszuschließenden Fall, daß von unsern mit gewissenhaftester Berechnung vorgekehrten Maßregeln einmal auch ein Unschuldiger getroffen werde. Wir dürften keine Mühle, keine Maschine mehr bauen, wenn solche Möglichkeit ein zureichender Abhaltungsgrund wäre.

Er. Und endlich zum würdigen Schlusse die Hinrichtung! Daß dieses unmenschliche Schauspiel, weit entfernt, das Volk zu bessern, es nur roher und thierischer mache, ist doch jetzt so ziemlich anerkannt.

Ich. Und darum der blutige Act mit Recht in abgeschlossene Räume verlegt, wo er vor berufenen Zeugen vor sich geht, und der draußen harrenden Menge nur durch den schauderhaften Klang der Todesglocke angekündigt wird.

Er. Du sollst aber sehen, ob ich nicht Recht behalte. Der Gang der Geschichte, der Fortschritt der Humanität, hat die Tortur abgeschafft; er hat die Verschärfungen der Todesstrafe abgeschafft; er hat diese in der Anwendung immer mehr beschränkt. Dabei wird er nicht stehen bleiben: er wird auch die Todesstrafe selbst, als den letzten Rest alter Barbarei, abschaffen.

Ich. Möglich; denn auf nichts versteht sich die liebe Menschheit schlechter, als darauf, am rechten Punkte einzuhalten. Aber weißt du, was ein sehr weiser Mann, der Alte in Weimar, dazu gesagt hat?

Er. Nicht jedermann ist so Goethefest wie du.

Ich. Zweierlei hat er gesagt. Einmal: „Wenn sich die Gesellschaft des Rechts begibt, die Todesstrafe zu verfügen, so tritt die Selbsthülfe unmittelbar wieder hervor, die Blutrache klopft an die Thür.“

Er. Für ein Land wie Italien mag das ein wahres Wort sein, und die italienische Regierung auch insofern Recht gehabt haben, wenn sie auf die verlangte Abschaffung der Todesstrafe

nicht einging. Im kälteren Deutschland, mit Leporello zu reden, hat es damit keine Gefahr.

Ich. Um so zutreffender ist für uns das Andere. „Die Todesstrafe abzuschaffen“, sagt der Alte weiter, „wird schwer halten; geschieht es aber, so rufen wir sie gelegentlich wieder zurück.“

Er. Das wird dann aber noch viel schwerer halten, als das Abschaffen.

Ich. Was man einmal über Bord geworfen, ist allerdings schwer wieder aufzufischen. Um so mehr sollen wir uns besinnen, ehe wir es über Bord werfen.

IX.

Krieg und Friede.

Zwei Briefe an Ernst Renan

nebst dessen Antwort auf den ersten.

1870.

Vorwort.

Von verschiedenen Seiten bin ich aufgefordert worden, meine beiden Briefe an Ernst Renan über den jetzigen Krieg zusammendrucken zu lassen. Ich thue es, indem ich denselben das Antwortschreiben Renan's auf meinen ersten Brief in einer Uebersetzung beifüge, zu deren Ausarbeitung mich gleich nach dem Empfange die Anmuth dieses Schriftstückes gereizt hatte.

In einer Zeit so gewaltiger Thaten nimmt sich freilich das Wort noch ärmer aus als sonst. Das sollen wir empfinden, denen nur das letztere verliehen ist; doch sollen wir darum nicht vergessen was geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort".

I.

Strauß an Renan.

Hochgeehrter Herr! Die freundliche Aufnahme, die, wie Ihr Schreiben vom 30. v. M. mir sagt, mein Büchlein über Voltaire bei Ihnen gefunden, ist mir eine große Beruhigung gewesen. Dasselbe hatte in Deutschland, während der wenigen Wochen, die ihm von seinem Erscheinen an bis zum Ausbruch des Krieges vergönnt waren, sich allseitig eines günstigen Empfanges zu erfreuen; aber die Schwierigkeiten, die ein Fremder zu überwinden hat, um dem Mann einer andern Nation gerecht zu

werden, vollends wenn dieser Mann geradezu ein Inbegriff der fremden Nationalität genannt werden muß, hatte ich mir nie verhehlt, und wartete daher nicht ohne Unruhe auf das Urtheil, das mir von den Stimmführern unter Voltaire's Landsleuten entgegenkommen würde. Daß das Ihrige zu Gunsten meiner Arbeit ausgefallen, macht mich derselben erst recht froh; die Wahrheit, die Sie ihr zugestehen, ist wenigstens mein einziges Bestreben gewesen.

Freilich, wer kann sich einer literarischen Arbeit, und gerade einer internationalen Friedensarbeit, wie meine Schrift über Voltaire gemeint war, freuen in einem Augenblicke, wo die beiden Nationen, die sie einander näher zu bringen helfen sollte, sich in Waffen gegenüberstehen? Gewiß haben Sie Recht, wenn Sie sagen, daß dieser Krieg allen denen, die sich um die geistige Verbindung zwischen Frankreich und Deutschland bemühen, höchst schmerzlich sein müsse; wenn Sie es als ein Unglück betrachten, daß nun auf langehin wieder Haß, Ungerechtigkeit und lieblose Beurtheilung an der Tagesordnung sein sollen zwischen den zwei Theilen der europäischen Familie, deren Einverständniß für das Werk der Gesittung am nothwendigsten sei; nicht minder, wenn Sie es als die Pflicht jedes Freundes von Wahrheit und Gerechtigkeit hinstellen, neben vollständiger Erfüllung der nationalen Pflichten, sich doch von dem parteiischen Patriotismus frei zu erhalten, der das Herz verengt und das Urtheil fälscht.

Sie äußern, hochgeehrter Herr, Sie hätten gehofft, daß der Krieg sich noch würde beschwören lassen. Das haben auch wir Deutschen seit 1866, in jedem einzelnen Falle, da er zu drohen schien, gehofft; aber im Allgemeinen hielten wir einen Krieg mit Frankreich als Folge der Ereignisse jenes Jahres für unvermeidlich; so unvermeidlich, daß man da und dort unter uns die tadelnde Frage hören konnte, warum Preußen nicht schon früher, aus Anlaß des Luxemburger Handels z. B., den Krieg aufgenommen und die Sache zum Austrag gebracht habe? Nicht als hätten wir den Krieg gewollt, aber wir kannten die Franzosen genug, um zu wissen, daß sie ihn wollen würden. Es ist wie mit dem siebenjährigen Krieg als Folge der beiden schlesischen des großen Friedrich. Er hat denselben auch nicht gewollt, aber er hat gewußt, daß Maria Theresia ihn wollen und nicht

ruhen würde, bis sie Bundesgenossen dafür gewonnen hätte. Auf ein hergebrachtes Uebergewicht verzichtet ein Herrscher, ein Volk, nicht so leicht; sie werden Versuche machen, es sich zu erhalten, bis es ihnen entschieden genommen ist. So damals Oesterreich, so jetzt Frankreich, beide Preußen gegenüber, dem, diesmal besser belehrt, das ganze außerösterreichische Deutschland zur Seite steht.

Frankreich ist seit den Zeiten Richelieu's und Ludwigs XIV. gewohnt, die erste Rolle unter den europäischen Nationen zu spielen, und durch Napoleon I. ist es in diesem Anspruche bestärkt worden. Derselbe gründete sich auf seine starke politisch-militärische Organisation, noch mehr auf die classische Literatur, die sich im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts in Frankreich entfaltet und seine Sprache, seine Bildung, zur weltbeherrschenden gemacht hatte. Die nächste Bedingung dieser Herrscherrolle Frankreichs war aber die Schwäche Deutschlands, das seiner Einheit getheilt, seiner Einigkeit zwiespältig, seiner Beweglichkeit schwerfällig gegenüberstand. Doch jede Nation hat ihre Zeit, und, wenn sie rechter Art ist, nicht bloß Eine. Die deutsche hatte die ihrige schon im 16. Jahrhundert, im Reformationszeitalter, gehabt; sie hatte diesen Vorsprung in der Folge theuer bezahlt durch die Zerrüttungen eines dreißigjährigen Krieges, der sie nicht nur in politische Unmacht, sondern auch in geistige Verkommenheit zurückwarf; darum aber war es mit ihr noch lange nicht zu Ende. Sie ersah sich von neuem ihre Zeit. Sie fing es auf der Seite an, wo die französische nicht die Wurzeln ihrer Macht, aber die ihres Rechts zur europäischen Führerrolle gehabt hatte. Sie bildete sich im Stillen; sie erzeugte eine Literatur; sie ließ eine Reihe von Dichtern und Denkern aus sich hervorgehen, die den französischen Classikern des 17. und 18. Jahrhunderts mehr als nur ebenbürtig zur Seite traten. Mochten sie auch an Feinheit des Weltverstandes und der Weltbildung, an Klarheit und Eleganz der Form, die Franzosen nicht immer erreichen, so waren sie ihnen doch an Tiefe des Gedankens, an Wärme des Gemüthes überlegen; die Idee der Humanität, der harmonischen Ausbildung der menschlichen Natur im Einzelnen wie im Zusammenleben, ist von der deutschen Literatur im letzten Viertel des vorigen und im ersten des jetzigen Jahrhunderts entwickelt worden.

Damit hatte Deutschland die geistige Führerrolle in Europa übernommen, während Frankreich die politische, zuletzt freilich in hartem Kampfe mit England, noch immer fortführte. Aber entweder war Deutschlands literarischer Aufschwung eine taube Blüthe gewesen, oder es mußte demselben auch ein politischer folgen. In der napoleonischen Zeit hatte sich Frankreich ganz unmittelbar über Deutschland hergelegt; diese Last wurde abgeworfen in den Befreiungskämpfen der Jahre 1813 und 1814. Aber der Grund unserer Unmacht, der Mangel an politischer Einheit, wurde nicht gehoben. Im Gegentheil: war allerdings das deutsche Kaiserthum schon längst nur ein Schatten gewesen, so war jetzt auch dieser Schatten geschwunden. Deutschland war ein buntes Aggregat größerer und kleinerer unabhängiger Staaten geworden. War freilich auch diese Unabhängigkeit ein bloßer Schein, so war sie doch darin real genug, daß sie jede starke Action des Ganzen unmöglich machte; während der Bundestag, der die Einheit vorstellen sollte, sein Dasein fast nur durch Niederhaltung jeder freieren Regung in den einzelnen Staaten zu erkennen gab. Wenn Frankreich von neuem Lust bekam, sich auf unsere Kosten zu vergrößern, so waren es nicht wir, so waren es Rußland und England in erster Linie, die es ihm wehren mußten. Das fühlte man in Deutschland wohl; es fühlten's die Männer der Freiheitskriege, die während der traurigen Reactionsjahre eine ganz andere Saat aufgehen sahen, als sie ausgestreut zu haben sich bewußt waren; die Jugend fühlte es, die in den Gedanken und Liedern dieser Kriege heranwuchs. Darum hatten auch die Einheitsbestrebungen dieser nächsten Zeit etwas gar Jugendliches, Unreifes und Romantisches an sich. Die deutsche Idee ging als Spuk, als der Schatten des alten Kaisers um. Daß die damaligen Machthaber auf Studentenverbindungen, auf die so unpraktischen demagogischen Umtriebe, wie man es hieß, so großes Gewicht legten, bewies nur, welch ein böses Gewissen sie hatten.

Das Gewitter Ihrer Julirevolution reinigte auch bei uns einigermaßen die Luft, ohne uns doch wesentlich weiter zu bringen. Des Hinblickens auf die anders geartete Nation wurde jetzt zu viel, da doch jedes Volk vor allem in die eigenen Hände, die eigene Art und Geschichte blicken soll. In den Kammern unserer

Kleinstaaten wurde es lebendig, manche tüchtige Kräfte regten sich: aber der beschränkte Raum engte auch ihren Gesichtskreis ein. Da Preußen und Oesterreich dem constitutionellen Wesen verschlossen blieben und in der Gegenwirkung gegen sein Ueberhandnehmen in den kleineren Staaten zusammenhielten, so galt in diesen der Widerstand gegen den Bundestag, den kläglichen Rest der deutschen Einheit für Patriotismus. In die Länge freilich konnte man sich nicht verbergen, daß mit muthigen Kammerreden in den kleinen Staaten nichts gethan sei, so lange sich deren Regierungen auf den Bundestag, d. h. auf die beiden absoluten Großstaaten stützen konnten. Gedanken von einer Volksvertretung am Bunde tauchten auf; in Preußen geschah durch Zusammenberufung des vereinigten Landtags ein hoffnungsreicher, wenn auch nur halber Schritt: als abermals ein Stoß von Ihrer Seite, die Februarrevolution, in die deutsche Entwickelung eingriff. Diese französischen Anstöße waren für uns nur so lange verderblich, als sie uns schwach fanden; in dem Maße, als wir in uns selbst erstarkten, wurden sie uns immer förderlicher, so daß dieser letzte, der recht übel für uns gemeint war, uns heute schon gedeihlichere Folgen, als alle früheren in Aussicht stellt. Der Stoß von 1848 traf uns in einem Augenblick, wo man in den einzelnen deutschen Staaten zum Gefühl der Fruchtlosigkeit aller particularistischen Bestrebungen für Freiheit und Volkswohl gekommen war, und half nun mit einemmale dem Gedanken der deutschen Einheit zum Durchbruch. In dem aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen deutschen Parlamente gab sich dieser Gedanke zum erstenmal ein politisches Organ, vor dessen moralischer Autorität eine Zeitlang alle bestehenden Particulargewalten zurücktreten mußten. Hatte aber der deutsche Einheitsgedanke während der zwanziger Jahre vorzugsweise in unsern Studenten gelebt, so könnte, wer scherzen wollte, sagen, daß er 1848 an die Professoren gekommen war; insofern wenigstens, als ja, wie schon öfter behauptet worden, in jedem gebildeten Deutschen ein Stück von einem Professor steckt. Genug, die Sache wurde theoretisch sehr gründlich, aber auch sehr unpraktisch angegriffen; man verlor mit Feststellung von Grundrechten, mit Debattiren über Verfassungsparagraphen eine kostbare Zeit; bis unvermerkt die realen Mächte wieder Kraft gewonnen hatten, und

der ideale Bau des neuen Deutschlands wie ein Wolkengebilde zerfloß.

Man hatte von solcher luftigen Höhe herab die deutsche Kaiserkrone einem Fürsten angeboten, der, obwohl übrigens selbst ein Wolkenmann, doch darin eine richtige Einsicht zeigte, daß er weder sich für den rechten Träger noch diese Krone für eine tragbare erkannte. Die Versuche, die er dann auf eigene Hand noch machte, einen Theil des damals Gebotenen sich doch anzueignen, endigten noch kläglicher als der Versuch des deutschen Volkes, sich selbst neu zu constituiren, geendet hatte. Während dieser Kämpfe hatte sich immer mehr der Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich als das Grundübel der deutschen Zustände herausgestellt. Während der Metternich'schen Zeiten war Preußen an Oesterreichs Schlepptau gegangen, und man hatte darin die Bürgschaft der Ordnung und Sicherheit gesehen; daß es jetzt immer ernstlichere Versuche machte, seinen eigenen Willen zu haben und eigene Zwecke zu verfolgen, war der österreichischen Politik ebenso unbequem als ungewohnt. Was daher von jetzt an Preußen in Deutschland schaffen oder weiterführen wollte, vom Zollverein angefangen, wurde von Oesterreich geheim und offen bekämpft; es trat für Deutschland der Zustand eines Wagens ein, dem ein Pferd vorn, ein anderes von gleicher Stärke hinten vorgespannt ist, und der daher nicht aus der Stelle kommt. Aber die Zeiten erziehen sich ihre Männer, vorausgesetzt, daß sich unter dem Nachwuchse Persönlichkeiten vom rechten Zeuge und diese an der rechten Stelle finden. Der Herr von Bismarck war ein Mann von solchem Zeuge, und seine Stellung am Bundestag in Frankfurt der rechte Standort, um in den innersten Sitz des deutschen Elends hineinzusehen. Es war zunächst sein preußischer Stolz, welcher Oesterreich für die von ihm über Preußen verhängten Demüthigungen Rache schwur; doch war ihm dabei nicht unbewußt, daß mit Preußen auch Deutschland geholfen sein würde. Aus Anlaß des Kampfes um Schleswig-Holstein gelang es einen Augenblick, die beiden Pferde neben einander zu spannen; doch kaum war der nächste Zweck erreicht, so ging der alte Gegenzug wieder an. Jetzt galt es, die Stränge zu zerhauen, die das hinten angespannte Pferd mit dem Wagen verbanden; dann mußte es dem vorderen ein leichtes sein, ihn vorwärts zu bringen. Ein

wahres Columbus-Ei, dieser Gedanke; ein jeder schien ihn haben zu müssen: und doch hat, wenn auch nicht bloß Einer ihn gehabt, doch nur Einer die rechten Mittel ergriffen, ihn ins Werk zu setzen.

Im Leben der Völker wie der Einzelnen finden sich Erfolge, wo das von uns selbst langeher Gewünschte und Erstrebte uns in so fremder Gestalt entgegentritt, daß wir es nicht erkennen, uns wohl gar unmuthig und grollend davon abwenden. So war es mit dem preußisch-österreichischen Kriege des Jahres 1866 und seinen Folgen: er brachte uns Deutschen was wir lange gewollt hatten; aber er brachte es nicht so wie wir es gewollt hatten, und darum stieß es ein großer Theil des deutschen Volkes von sich. Wir hatten die Einigung Deutschlands von der Idee, von dem Wunsche des Volks, den Gedanken seiner besten Männer aus zu Stande bringen wollen: jetzt war sie von Seiten der realen Macht, durch Blut und Eisen, angebahnt. Wir hatten, wie ja die Idee hoch und weit fliegt, sämmtliche deutsche Stämme in einer Reichsverfassung zusammenschließen wollen: jetzt waren, in Anbequemung an die Verhältnisse der Wirlichkeit, nicht nur die Deutschen in Oesterreich, sondern auch die süddeutschen Mittelstaaten draußen geblieben. Es hat Zeit gebraucht, bis der deutsche Idealismus, bis auch der deutsche Eigensinn sich mit dem Gegebenen versöhnte; aber die Macht, ich möchte sagen die Vernunft, dieses Gegebenen war so unwiderstehlich, daß die bessere Einsicht in kürzester Frist die erfreulichsten Fortschritte gemacht hat.

Was nicht am wenigsten beigetragen hat, auch dem Verblendetsten ein Licht aufzustecken, war die Art wie Frankreich sich zu diesen Ereignissen verhielt. Es hatte sie geschehen lassen in der Hoffnung, aus den inneren Kämpfen des Nachbarlandes Gewinn für seine Uebermacht zu ziehen; als es sich in dieser Rechnung getäuscht sah, konnte es seinen Verdruß nicht verhehlen. Von jetzt an konnten wir Deutschen die Werthbestimmung unserer politischen Verhältnisse an der französischen Schätzung reguliren; denn die Werthe erschienen auf beiden Seiten geradezu entgegengesetzt. An Frankreichs sauern Mienen gegen Preußen und den Nordbund konnten wir ermessen, daß in beiden unser Heil, an seinem Liebäugeln mit der süddeutschen Sonderbündelei, daß hier unser schlimmster Schaden liege. Jede Bewegung, welche Preu-

ßen machte, nicht die Südstaaten zum Beitritt zu nöthigen, sondern nur ihnen die Thür offen zu halten, wurde von Frankreich beargwohnt und zum Gegenstande von Einreden gemacht; selbst bei so gar nicht politischen Anlässen, wie die Unterstützung der Eisenbahn über den Gotthard, krähte kampflustig der gallische Hahn. Frankreich hat seit dem Sturze Napoleons dreimal seine Verfassung geändert: Deutschland hat nie daran gedacht, ihm darein zu reden, es hat stets das Recht des Nachbars anerkannt, sein Haus im Innern nach Bedürfniß und Bequemlichkeit, oder auch nach Laune, umzubauen. Ist denn nun, was wir Deutschen 1866 und seitdem gethan, etwas anderes? Brachte, was wir in unserem bis dahin notorisch unwohnlichen Hause von Wänden einschlugen, von Balken einzogen, von Mauern aufführten, dem Nachbarhaus Erschütterung? drohte es ihm Licht und Luft zu schmälern? stellte es ihm Feuersgefahr in Aussicht? Nichts von alledem; unser Haus schien ihm nur zu stattlich zu werden, diesem Nachbar; er wollte in der ganzen Straße das schönste und höchste Haus besitzen, und hauptsächlich durfte das unsrige nicht zu fest werden, wir sollten es nicht verschließen können, es sollte ihm jederzeit unbenommen bleiben, wie er früher schon mehrmals gethan, nach Belieben einige Zimmer davon in Besitz zu nehmen und zu seinem Hause zu schlagen. Und doch hatten wir diejenigen Theile unseres Hauses, welche der gewaltthätige Nachbar in früheren Zeiten sich angeeignet, bei unserem Umbau gar nicht in Anspruch genommen, sondern sie ihm gelassen und die Sache als verjährt betrachtet; jetzt freilich, nachdem er an das Schwert appellirt hat, wachen auch diese alten Fragen wieder auf.

Frankreich will seinen europäischen Primat nicht aufgeben; nur wenn es auf diesen ein Recht hat, hat es auch ein Recht, sich in unsere inneren Angelegenheiten zu mischen. Worauf stützt sich denn aber sein vermeintliches Recht auf jenen Primat? An Bildung hat sich Deutschland ihm längst zum mindesten gleichgestellt; die Ebenbürtigkeit unserer Literatur wird von den Vertretern der französischen anerkannt; und um die Gleichmäßigkeit, womit vermöge eines geordneten Schulunterrichts Bildung und Sittigung alle Schichten unseres Volks durchdringt, werden wir von den besten Männern des französischen beneidet. Die Aus-

schließung der Reformation aus Frankreich, so viel sie beigetragen hat, seine politische Macht zu verstärken, so schwer hat sie sein geistiges und sittliches Gedeihen geschädigt. Aber auch in politischer Tüchtigkeit sind wir den Franzosen, wenn auch langsam, doch vollauf nachgekommen. Die Revolution von 1789 schien ihnen einen gewaltigen Vorsprung vor uns zu geben, wir danken ihr die Sprengung mancher Fessel, die uns sonst wohl noch lange gedrückt haben dürfte; aber was wir seitdem in Frankreich gesehen haben, ist nicht dazu angethan, uns von einer Wettbewerbung abzuschrecken. Gemäßigte Regierungen scheinen dort nur dazu da zu sein, um unterwühlt zu werden, sich in Anarchie, wie diese sofort in Despotismus, aufzulösen; ob die constitutionelle Monarchie, in der auch Sie wie ich die einzig haltbare Staatsform für Europa (Ausnahmsstellungen abgerechnet) sehen, in Frankreich jemals feste Wurzeln werde treiben können, haben ja auch Sie selbst in Ihrer trefflichen Schrift über diesen Gegenstand bezweifelt, wenigstens es mehr gewünscht als gehofft.

Daß ich die vielen guten Eigenschaften der französischen Nation nicht verkenne, daß ich in ihr ein wesentliches und unentbehrliches Glied der europäischen Völkerfamilie, ein vielfach wohlthätiges Ferment in dieser Mischung sehe, das brauche ich Ihnen, hochgeehrter Herr, so wenig erst zu versichern, als Sie mich der gleichen unparteiischen Schätzung der deutschen Nation und ihrer Vorzüge zu versichern brauchen. Aber Nationen wie Individuen haben als Kehrseite ihrer Vorzüge auch ihre Fehler, und in Bezug auf diese haben unsere beiden Nationen seit Jahrhunderten eine sehr verschiedene, ja entgegengesetzte Erziehung genossen. Wir Deutschen haben in der harten Schule des Unglücks und der Schmach, wobei großentheils Ihre Landsleute unsere unnachsichtigen Schul- und Zuchtmeister waren, unsere Grund- und Erbfehler, unsere Träumerei, unsere Langsamkeit und vor allem unsere Uneinigkeit als das erkennen gelernt was sie sind, als die Hindernisse jedes nationalen Gedeihens; wir haben uns zusammengenommen, gegen diese Untugenden gekämpft und sie immer mehr von uns abzuthun gesucht. Dagegen sind die französischen Nationalfehler von einer Reihe französischer Herrscher großgezogen, lange Zeit vom Erfolg aufgeschwellt und auch vom Unglück nicht abgetrieben worden. Das Trachten nach Glanz und Ruhm, die

Neigung, denselben, statt durch stille Arbeit im Innern, durch laute abenteuernde Unternehmungen nach außen zu erreichen, die Anmaßung an der Spitze der Nationen zu stehen und die Sucht sie zu bevormunden und auszubeuten — diese Untugenden, die in der gallischen Art liegen mögen, wie die oben bezeichneten in der germanischen, sind von Ludwig XIV., von dem ersten und hoffentlich dem letzten Napoleon in einer Weise aufgefüttert worden, daß der Nationalcharakter dabei den tiefsten Schaden genommen hat. Die gloire insbesondere, die noch jüngst einer Ihrer Minister das erste Wort der französischen Sprache genannt hat, ist vielmehr ihr schlechtestes und verderblichstes, das die Nation gut thun würde für eine Zeitlang ganz aus ihrem Wörterbuche zu streichen; ist sie doch das goldene Kalb, um das diese seit Jahrhunderten ihre Tänze aufführt; der Moloch, dem sie so viele Tausende ihrer Söhne und der Söhne ihrer Nachbarvölker zum Opfer gebracht hat, und eben jetzt wieder bringt; das Irrlicht, das sie von gedeihlichen Arbeitsfeldern hinweg immer wieder in die Wüste und oft genug an den Rand des Abgrundes gelockt hat. Und während jene frühern Herrscher, Napoleon I. insbesondere, von diesem nationalen Dämon selbst auch besessen, mithin bei ihren wenn auch ungerechten Kriegen doch gewissermaßen naiv waren, ist es bei dem jetzigen Napoleon die bewußte raffinirte Absicht, zu den Zwecken kalter Selbstsucht die Nation irre zu führen, ihre Aufmerksamkeit von der sittlichen und politischen Verkommenheit im Innern nach außen abzulenken, was ihn die nationale Leidenschaft der Glanz-, Ruhm- und Raubsucht fort und fort schüren heißt. Es ist ihm gegen Rußland in der Krim, gegen Oesterreich in Italien gelungen; in Mexico hat er empfindliches Mißgeschick gehabt; gegenüber Preußen den rechten Zeitpunkt verpaßt; zu Anfang dieses Jahres konnte man einen Augenblick meinen, es sei ihm Ernst damit, von dieser Straße ab auf die der innern Reformen im Sinne vernünftiger Freiheit und Wirthschaftlichkeit einzulenken; bis der Rückgriff zum Plebiscit alle Welt belehrte, daß er der alte geblieben sei. Von da an war auch für Deutschland alles zu fürchten — oder daß ich besser rede, alles zu hoffen.

Die Einheit, die er hintertreiben wollte, jetzt haben wir sie; die unerhörte Anmaßung, die in dem Ansinnen an den König

von Preußen lag, war dem geringsten Bauer in der Mark wie den Königen und Herzogen südlich des Mains gleich verständlich und unerträglich; wie ein Sturm wehte der Geist der Jahre 1813 und 1814 durch alles deutsche Land, und bereits haben die ersten Kriegserfolge uns ein Pfand gegeben, daß einer Nation, die nur für dasjenige kämpft, wozu sie das Recht und die Macht in sich fühlt, der Erfolg unmöglich fehlen kann. Dieser Erfolg, um den wir ringen, ist einzig die Gleichberechtigung der europäischen Völker, ist die Sicherheit, daß fortan nicht mehr ein unruhiger Nachbar nach Belieben uns in den Arbeiten des Friedens stören und der Früchte unseres Fleißes berauben kann. Dafür wollen wir Bürgschaften haben, und erst wenn diese gegeben sind, wird von einem freundlichen Einvernehmen, von einem einträchtigen Zusammenwirken der beiden Nachbarvölker an allen Arbeiten der Cultur und Humanität die Rede sein können; dann aber auch erst, wenn dem französischen Volke der falsche Weg versperrt ist, wird es in der Lage sein, Stimmen wie der Ihrigen das Ohr zu öffnen, die es von jeher auf den rechten, den Weg der redlichen Arbeit an sich selbst, der Zucht und Sitte, hingewiesen haben.

Ich bin weitläufiger geworden als ich eigentlich wollte und als am Ende auch schicklich ist; allein unsere deutschen Zustände und Bestrebungen zeigen sich dem Fremden so gerne nur im Nebel, und um diesen ein wenig zu zertheilen, ist einiges Ausholen unvermeidlich. Noch weniger schicklich werden Sie es vielleicht finden, daß Ihnen diese Zeilen gedruckt statt geschrieben zukommen. Gewiß würde ich in gewöhnlichen Zeiten erst Ihre Genehmigung eingeholt haben; bis aber unter den jetzigen Umständen mein Gesuch in Ihre, und Ihre Antwort in meine Hände käme, wäre der rechte Augenblick vorbei; und ich denke doch, es sei nicht übel gethan, wenn in dieser Krisis zwei Männer aus beiden Nationen, deren jeder in der seinigen unabhängig und dem politischen Parteitreiben ferne steht, sich über die Ursachen und die Bedeutung des Kampfes freimüthig und doch ohne Leidenschaft gegeneinander aussprechen. Denn erst dann wird diese meine Aeußerung mir ihren wahren Werth zu haben scheinen, wenn sie Ihnen zu einer ähnlichen von Ihrem Standpunkt aus Veranlassung gibt.

Unterdessen, mein Herr, genehmigen Sie die Versicherung der aufrichtigen Verehrung, die Sie kennen, und erhalten unter allem Kriegsgetümmel Ihre freundliche Zuneigung

Ihrem ergebensten

D. F. Strauß.

Rorschach am Bodensee, 12. Aug. 1870.

II.

Renan an Strauß.

Werther und gelehrter Herr!

Ihre erhabenen und philosophischen Worte sind in einem Zeitpunkte, wo alle Mächte der Hölle entfesselt schienen, wie eine Friedensbotschaft zu uns gekommen; sie sind uns überaus tröstlich gewesen, mir vor allen, der ich Deutschland verdanke, was ich am höchsten schätze, meine Philosophie, ich kann beinahe sagen, meine Religion. Ich war im Seminar zu St. Sulpice, um's Jahr 1843, als ich anfing, Deutschland kennen zu lernen durch die Schriften von Goethe und Herder. Ich glaubte in einen Tempel zu treten, und von dem Augenblick an machte mir alles, was ich bis dahin für eine der Gottheit würdige Pracht gehalten hatte, nur noch den Eindruck welker und vergilbter Papierblumen. So hat mich auch, wie ich Ihnen im ersten Augenblicke der Feindseligkeiten geschrieben habe, dieser Krieg mit Schmerz erfüllt, zunächst um des entsetzlichen Unglücks willen, das er nothwendig nach sich ziehen mußte, dann um des Hasses, um der ungerechten Urtheile willen, die er verbreiten, und des Nachtheils, den er den Fortschritten der Wahrheit bringen wird. Das große Unglück der Welt ist, daß Frankreich Deutschland nicht versteht und Deutschland Frankreich nicht: dieses Mißverständniß wird sich jetzt nur noch verschlimmern. Man bekämpft den Fanatismus auf der einen Seite durch den gleichen Fanatismus auf der anderen; nach dem Kriege werden wir uns Gemüthern gegenüber befinden, die durch die Leidenschaft verengt, für die Weite und Freiheit unseres Gesichtskreises verdorben sind.

Ihre Gedanken über den Entwicklungsgang der deutschen

Einheit finde ich vollkommen richtig. In dem Augenblick, als ich die Nummer der Allgemeinen Zeitung erhielt, worin Ihr schönes Schreiben abgedruckt ist, war ich gerade beschäftigt, für die Revue des deux mondes einen Artikel zu verfassen, der in diesen Tagen erscheinen wird, worin ich Ansichten entwickelte, die mit den Ihrigen durchaus zusammentreffen. Es ist klar, wenn man einmal den Grundsatz der dynastischen Legitimität aufgegeben hat, so gibt es für die territoriale Abgrenzung der Staaten keine andere Grundlage mehr, als das Recht der Nationalitäten, d. h. der natürlichen Gruppen, wie sie durch Race, Geschichte und den Willen der Bevölkerungen bestimmt sind. Und wenn es irgend eine Nationalität gibt, die ein augenscheinliches Recht hat, in all ihrer Unabhängigkeit zu existiren, so ist dieß sicher die deutsche. Deutschland hat den besten nationalen Rechtstitel, nämlich eine geschichtliche Rolle von höchster Bedeutung, eine Seele, möchte ich sagen, eine Literatur, Männer von Genie, eine eigenthümliche Auffassung göttlicher und menschlicher Dinge. Deutschland hat die bedeutendste Revolution der neueren Zeiten, die Reformation, gemacht; außerdem hat sich in Deutschland seit einem Jahrhundert eine der schönsten geistigen Entwicklungen vollzogen, welche die Geschichte kennt, eine Entwicklung, die, wenn ich den Ausdruck wagen darf, dem menschlichen Geist an Tiefe und Ausdehnung eine Stufe zugesetzt hat, so daß, wer von dieser neuen Entwicklung unberührt geblieben, zu dem der sie durchgemacht hat, sich verhält, wie einer der nur die Elementarmathematik kennt, zu dem der im Differentialcalcul bewandert ist.

Daß eine so große geistige Kraft, mit so viel Sittlichkeit und Ernst verbunden, eine entsprechende politische Bewegung hervorbringen mußte, daß das deutsche Volk berufen war, auf dem Felde der äußeren Verhältnisse, der materiellen und praktischen Interessen, eine Geltung zu gewinnen, die seiner Bedeutung auf dem geistigen Felde entsprach, das war für jeden Einsichtigen, von Gewohnheit und oberflächlicher Parteinahme Unverblendeten offenbar. Was die Rechtmäßigkeit der Wünsche Deutschlands vollends außer Zweifel stellte, war der Umstand, daß sein Drang nach Einheit eine Vorsichtsmaßregel war, veranlaßt durch die beklagenswerthen Thorheiten des ersten Kaiserreichs; Thorheiten, die von aufgeklärten Franzosen ebenso verworfen werden, wie

von den Deutschen, aber gegen deren Wiederkehr es gut war sich zu schützen, da gewisse Leute noch immer unbesonnen genug sind, diese Erinnerungen zu pflegen.

Ich kann Ihnen sagen, daß im Jahr 1866 wir (ich spreche hier im Namen einer kleinen Gruppe wahrhaft liberaler Männer) mit großer Freude den Anfang begrüßt haben, den Deutschland machte, sich als eine Macht ersten Ranges zu constituiren. Nicht als hätte es uns besser als Ihnen behagt, diesen großen und glücklichen Erfolg durch das preußische Heer herbeigeführt zu sehen. Sie haben besser als irgend einer gezeigt, wie viel fehlt, daß Preußen Deutschland wäre. Aber gleichviel; wir dachten hierüber wie vermuthlich auch Sie, daß nämlich die deutsche Einheit, nachdem sie durch Preußen zu Stande gekommen, Preußen in sich auflösen würde, gemäß dem allgemeinen Gesetze, wornach der Sauerteig in der Masse verschwindet, die er in Gährung gesetzt hat. An die Stelle dieses anmaßlichen und engherzigen Pedantismus, der uns an Preußen so oft mißfällt, sahen wir allmählig und endgültig den deutschen Geist mit seiner wundervollen Weite, seinem poetischen und philosophischen Anhauche treten. Was für unsere liberalen Instincte abstoßend war in einem feudalen wenig parlamentarischen Lande, mit einem Adel voll beschränkter Orthodoxie und Vorurtheilen jeder Art, das vergaßen wir wie Sie es vergaßen, um in der weiteren Zukunft nur Deutschland zu sehen, d. h. eine große freisinnige Nation, bestimmt, die politischen, religiösen und socialen Fragen um einen entscheidenden Schritt weiter zu fördern, und vielleicht dasjenige zu Stande zu bringen, was wir in Frankreich bis jetzt ohne Erfolg versucht haben: eine vernünftige und begriffsmäßige Organisation des Staats.

Wie sind diese Träume getäuscht worden! wie haben sie der bittersten Wirklichkeit Platz gemacht! Ich habe meine Gedanken über diesen Punkt in der Revue entwickelt; ich kann sie in zwei Worte fassen. Man mag die Fehler der französischen Regierung so groß machen als man will; aber ungerecht wäre es, außer Acht zu lassen, wie tadelnswerth in vielen Stücken auch das Benehmen der preußischen Regierung gewesen ist. Sie wissen, daß 1865 die Plane des Herrn von Bismarck dem Kaiser Napoleon III. mitgetheilt wurden, der ihnen im allgemeinen zustimmte. Wenn

diese Zustimmung aus der Ueberzeugung floß, daß die Einheit Deutschlands eine geschichtliche Nothwendigkeit und daß zu wünschen sei, diese Einheit möchte sich in freundlichem Einverständniß mit Frankreich gestalten, so hatte der Kaiser dreimal Recht. Es ist mir persönlich bekannt, daß etwa einen Monat vor dem Beginn der Feindseligkeiten von 1866 Napoleon III. an den Erfolg Preußens glaubte, ja daß er denselben wünschte. Unglücklicherweise war es das Zaudern, die Neigung, einander widersprechende Kundgebungen sich folgen zu lassen, was in diesem wie in mehreren Fällen dem Kaiser verderblich wurde. Der Sieg von Sadowa trat ein, ohne daß etwas vereinbart war. Unbegreifliche Wandelbarkeit! Irregeführt durch die Großsprechereien der Kriegspartei, verwirrt durch die Vorwürfe der Opposition, ließ der Kaiser sich verleiten, ein Ergebniß als Niederlage zu betrachten, das für ihn ein Sieg hätte sein müssen, und das er in jedem Falle gewollt und herbeigeführt hatte.

Wenn der Erfolg alles rechtfertigt, ist die preußische Regierung vollkommen freigesprochen; aber wir beide, mein Herr, sind Philosophen, wir haben die Naivetät zu glauben, daß auch der Sieger Unrecht gehabt haben kann. Die preußische Regierung hatte von Napoleon III. und von Frankreich ein stillschweigendes Bündniß nachgesucht und angenommen. Obwohl nichts festgestellt war, schuldete sie doch dem Kaiser und Frankreich Beweise von Dankbarkeit und Sympathie. Einer von Ihren Landsleuten, der in diesem Augenblicke gegen Frankreich mehr Leidenschaft zeigt, als ich an einem Manne von Lebensart gerne sehe, sagte mir in dem Zeitpunkte von dem die Rede ist, Deutschland sei Frankreich eine große Erkenntlichkeit schuldig für den reellen, wenn auch nur negativen Antheil, den letzteres an seiner Begründung gehabt habe. Geleitet durch einen Stolz, der in Zukunft noch verdrießliche Folgen haben wird, dachte das Berliner Kabinet hierüber anders. Gewiß haben territoriale Vergrößerungen, wenn es sich um eine Nation handelt, die bereits 30 bis 40 Millionen zählt, wenig Bedeutung; die Erwerbung von Savoyen und Nizza ist für Frankreich mehr lästig als nützlich gewesen. Dennoch kann man bedauern, daß die preußische Regierung in der Luxemburger Angelegenheit von der Strenge ihrer Ansprüche nichts nachgelassen hat. Die Abtretung Luxemburgs an Frankreich hätte Frank-

reich nicht größer, Deutschland nicht kleiner gemacht; aber diese unbedeutende Concession wäre hinreichend gewesen, die oberflächliche Meinung zu befriedigen, die in einem Lande des allgemeinen Stimmrechts geschont sein will, und hätte der französischen Regierung möglich gemacht, ihren Rückzug zu maskiren. An dem größten Kreuzfahrerschlosse, das in Syrien noch vorhanden ist, dem Kalaat-el-hosn, sieht man, in schönen Buchstaben aus dem 12. Jahrhundert, folgende Inschrift, die das Haus der Hohenzollern auf das Wappenschild aller seiner Schlösser eingraben lassen sollte:

Sit tibi copia,	Inquinat omnia
Sit sapientia,	Sola superbia,
Formaque detur:	Si comitetur.

Darum kann in Betracht der entfernten Kriegsursachen ein unparteiischer Sinn die Vorwürfe zwischen der französischen und der preußischen Regierung beinahe gleich theilen. Was die nächste Ursache, jenen beklagenswerthen diplomatischen Zwischenfall, oder vielmehr jenes grausame Spiel beleidigter Eitelkeiten anlangt, die, um elende Diplomatenstreitigkeiten zu rächen, alle Geißeln über das menschliche Geschlecht losgelassen haben, so wissen Sie, wie ich davon denke. Ich befand mich in Tromsoë, wo ich in der glänzendsten Schneelandschaft der Polarmeere mich auf die Todteninseln unserer keltischen und germanischen Vorfahren träumte, als ich jene schreckliche Nachricht erhielt: nie habe ich so wie an diesem Tage das unselige Schicksal verwünscht, das unser armes Vaterland dazu verdammt zu haben scheint, immer nur von Unwissenheit, Dünkel und Unfähigkeit geleitet zu sein.

Dieser Krieg, man mag sagen was man will, war keineswegs unvermeidlich. Frankreich wollte in keiner Art den Krieg. Man darf in diesen Dingen nicht nach den Rednereien der Journale und dem Geschrei der Boulevards urtheilen. Frankreich ist gründlich friedliebend, seine Neigungen sind der Ausbeutung seiner unerschöpflichen Reichthumsquellen und den demokratischen und socialen Fragen zugewendet. Der König Ludwig Philipp hatte das Wahre in diesem Punkte mit sehr richtigem Sinne gesehen. Er erkannte, daß Frankreich mit seiner ewigen Wunde, die stets bereit ist sich wieder zu öffnen (dem Mangel einer Dynastie oder einer allgemein angenommenen Verfassung) den großen Krieg

nicht führen könne. Eine Nation, die ihr Programm erfüllt und die Gleichheit erreicht hat, kann unmöglich mit jungen Völkern kämpfen, die noch voll von Illusionen und im frischen Feuer ihrer Entwicklung sind. Glauben Sie mir, die einzigen Ursachen des Krieges sind die Schwäche unserer constitutionellen Einrichtungen und die verderblichen Rathschläge, die von dünkelhaften und beschränkten Militärs, von eiteln oder unwissenden Diplomaten dem Kaiser gegeben wurden. Das Plebiscit hat damit nichts zu thun; im Gegentheil, diese seltsame Kundgebung, welche zeigte, daß die Napoleonische Dynastie ihre Wurzeln bis in die innersten Eingeweide des Landes getrieben hatte, mußte glauben machen, der Kaiser würde sich fortan mehr und mehr von dem Gebahren eines verzweifelten Spielers lossagen. Ein Mann, der großen Grundbesitz sein eigen nennt, scheint uns weniger veranlaßt, alles auf Einen Wurf zu setzen, als der, dessen Reichthum zweifelhaft ist. In der That, um die Gefahren eines Brandes zu beseitigen, genügte es zu warten. Wie viele Fragen in den Angelegenheiten dieses armen Menschengeschlechts wollen dadurch gelöst sein, daß man sie nicht löst. Nach Verfluß von etlichen Jahren ist man ganz überrascht, daß die Frage gar nicht mehr vorhanden ist. Hat es jemals einen Nationalhaß gegeben, wie den, der sechs Jahrhunderte lang Frankreich und England geschieden hat? Noch vor 25 Jahren, unter Ludwig Philipp, war dieser Haß ziemlich stark, alle Welt erklärte, er könne nur in Krieg endigen: er ist wie mit einem Zauberschlage verschwunden.

Natürlich, mein werther Herr, haben seit der verhängnißvollen Stunde die einsichtsvollen Liberalen hier zu Lande nur den einen Wunsch, geendigt zu sehen, was niemals hätte angefangen werden sollen. Frankreich hatte tausendmal Unrecht, sich der innern Entwicklung Deutschlands widersetzen zu wollen; aber Deutschland würde einen nicht minder schweren Fehler begehen, wenn es die Integrität Frankreichs antasten wollte. Hat man die Absicht, Frankreich zu Grunde zu richten: nichts besser erdacht, als ein solcher Plan; verstümmelt würde Frankreich in Krämpfe gerathen und zu Grunde gehen. Wer, wie einige Ihrer Landsleute, der Meinung ist, Frankreich müsse aus der Zahl der Völker getilgt werden, der ist nur folgerichtig, wenn er seine Verkleinerung verlangt; er sieht sehr wohl, daß diese Verkleinerung sein Ende sein

würde. Wer dagegen, wie Sie, die Ueberzeugung hat, daß Frankreich für die Harmonie der Welt unentbehrlich ist, der hat die Folgen wohl zu erwägen, die eine Zerstückelung desselben nach sich ziehen würde. Ich kann hier mit einer Art von Unparteilichkeit sprechen. Ich habe mich mein Leben lang bestrebt, ein guter Patriot zu sein, soweit ein rechtschaffener Mann es sein soll, doch zu gleicher Zeit vor dem übertriebenen Patriotismus als einer Ursache des Irrthums mich in Acht zu nehmen. Zudem ist meine Philosophie der Idealismus: wo ich das Gute, Schöne, Wahre sehe, da ist mein Vaterland. Im Namen der wahren ewigen Interessen des Ideals würde ich trostlos sein, wenn Frankreich nicht mehr existiren sollte. Frankreich ist nöthig als Protestation gegen Pedantismus, Dogmatismus, engherzigen Rigorismus. Sie, der Voltaire so gut begriffen hat, müssen das begreifen. Der Leichtsinn, den man uns vorwirft, ist in seinem Grunde ernsthaft und anständig. Beachten Sie, daß, wenn unsere Geistesart mit ihren Vorzügen und Mängeln verschwinden würde, das menschliche Bewußtsein sicherlich ärmer gemacht wäre. Mannigfaltigkeit ist nöthig, und die erste Pflicht des Menschen, der mit wahrhaft frommem Sinn in die Plane der Gottheit eingeht, ist die Duldsamkeit, ja selbst die Achtung für die providentiellen Organe des geistigen Lebens der Menschheit, die ihm am wenigsten gleichartig und sympatisch sind. Ihr berühmter Mommsen hat vor wenigen Tagen in einem Briefe, der uns einigermaßen betrübt hat, unsere Literatur dem schlammigen Wasser der Seine verglichen und gemeint, man sollte die Welt vor ihr wie vor einem Gifte bewahren. Wie? dieser strenge Gelehrte kennt also unsere burlesken Journale und unser thörichtes kleines Possentheater? Seien Sie versichert, daß hinter der marktschreierischen und elenden Literatur, die bei uns wie überall den Beifall des Haufens hat, es noch ein sehr ausgezeichnetes Frankreich gibt, verschieden von dem Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts, und doch desselben Stammes: für's Erste eine Gruppe von Männern des höchsten Werthes und von vollkommenem Ernste; dann eine ausgewählte Gesellschaft, liebenswürdig und ernsthaft zugleich, fein, tolerant, eine Gesellschaft die alles weiß ohne etwas gelernt zu haben, die das letzte Ergebniß jeder Philosophie instinctmäßig vorausahnt. Hüten Sie sich, dieses Element zu verletzen. Frankreich, ein sehr gemischtes

Land, hat das Eigene, daß gewisse germanische Pflanzen darin oft besser als in ihrem heimischen Boden gedeihen; es ließe sich das durch Beispiele aus unserer Literargeschichte des 12. Jahrhunderts belegen, durch die mittelalterlichen Heldengesänge, die scholastische Philosophie, die gothische Baukunst. Sie scheinen zu glauben, daß durch gewisse radicale Maßregeln die Verbreitung der gesunden germanischen Ideen erleichtert werden würde. Täuschen Sie sich nicht: diese Propaganda wäre dann vielmehr rein abgeschnitten; das Land würde sich mit Wuth in seine nationalen Bahnen, seine eigenthümlichen Fehler stürzen. „Um so schlimmer für Frankreich!" werden Ihre Ultras sagen. „Um so schlimmer für die Menschheit!" werde ich hinzusetzen. Die Unterdrückung oder das Schwinden eines Gliedes setzt den ganzen Körper in Mitleidenschaft.

Die Stunde ist feierlich. Es gibt in Frankreich zwei Strömungen der Meinung. Die einen räsonniren so: „Machen wir diesem verhaßten Handel so rasch wie möglich ein Ende; treten wir alles ab, Elsaß, Lothringen; unterzeichnen wir den Frieden; dann aber Haß auf den Tod, Vorbereitungen ohne Rast, Allianz mit wem es sich trifft, unbegrenzte Nachgiebigkeit gegen alle russischen Anmaßungen; ein einziges Ziel, eine einzige Triebfeder für das Leben: Vertilgungskampf gegen die germanische Race." Andre sagen: „Retten wir Frankreichs Integrität, entwickeln wir die constitutionellen Einrichtungen, machen wir unsere Fehler gut, nicht indem wir Rache träumen für einen Krieg, worin wir die ungerechten Angreifer waren, sondern indem wir mit Deutschland und England ein Bündniß schließen, dessen Wirkung sein wird, die Welt auf dem Wege der freien Gesittung weiter zu führen." Deutschland wird entscheiden, ob Frankreich diese oder jene Politik erwählen wird; es wird damit zugleich über die Zukunft der Gesittung entscheiden.

Ihre hitzigen Germanisten berufen sich darauf, das Elsaß sei ein deutsches Land, unrechtmäßiger Weise vom deutschen Reiche abgerissen. Bemerken Sie, wie die Nationalitäten sämmtlich nur gleichsam in Bausch und Bogen miteinander abgefunden sind; fängt man einmal an, in dieser Art über die Ethnographie jedes Gaues zu räsonniren, so öffnet man endlosen Kriegen Thür und Thor. Schöne französisch redende Provinzen bilden keinen Be-

standtheil von Frankreich, und das ist sehr vortheilhaft, für Frankreich selbst. Slavische Länder gehören zu Preußen. Diese Unregelmäßigkeiten sind der Civilisation sehr förderlich. Die Vereinigung des Elsasses mit Frankreich z. B. ist eines der Ereignisse, die der Propaganda des Germanismus am meisten Vorschub geleistet haben; das Elsaß ist das Thor, durch welches die Ideen, die Methoden, die Bücher aus Deutschland in der Regel eingehen, um zu uns zu gelangen. Es ist außer Streit, wollte man das elsässische Volk befragen, so würde eine unermeßliche Majorität sich für das Verbleiben bei Frankreich aussprechen. Ist es Deutschlands würdig, sich mit Gewalt eine widersetzliche, erbitterte, vollends seit der Verwüstung Straßburgs unversöhnlich gewordene Provinz anzueignen? Man ist in der That zuweilen betroffen von der Kühnheit Ihrer Staatsmänner. Der König von Preußen scheint im Zuge, sich die Lösung der französischen Frage aufzubürden, Frankreich eine Regierung geben und diese demgemäß auch aufrecht erhalten zu wollen. Kann man muthwilligerweise nach einer solchen Last verlangen? Wie ist es möglich, nicht einzusehen, daß die Consequenz dieser Politik wäre, Frankreich für ewige Zeiten mit 3 bis 400,000 Mann besetzt zu halten? Deutschland will also mit dem Spanien des 16. Jahrhunderts wetteifern? Und seine große und hohe Geistesbildung, was sollte aus ihr bei solchem Spiele werden? Es nehme sich in Acht, daß nicht eines Tags, wenn man die ruhmvollsten Tage der germanischen Race bezeichnen will, man der Periode ihrer Militärherrschaft, die vielleicht durch geistige und sittliche Erniedrigung bezeichnet sein wird, die ersten Jahre unseres Jahrhunderts vorziehe, wo sie, äußerlich besiegt, erniedrigt, der Welt die höchste Offenbarung der Vernunft gab, welche die Menschheit bis dahin gekannt hatte.

Man muß erstaunen, daß einige Ihrer besten Geister dieß nicht einsehen, und besonders, daß sie gegen eine europäische Intervention in diesen Fragen sind. Der Friede kann, so scheint es, nicht direct zwischen Frankreich und Deutschland geschlossen werden; er kann nur das Werk Europa's sein, das den Krieg mißbilligt hat, und wollen muß, daß kein Glied der europäischen Familie allzusehr geschwächt werde. Sie sprechen mit gutem Rechte von Garantien gegen die Wiederkehr ungesunder Gelüste; aber welche Garantie könnte stärker sein, als wenn Europa von

neuem die gegenwärtigen Grenzen sanctionirte und jedem Theile untersagte, an eine Verrückung der durch die alten Verträge gesetzten Marksteine zu denken? Jede andere Lösung würde das Thor offen lassen für Rachehandlungen ohne Ende. Wenn Europa dieß thut, so wird es für die Zukunft den Keim der furchtbarsten Institution gelegt haben, einer Centralautorität, meine ich, einer Art von Congreß der vereinigten europäischen Staaten, der den Nationen Recht spricht, sich über sie stellt und das Nationalitätsprincip durch das Princip der Föderation regulirt. Bis auf unsere Tage hat diese Centralmacht der europäischen Gemeinschaft sich nur wirksam gezeigt in vorübergehenden Coalitionen gegen das Volk, das auf Universalherrschaft Anspruch machte; es wäre gut, wenn sich eine permanente und präventive Coalition bildete zur Aufrechterhaltung der großen gemeinsamen Interessen, die doch zuletzt die der Vernunft und Civilisation sind.

Das Princip der europäischen Föderation kann so eine Grundlage der Vermittlung bilden, ähnlich derjenigen, die im Mittelalter die Kirche bot. Man ist bisweilen versucht, eine verwandte Rolle den demokratischen Tendenzen und der Bedeutung zu leihen, die in unsern Tagen die socialen Probleme gewinnen. Die Bewegung der zeitgenössischen Geschichte besteht darin, daß die patriotischen Fragen auf der einen Seite und die demokratisch-socialen auf der andern sich die Wage halten. Diese letzteren Probleme haben eine Seite der Berechtigung und werden in gewissem Sinne vielleicht die großen Friedensstifter der Zukunft sein. Es ist gewiß, daß die demokratische Partei ihrer Verirrungen ungeachtet, sich mit Aufgaben beschäftigt, die höher liegen als das Vaterland; die Anhänger dieser Partei reichen sich die Hände über alle Scheidewände der Nationalitäten hinüber und zeigen große Gleichgültigkeit gegen die Fragen des Ehrenpunkts, die vor allen den Adel und die Militärs berühren. Die Tausende von armen Leuten, die sich jetzt gegenseitig morden für eine Sache, die sie nur halb verstehen, hassen sich nicht, sie haben gemeinsame Bedürfnisse, gemeinsame Interessen. Daß sie dereinst dahin kommen werden, sich zu verständigen und sich die Hände zu reichen trotz ihrer Anführer, das ist ohne Zweifel ein Traum; es läßt sich indeß mehr als ein Weg vorhersehen, auf dem Preußens maßlose Politik derartigen Ideen einen von ihm ungeahnten

Vorschub leisten kann. Es ist schwer denkbar, daß diese Wuth einer Handvoll Menschen, der Ueberreste alter Aristokratien, noch lange im Stande sein sollte, Massen friedlicher Bevölkerungen zur Schlachtbank zu führen, die auf dem Standpunkt einer ziemlich vorgerückten demokratischen Denkart angekommen und mehr oder minder mit ökonomischen Ideen (ihnen sind sie heilig) getränkt sind, deren Eigenthümliches eben darin besteht, daß sie gegen die nationalen Rivalitäten gleichgültig machen.

Ach, mein theurer Herr, wie gut hat Jesus gethan, ein Reich Gottes zu gründen, eine Welt, erhaben über Haß, Eifersucht und Stolz, wo der Geachtetste nicht wie in der traurigen Zeit, worin wir leben, derjenige ist, der am meisten Uebels thut, der schlägt, tödtet, beschimpft, der größte Lügner, der Unehrlichste, Ungezogenste, der Mißtrauischste und Treuloseste, der Furchtbarste an bösen Anschlägen, an teuflischen Ideen ist, am wenigsten Mitleid und Verzeihung kennt, am wenigsten Lebensart hat, der seinen Gegner überrascht und ihm die schlimmsten Streiche spielt; sondern der Sanfteste, der Bescheidenste, der am meisten aller Dreistigkeit, aller Prahlerei und Härte fern ist, der aller Welt den Vortritt läßt, der sich als den Letzten betrachtet. Der Krieg ist ein Gewebe von Sünden, ein widernatürlicher Zustand, wo man das als schöne Handlung empfiehlt, was man zu jeder andern Zeit als Fehler und Verbrechen meiden heißt; wo es Pflicht ist, sich über das Unglück des Andern zu freuen, wo derjenige, der Gutes für Böses thun, der die evangelische Vorschrift, Unrecht zu verzeihen, sich selbst zu erniedrigen, üben wollte, abgeschmackt und tadelnswerth erscheinen würde. Was den Eintritt in Walhalla eröffnet, verschließt den in das Reich Gottes. Haben Sie bemerkt, daß weder in den acht Seligkeiten, noch in der Bergpredigt, noch sonst im Evangelium, noch in der ganzen urchristlichen Literatur ein Wort sich findet, das die kriegerischen Tugenden unter denjenigen aufführte, die das Himmelreich gewinnen?

Bestehen wir auf diesen großen Friedenslehren, die den Menschen entgehen, die, von ihrem Stolze bethört, durch ihre ewige und so unphilosophische Todesverachtung fortgerissen sind. Niemand hat das Recht, gegen das Unglück seines Vaterlandes gleichgültig zu sein; aber der Philosoph wie der Christ hat immer

Gründe, zu leben. Das Reich Gottes kennt weder Sieger noch Besiegte; es besteht in den Freuden des Herzens, des Geistes und der Einbildungskraft, die der Besiegte mehr als der Sieger schmeckt, wenn er sittlich und geistig höher steht. Ihr großer Goethe, Ihr bewundernswerther Fichte, haben sie uns nicht gelehrt, wie man ein edles und folglich glückliches Leben führen kann mitten in der äußern Erniedrigung seines Vaterlandes? Mir gibt übrigens Eines zu großer Seelenruhe Grund. Im letzten Jahre, bei den Wahlen zum gesetzgebenden Körper, bot ich mich den Wählern an; ich wurde nicht gewählt; aber meine Anschläge finden sich noch an den Mauern der Dörfer des Seine-Marne-Departements, und darin ist zu lesen: „Keine Revolution, keinen Krieg! Ein Krieg wäre ebenso verderblich wie eine Revolution.“ Um ein ruhiges Gewissen zu haben in Zeiten wie die unsrigen, muß man sich sagen können, daß man das öffentliche Leben so wenig grundsätzlich gemieden als gesucht hat.

Erhalten Sie mir immer Ihre Freundschaft und bleiben meiner wärmsten Zuneigung versichert.

Paris 13. Sept. 1870.

Ernst Renan.

III.

Strauß an Renan.

Sie haben, hochgeehrter Herr, meinem Wunsche stattgegeben, Sie haben mein offenes Schreiben an Sie in derselben Form beantwortet, und Sie haben dieß in einer so freundlichen, liebenswürdigen Art gethan, daß ich Ihnen den Dank dafür nicht schuldig bleiben darf. Ihr Antwortschreiben erneuert mir die ermuthigende Ueberzeugung, mit Ihnen auf gleichem Boden zu stehen und, bei aller Abweichung über die Wege, doch demselben Ziele zuzustreben. Redliche Förderung der Menschheit auf der Bahn freier harmonischer Entwicklung ist für uns beide der Leitstern unseres Denkens und Schaffens; wobei jeder, wie billig, zunächst auf seine eigene Nation zu wirken, aber auch die des andern zu verstehen sucht und zu schätzen weiß.

Gar wohlthuend haben mich gleich im Eingang Ihres Schreibens die Worte warmer Anerkennung berührt, die Sie der deutschen Literatur unserer classischen Periode widmen. Und gern und aufrichtig stimme ich dagegen Ihnen zu, wenn Sie von dem Beurtheiler Ihrer Nation verlangen, daß er von den ungesunden Producten einer frivolen Tagesliteratur die gehaltvollen Früchte der Arbeit ernster Geister, von dem Frankreich des Tandes und der Mode einen gediegenen Kern, von der schlechten sittenlosen Gesellschaft eine gute, tief und wahrhaft gebildete zu unterscheiden wisse. Es kann nicht geläugnet werden, es ist während der letzten Jahrzehnte von Frankreich in Form von Romanen und Theaterstücken insbesondere, ein solcher Giftstrom ausgeflossen, daß man dem deutschen Gelehrten, dessen Sie gedenken, sein zürnendes Wort nicht verargen darf. Aber wenn er, um sich dazu veranlaßt zu finden, nicht nöthig hatte nach Paris zu

reisen, wenn er alle die Schandstücke, alle die schamlosen Tänze in Berlin selber aufführen sehen konnte, so liegt hierin für uns Deutsche bereits das beschämende Geständniß, daß wir durch willfährige Aufnahme uns zu Mitschuldigen der französischen Verderbniß gemacht haben. Und andrerseits eine Literatur, in der eben während dieser Zeiten des Verfalles so edle und feine Geister wie — um nur Einen, leider verstorbenen, zu nennen — Sainte-Beuve gewirkt haben, die dürfen wir nicht in Bausch und Bogen als eine verderbliche von uns weisen. Nur tiefer gedrungen und weiter verbreitet als französische Patrioten wohl sich selbst gestehen mögen, und als auch wir Deutschen noch vor kurzem vermutheten, ist dort nicht allein in der Literatur, sondern auch im Volke das Verderben; von dieser allgemeinen Fäulniß und Auflösung aller sittlichen Bande haben wir vor dem gegenwärtigen Kriege keine Vorstellung gehabt.

Von Ihrer Einsicht und Billigkeit war es nicht anders zu erwarten, als daß sie uns Deutschen, neben der geistigen und sittlichen Geltung, die wir uns unter den Völkern errungen, auch das Recht zugestehen würden, uns verhältnißmäßig politisch geltend zu machen. Sie gönnen diesem „Volke von Denkern“ auch bei der Theilung der Erde ein Stück. Daß aber das für jenes lose Aggregat unabhängiger Groß-, Mittel- und Kleinstaaten, das bis 1866 Deutschland hieß, nicht erreichbar, daß dazu die Zusammenfassung der deutschen Stämme und Staaten in einen wirklichen Gesammtstaat erforderlich war, sehen Sie gleichfalls ein. Warum, fragen Sie in der geistvollen Abhandlung über den deutsch-französischen Krieg in der Revue des deux Mondes, warum Deutschland das Recht versagen, dasjenige bei sich zu thun, was wir bei uns gethan, wozu wir Italien geholfen haben? Wenn also und insoweit Frankreich uns deßwegen den Krieg erklärt hat, weil es unsere staatliche Erstarkung nicht dulden wollte, geben Sie ihm entschieden Unrecht.

Aber Sie geben davon nicht dem französischen Volke und geben überhaupt Frankreich nicht die ganze, höchstens die halbe Schuld. Nach Ihnen ist das französische Volk friedlich gesinnt; es braucht und es will Muße, seine reichen Hülfsquellen auszubeuten, seine politischen Einrichtungen im Sinne der Freiheit auszubauen. Ich muß glauben, daß Sie Ihr Volk kennen; aber

woher kommt denn der Zauber, welchen der Ruf nach der Rheingränze immer wieder auf dasselbe ausübt? woher die sonderbare Vorstellung, daß es nicht bloß für Waterloo, das ihm eine Niederlage und den endgültigen Sturz des ersten Kaiserreichs mit seiner Herrlichkeit brachte, sondern auch für Sadowa, wo es keinen Mann und keinen Fußbreit Landes verlor, Genugthuung, Rache zu nehmen habe? Woher anders als daher, daß zu den offenen Wunden Frankreichs nicht bloß, was Sie als solche bezeichnen, der Mangel einer allgemein anerkannten Dynastie, sondern ganz besonders auch diese krankhaft reizbare Eifersucht Deutschland gegenüber gehört. Sie werden selbst gestehen müssen, daß das Verlangen nach der Rheingränze seit mehr als 50 Jahren jeder Franzose buchstäblich mit der Muttermilch einsaugt; und wie viele sind deren, die sich von einem mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheil durch späteres Nachdenken losmachen? Einer auf Tausend nicht einmal. Wenn Sie also sagen: dieser Krieg ließ sich vermeiden, so erwiedere ich: ja, wenn die Franzosen sich verwandeln ließen. Solange sie die blieben, die sie sind, mochten sie eine Republik oder eine Monarchie bilden, unter einem Kaiser oder einem König stehen, es konnte jeden Augenblick der Fall eintreten, daß jene Reizbarkeit erregt wurde, die Regierung dem Druck von unten, dem Drängen einer Partei, dem Geschrei der Presse nicht widerstehen zu können glaubte, und sich zum Kriege fortreißen ließ.

Um so mehr, urtheilen Sie, hätte Deutschland Ursache gehabt, die französische Empfindlichkeit zu schonen; daß Preußen aus übel angebrachtem Stolze verschmäht habe diese Rücksicht zu nehmen, darin bestehe die Hälfte seiner Schuld an dem Unheil, das über beide Völker gekommen. Für den wenigstens negativen Beistand, welchen Napoleon III. Preußen zu seinem Unternehmen von 1866 geleistet, d. h. dafür, daß er dasselbe nicht verhindert habe, sei ihm Preußen zu Dank verpflichtet gewesen, und diesen Dank hätte es ihm füglich durch Ueberlassung des unbedeutenden Luxemburg abstatten können. Sie selbst gestehen, daß nichts abgemacht, keine Zusage gegeben, auch die Gesinnung des Kaisers noch im Schwanken gewesen, als Preußens Heer ohne sein Zuthun auf dem Schlachtfelde von Königgrätz die Sache entschied. Welche seltsame Großmuth wird Preußen zugemuthet mit dem

Verlangen, es hätte, nachdem es durch eigene Kraft den Preis errungen, dem Nachbar, der nichts dazu, nur auch nichts dawider gethan, einen Lohn ausbezahlen sollen, den es nicht versprochen, der andere nicht verdient hatte? Oder wenn je von einem Danke geredet werden soll, gut, so gehörte für eine bloß negative Unterstützung auch nur ein negativer Dank, d. h. daß, wenn Napoleon einmal etwas ähnliches auszuführen Lust empfand, auch Preußen seinerseits ihm nicht in den Weg trat; und wie? dieses Negative hatte ihm ja Preußen zum voraus schon geleistet, indem es der Einverleibung von Savoyen und Nizza in das französische Kaiserreich keinen Widerstand entgegengesetzt hatte. Aber die öffentliche Meinung in Frankreich hätte Preußen schonen, durch Abtretung Luxemburgs der französischen Regierung den Verzicht auf weitere Forderungen erleichtern sollen. Als ob Preußen nicht auch eine öffentliche Meinung zu schonen gehabt, und als ob ihm die in Deutschland nicht wichtiger hätte sein müssen als die französische! Unsere alten Kaiser hatten sich „allezeit Mehrer des Reichs" genannt; aber es lag vor Augen, daß sie seit 200 Jahren allezeit vielmehr Minderer desselben gewesen waren, eine Provinz nach der andern vom Reiche hatten abkommen lassen. Nun hatte sich der König von Preußen an den Platz dieser alten Kaiser gestellt: durfte er als Minderer des Reichs debütiren? Nachdem er soeben mehrere deutsche Provinzen für sich erobert, durfte er in die verrufenen Spuren der habsburgischen Kaiser dadurch treten, daß er dagegen, wie sie so oft gethan, eine deutsche Provinz, die nicht ihm gehörte, an Frankreich kommen ließ? Sie haben die Vorwürfe nicht so in der Nähe gehört, die damals bei uns auf die bloße Vermuthung hin, daß so etwas geschehen könnte, von Partikularisten und Demokraten auf Preußen gehäuft wurden, das sich als Schirmvogt Deutschlands so schlecht bewähre. Im Frühjahr 1866, ehe Preußen seine Kraft erprobt hatte, ließ sich ein Abkommen der Art denken und zur Noth entschuldigen; jetzt, nachdem es dieselbe im Kampf mit Oesterreich gemessen hatte, wäre ein solches Zugeständniß als Mangel an Muth und Redlichkeit zugleich erschienen: gilt ja doch die vermittelnde Auskunft, die damals mit Luxemburg getroffen wurde, noch heute manchen als ein Flecken auf Preußens Schild, auf den sie gelegentlich immer wieder hindeuten.

Ich zweifle, ob dieser Luxemburger Handel, wobei sich Preußen, nach deutscher Anschauung wenigstens, fast allzu nachgiebig bewiesen hat, die rechte Veranlassung war, um, wie Sie thun, das Hohenzollern'sche Haus vor Uebermuth zu warnen. Aber auch sonst zeigt die Geschichte nicht, daß Uebermuth zu den Erbfehlern dieses Hauses gehöre. Um weiter nicht als in das vorige Jahrhundert zurückzugehen, so haben wir Deutschen den Vater des großen Friedrich, den König mit dem Zopf und der Riesengarde zu Potsdam, als einen Bären in der Vorstellung, den das Kaiserhaus Oesterreich an dem Ringe alten Respects und stets neuer Intriguen, den es ihm durch die Nase gezogen, bei allem Brummen seinerseits, doch lebenslänglich führte; in Friedrich allerdings schwang der preußische Adler sich zu einem Flug empor, dessen Kühnheit alle Welt bewunderte; aber mit dem Tode des großen Königs sank er flügellahm zu Boden. Bald kamen die Zeiten, wo der Adler des neuen französischen Kaiserreichs den preußischen in den Käfig sperrte; dieser gebrauchte Krallen und Schnabel sich loszuringen, es war ein großer Augenblick: aber, du lieber Himmel, es sind nicht bloß die älteren unter uns, die es noch mit angesehen haben, wie demüthig mehr als ein Menschenalter hindurch der einhalsige preußische Adler im Dienste der beiden Doppeladler Mäuse (Demagogen und Revolutionäre) fing! Kaum sind es zehn Jahre, daß er sich wieder erinnert hat, was für ein Vogel er eigentlich ist, und allerdings hat er in der kurzen Zeit bereits zwei Flüge gemacht, die der Welt noch mehr als jene früheren zum Erstaunen und fast zum Schrecken gereichen. Aber im Gegentheil, Mäßigung, nicht Uebermuth, ist Hohenzollern'sche Tradition. Schlesien wollte Friedrich von Oesterreich haben, aber weiter nichts; und so wird man auch finden, daß Wilhelm I. seine Ansprüche an Frankreich ebenso bestimmt begrenzt hat als er sie durchführen wird.

Doch nicht bloß das preußische Königshaus, auch Volk und Staat in Preußen geben Ihnen zu allerlei Bedenken Anlaß. Sie und Ihre Gesinnungsgenossen, berichten Sie, haben sich im Jahr 1866 der preußischen Erfolge gefreut, doch in der Voraussetzung, daß sofort Preußen in Deutschland aufgehen, an die Stelle des engen steifen preußischen Wesens das deutsche mit seiner Weite und Fülle treten werde. Da Sie jetzt schon über Enttäuschung

klagen, so hatten Sie also jene Umwandlung während der Frist von vier Jahren erwartet. Das will mir fast etwas zu kurz gemessen scheinen. So schnell geht es mit einer solchen Umgestaltung doch wohl nicht, zumal ja gerade diejenigen Länder, die dabei das meiste hätten wirken müssen, die süddeutschen, bis heute noch nicht in nähere Verbindung mit Preußen getreten sind. Gewiß, auch wir wünschen das Aufgehen Preußens in Deutschland; aber es geht uns damit wie jenem Kirchenvater mit dem Geschenk der Keuschheit, wir wünschen es doch noch nicht so geschwind. Wir übrigen Deutschen können die Einwirkung des unvermischten preußischen Wesens noch eine geraume Zeit gar wohl brauchen, wir haben von Preußen als solchem noch viel zu lernen. Ich bin ein Süddeutscher, wie Sie wissen, kann also hier keiner Parteilichkeit verdächtig sein. Ich will aber auch nach der andern Seite hin ganz offen sprechen. Liebenswürdig ist auch uns, ich meine auch den preußisch gesinnten Süddeutschen, das specifisch preußische Wesen nicht. Dieses Absprechen, dieses Besserwissen, diese Meinung, weil sie das Wort viel früher finden als wir, so seien sie uns auch im Denken unendlich voraus, sind für uns beleidigend. Wir glauben, was Denkkraft betrifft, ihnen nicht nachzustehen, an Gemüth und Einbildungskraft sie sogar zu übertreffen. Aber Eines muß der Süddeutsche, der nicht in seiner Eigenart eigenliebig befangen ist, dem Norddeutschen, dem Preußen insbesondere, lassen: als „politisches Thier“ ist er dem Süddeutschen überlegen. Er verdankt dieß theils der Natur seines Landes, das, kärglich ausgestattet, mehr zur Arbeit treibt, als zum Genuß einlädt; theils seiner Geschichte, der Zucht und Schulung unter harten aber tüchtigen Fürsten, der allgemeinen Wehrpflicht vor allem, dem Palladium des preußischen und hoffentlich nun des gesammten deutschen Staats, das aber bis auf die neueste Zeit dem übrigen, besonders dem südlichen Deutschland fehlte. Dieses Institut macht den Staat und die Pflicht gegen denselben in allen Schichten der Bevölkerung gleichsam allgegenwärtig; mit jedem Sohne der heranwächst, jedes Jahr, wenn die Zeit der Uebungen kommt, wird jede Famlie aufs unmittelbarste und lebendigste an den Staat, aber mit der Pflicht gegen denselben auch an dessen Ruhm und Stärke, an die Ehre ihm anzugehören erinnert. Glauben Sie mir, mit den so geschulten Preußen ver-

glichen, sind wir Süddeutschen doch nur, wenn Sie mir den niedrigen Ausdruck nachsehen wollen, gemüthliche Bummler. Mit unserer Gefühlswärme und Treuherzigkeit geht eine gewisse Bequemlichkeit, Lässigkeit und Weichlichkeit Hand in Hand. Wir leben so gerne nur nach Herzenslust; während in Preußen, möchte man sagen, der kategorische Imperativ seines großen Philosophen als staatliches Pflichtgefühl das ganze Volk durchdringt. Wie leicht hier selbst der Vorzug zum Fehler wird, können wir am besten an uns Württembergern erkennen. Die ständische Verfassung dieses kleinen Landes, „das alte gute Recht", von dem noch Uhland sang, war Jahrhunderte lang der Hort, wodurch es, trotz allerlei despotischer Eingriffe, doch seine Zustände immer in leidlicher Ordnung erhielt; während ein trefflicher Jugendunterricht in hohen wie niederen Schulen die Durchschnittsbildung hob und dem Volke das Bewußtsein dessen gab, was es an seiner Verfassung und Verwaltung hatte. Das hat nun aber andererseits einen Geist der Selbstzufriedenheit, des beschränkten Behagens in den kleinen Verhältnissen groß gezogen, der einer Ausdehnung des politischen Gesichtskreises äußerst hinderlich geworden ist. Dem echten und gerechten Württemberger war sein Ländchen die Heimath alles Richtigen, Soliden und Gediegenen; über der Grenze fing für ihn alsbald theils Unverstand theils Schwindel an, und das preußische Wesen insbesondere lebte bis auf die neueste Zeit nur als Zerrbild in seiner Vorstellung. So ist es gekommen, daß ein übrigens höchst begabter und tüchtiger deutscher Stamm oder Stammestheil doch in politischer Hinsicht während der letzten Jahre sich als den zurückgebliebensten gezeigt hat.

Schon der Krieg von 1866 übrigens mit seinen Erfolgen gab unseren Süddeutschen viel zu denken: der jetzige Krieg, so steht zu hoffen, wird die Berichtigung ihrer Vorstellungen vollenden. Sie müssen einsehen, daß, wenn sie auch diesem Kampf ihre Arme geliehen haben, doch Preußen den Kopf dazu hergegeben hat. Ohne den preußischen Kriegsplan der sie leitete, ohne die preußische Heereseinrichtung der sie sich anschließen konnten, würden sie, das müssen sie fühlen, mit all ihrem guten Willen, all ihrer Stärke und Mannhaftigkeit, doch nichts gegen die Franzosen ausgerichtet haben. Und nicht an Muth und Tapferkeit,

wohl aber an Zucht und Pünktlichkeit — das kann ihnen gleichfalls während dieses Krieges nicht entgangen sein — haben sie noch viel zu thun, wenn sie den Preußen nachkommen wollen. Ein größerer Staat, ausschließlich aus süddeutschen Elementen gebildet, würde wohl einen wohlgenährten und vollsaftigen, aber auch einen schwammigen und unbehülflichen Körper geben; wie ausschließlich norddeutsche Bestandtheile zwar einen festen und behenden, aber doch wohl zu magern und trockenen: zu unserem künftigen deutschen Staate wird Preußen das starke Knochengerüste und die straffen Muskeln hergeben, die das südliche Deutschland mit Fleisch und Blut ausfüllen und ausrunden mag. Und nun glaube man noch, daß ein Theil den andern ohne Schaden entbehren könne; nun zweifle man noch, daß beide bestimmt seien, erst mit und durcheinander zum vollkommenen Staats- und Volkskörper zu gedeihen! „Herb ist des Lebens innerster Kern," hat gerade unser süddeutscher Dichter gesungen. An dem Stamme, der den Kern eines großen lebensfähigen Staates bilden soll, ist das Herbe kein Fehler.

Sie entschuldigen diese Abschweifung, hochgeehrter Herr, die allerdings mehr an die Adresse meiner lieben Landsleute als an die Ihrige gerichtet ist; sie war aber veranlaßt durch Ihr Bedauern, von einem Aufgehen Preußens in Deutschland noch so wenig bemerken zu können. Meine Meinung ist, daß es damit keine Eile hat, daß dasselbe aber, soweit es wünschenswerth, seiner Zeit sicher erfolgen wird. Auch Sie, finde ich, geben diese Hoffnung nicht auf; ja Preußens ganze Obmacht in Deutschland erscheint Ihnen schon darum nur als etwas vorübergehendes, weil sie Ihnen zufolge bloße Rückwirkung der Furcht vor Frankreich ist. Unter die Fittige des preußischen Adlers ducken sich die deutschen Küchlein nur darum so willig, weil sie da Schutz vor dem gallischen Hahn mit seinem ewigen Scharren und Krähen zu finden glauben. Höre dieser auf zu drohen — und dazu hoffen Sie ihn zu überreden —, so werden sie sich schon wieder hervormachen; mit der Gefahr, lesen wir in dem Aufsatz in der Revue, werde auch die Einheit verschwinden, und Deutschland zu seinen natürlichen Instincten, der Uneinigkeit und dem Particularismus, zurückkehren. „Die feinen Bevölkerungen von Sachsen und Schwaben (danke im Namen der Schwaben schönstens für das uns sel-

ten gespendete Eigenschaftswort) werden es satt bekommen, meinen Sie, sich in die preußischen Regimenter stecken zu lassen; das südliche Deutschland insbesondere werde seine frohe und freie, heitere und harmonische Lebensweise wieder annehmen."

Das letztere geht auf das preußische Muckerthum, und hier ist nun begreiflich wieder ein Punkt, wo Sie sich meiner und meiner Gesinnungsgenossen voller Zustimmung versichert halten dürfen. Was Sie in dem oftgenannten Aufsatz von dem olympischen Spotte sagen, den Goethe, in das jetzige Berlin versetzt, über diese „frommen Krieger und gottesfürchtigen Generale" ausgießen würde, ist allerliebst. Ein Cultusministerium Mühler in einem Staate, der sich so gerne den Staat der Intelligenz nennen hört, fordert freilich den Hohn heraus. Im vorigen Jahrhundert wurden doch erst nach dem Tode des Heldenkönigs die Wöllner und Bischofswerder möglich: jetzt in der Umgebung des Fürsten, der mit so glänzendem Erfolge Friedrichs Schwert gezogen, zugleich die Betbrüder Friedrich Wilhelms II. zu sehen, ist ein seltsamer Anblick; obwohl, soweit es nicht zur Clique wird oder der Heuchelei Vorschub thut, auch hier das Wort in Kraft bleibt, daß es jedem freistehen muß, nach seiner Façon selig zu werden. Es wird vorübergehen, hoffen wir, wie noch ein anderes vorübergehen wird das Sie rügen, die Junkerherrschaft im preußischen Staate. Wir werden es zwar dem deutschen Adel nie vergessen, daß er uns einen Bismarck und Moltke, wie früher einen Stein und Gneisenau, gegeben hat; und die prinzlichen und adeligen Heerführer in dem gegenwärtigen Kriege machen ihre Sache so vortrefflich, daß Bürgerliche an ihrer Stelle es auf keinen Fall besser könnten; während auf französischer Seite der in den Tornister jedes Gemeinen gelegte Marschallsstab die berufenen Wunder dießmal hat vermissen lassen. Das hindert jedoch nicht, daß uns die an Ausschließung grenzende Schwierigkeit, die es im preußischen Staat für den Bürgerlichen hat, zu den höheren Stellen in der Verwaltung und besonders im Heere sich emporzuschwingen, als ein Mangel, als ein Rest alter Vorurtheile erscheint, und daß wir für den neu zu begründenden deutschen Staat volle Freiheit der Concurrenz ohne Standesunterschied verlangen. Und wir hoffen damit um so gewisser durchzudringen, je weniger, wie Sie es anzusehen scheinen, das preußische Heer-

Freilich, was Sie von dem Volke das sein Programm erfüllt, das Alter der Illusionen hinter sich hat (so seltsam letzteres auch auf das illusionslustige Frankreich passen mag) im Verhältniß zu dem andern Volke sagen, das noch im frischen Feuer seiner Entwicklung begriffen ist, klingt ahnungsvoll an die Rede von dem Niedergang der lateinischen Race an, die jetzt unter der germanischen umgeht; wenn es aber an dem wäre, wenn insbesondere Frankreich, was ich mir nicht denken kann, zu Grunde gehen sollte, so trügen wenigstens nicht wir, sondern lediglich Frankreich selbst die Schuld. Ein Volk, das sich erhalten will, darf nicht über dem Jagen nach Glanz und Genuß seinen sittlichen Kern verfaulen lassen; und das französische könnte nur dabei gewinnen, wenn es durch unser Einschreiten veranlaßt würde, statt mit Turkoshorden an der Spitze der Civilisation durch Europa zu marschiren, lieber daheim seine Schulen zu verbessern.

Ebensowenig können wir Deutschen uns einem andern Dilemma ergeben das Sie uns stellen. Wir haben die Wahl, sagen Sie, uns Frankreich entweder durch Verstümmelung zum unversöhnlichen Feinde zu machen, und dadurch einer unabsehbaren Reihe der verderblichsten Kriege Thür und Thor zu öffnen; oder durch eine schonende Behandlung es zu versöhnen und zum gedeihlichsten Bunde für gemeinsame Förderung der Freiheit und Gesittung einzuladen. Es ist ein ganz hübsches Bild, wie Sie (in der Revue) uns für den letztern Fall Frankreich malen: „besiegt, aber stolz in seiner Integrität, einzig der Erinnerung an seine Fehler und der Entwirrung seiner innern Zustände hingegeben.“ Sie müssen uns schon entschuldigen, aber die Gallia als Büßende uns zu denken, ist eine Vorstellung, die wir ohne Lächeln nicht vollziehen können. Ja, sie wird sich ihrer Fehler, ihrer Niederlagen erinnern, d. h. sie wird Rache kochen für diejenigen, die ihr diese beigebracht haben. Das aber wird sie thun, ob wir ihr dazu auch noch Land abnehmen oder nicht. Ein Volk das für Sadowa, also für eine ihm ganz fremde Niederlage, Genugthuung haben wollte, wird für Wörth und Metz, für Sedan und Paris zehnfach um Rache schreien, wenn wir ihm auch weiter nichts zu leide thun als daß wir es so oft geschlagen haben. Wir verbessern also unsere Lage für die Zukunft im mindesten nicht, wenn wir es schonen, im Gegentheil wir verschlechtern sie.

Da wir von seinem guten Willen unter keinen Umständen etwas zu erwarten haben, müssen wir darauf bedacht sein, daß sein übler Wille uns fortan nicht mehr schaden kann. Wie das zu machen? — nun, sehen Sie nur die Landkarte an. Mit dem Winkel hier, der zwischen Basel und Luxemburg in das deutsche Gebiet einspringt, ist es ein- für allemal nicht richtig. Man sieht gleich: das ist keine Grenze die sich natürlich gemacht hat; hier ist einmal Gewalt geschehen. Hier hat der Nachbar sich ein Thor in unser Haus gebrochen: dieses Thor müssen wir ihm vermauern. Hier hat der Feind einen Fuß auf unser Land gesetzt: wir werden ihn veranlassen diesen Fuß zurückzuziehen. Sie fragen wohl, welches Volk sich nicht, genau genommen, über seine Grenzen zu beklagen hätte. Aber welches Volk, frage ich, wird diese Grenzen nicht berichtigen, wenn ihm der Nachbar einmal die Waffen in die Hand gedrückt hat, und es über dieselben siegreich bis ins Herz des feindlichen Landes vorgedrungen ist? Die Festungen, die Frankreich bisher benützt hat, um von ihnen aus in unser Land einzufallen, werden wir ihm wegnehmen, nicht um mittelst ihrer künftig das seinige anzugreifen, sondern das unsrige sicherzustellen. In dieser Absicht sind bei uns jetzt Volk und Regierungen einverstanden; während wir sämmtliche Nachbarvölker als Zeugen dafür aufrufen können, daß es unsere Art niemals gewesen (die es der Natur unseres jetzigen Heerwesens zufolge künftig noch weniger sein kann), die Friedensstörer zu machen, wenn man uns in Ruhe läßt.

Daß Elsaß und Lothringen einmal zum deutschen Reiche gehört haben, daß überdieß im Elsaß und einem Theil von Lothringen die deutsche Sprache, trotz aller französischen Bemühungen sie zu unterdrücken, noch immer die Muttersprache ist, war für uns nicht Veranlassung, Anspruch auf diese Länder zu erheben. Wir dachten nicht daran, sie von einem friedlichen Nachbar wiederzufordern. Nachdem er aber den Frieden gebrochen und die Absicht kundgegeben hat, unsere Rheinlande, die er einmal mit höchstem Unrecht ein paar Jahre besessen, abermals an sich zu reißen, jetzt müßten wir die größten Thoren sein, wenn wir, als die Sieger, was unser war und was zu unserer Sicherung nöthig ist (doch auch nicht weiter als dazu nöthig ist), nicht wieder an uns nehmen wollten. Sie kehren das vae victis zum vae victoribus

gegen die ihren Sieg mißbrauchenden Sieger um: damit hat es, wie gesagt, keine Gefahr; aber auch den Spott und die Reue werden wir uns zu ersparen wissen, die den Sieger, der seinen Sieg zu benützen versäumte, heimzusuchen pflegen. Daß es uns in nicht allzu langer Zeit gelingen werde, in diesen Landstrichen das alte halb erstickte Deutschthum neu zu beleben, und selbst die wirklich französischen Landestheile, die wir mitzunehmen uns genöthigt sehen möchten, uns freundlich zuzuwenden, das werden Sie von Ihrem Standpunkt aus natürlich nicht für möglich halten, aber doch uns gestatten, daß wir es hoffen und uns zur Aufgabe machen. Wir sind überzeugt, daß wir den Bewohnern dieser Landstriche in dem neubegründeten Deutschland Güter zu bieten haben werden, die Frankreich ihnen bis jetzt nicht geboten hat; während eben durch die neue Wendung der deutschen Dinge manche Uebelstände beseitigt sind, die sie in früheren Zeiten von dem Anschluß an Deutschland abgeschreckt haben würden. Daß sich der Elsäßer erniedrigt gefühlt hätte, statt dem Großstaate Frankreich einem deutschen Klein- oder Mittelstaate anzugehören, begreifen wir; aber davon ist auch jetzt nicht mehr die Rede. Nicht einmal so, daß er ja, selbst wenn er Baden oder Bayern zugetheilt würde, doch an dem deutschen Gesammtstaat und seiner Vertretung Antheil bekäme; sondern alle Stimmführer in Deutschland begegnen sich jetzt in der Ansicht, daß es nur Preußen sein könne, das die eroberten Lande an sich zu nehmen habe. Ist es der Schutz des südwestlichen Deutschlands gegen Frankreich, der durch eine Annexion dieser Landstriche bezweckt wird, so kann diesen Schutz nur die Centralmacht selbst in ausreichendem Maße gewähren; wie nur dieser Großstaat im Stande ist, die zunächst fremdartigen und widerstrebenden Elemente ohne Störung seines Organismus in sich aufzunehmen.

Sie wundern sich, wie es doch komme, daß auch die einsichtsvolleren unter den Deutschen sich nicht dazu verstehen wollen, unser jetziges Zerwürfniß mit Frankreich durch Vermittelung der neutralen Mächte, durch einen Congreß schlichten zu lassen, aus dem weiterhin ein bleibendes europäisches Schiedsgericht werden könnte. Das kommt zunächst so, daß wir bei dem letzten Schiedsgerichte dieser Art, das uns mit Frankreich ins Gleiche setzen sollte, dem Wiener Congreß, allzu schlecht gefahren sind. Fast

niemals sind ja auch die sogenannten neutralen Mächte (damals waren es übrigens sogar unsere Bundesgenossen) wirklich ganz unbetheiligt und unbefangen bei einer solchen Angelegenheit: Neid und Furcht, Verbindungen und Verwendungen üben mancherlei Einfluß, wie es insbesondere damals geschah, daß durch derartige Einwirkungen uns Deutschen der Preis unserer Siege verkümmert, daß namentlich Preußen in jene unerträglichen Grenzen eingeschlossen wurde, die allein schon sein Hervorbrechen im Jahre 1866 rechtfertigen könnten. Aber den dringendsten Grund, von einem solchen Schiedsgerichte nichts wissen zu wollen, geben Sie selbst uns an die Hand. Dasselbe sollte, sagen Sie in Ihrem Briefe, sowohl Frankreich als Deutschland verbieten, die durch die alten Verträge zwischen beiden festgesetzten Grenzen zu verrücken. Da Sie auch von den „gegenwärtigen Grenzen" reden, so möchte man an die Verträge von 1815 denken. Aber — in dem Aufsatz in der Revue kommt es an den Tag, daß vielmehr die Verträge von 1814 verstanden sind. Also sollten wir Saarlouis und Landau mit ihren Gebieten, die wir erst 1815 in Besitz genommen, wieder verlieren. Das sollte Frankreichs Buße für den freventlich begonnenen Krieg, das der Preis unserer glorreichen aber blutigen Siege sein, daß wir gar noch ein Stück Land herausgeben, an den besiegten Angreifer herausgeben müßten! Nein, wenn selbst ein so billig denkender Mann wie Ernst Renan dem von ihm befürworteten Schiedsgericht einen solchen Vorschlag unterlegen kann, so sind wir vollauf gerechtfertigt, wenn wir darauf bestehen, wie wir den Krieg allein geführt, so auch die Friedensbedingungen ausschließlich selbst zu dictiren.

Allerdings, um einen Vorschlag dieser Art dem siegreichen Deutschland annehmlich zu machen, bedürfte es übernatürlicher Beweggründe, und es ist insofern ganz in der Ordnung, daß Sie uns am Schluß ihres Schreibens die Seligpreisungen in der Bergpredigt, insbesondere die der Friedfertigen, zu Gemüthe führen. Wer verehrt nicht nach Gebühr die ideale Hoheit dieser evangelischen Paradoxen; aber wer hat sich nicht längst mit ihnen auf den Fuß gesetzt, sie, wie am Ende bei jedem geistreichen Worte nöthig ist, cum grano salis zu verstehen? Vor dem Spruche: „So dir jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar", haben wir gewiß alle

Hochachtung; aber wer möchte einen Sohn haben, der sich wörtlich nach diesem Spruche behandeln ließe? oder wer einen Schwiegersohn, der nach dem andern Spruche der Bergrede: „Sorget nicht für den andern Morgen u. s. w.“ seine Wirthschaft einrichtete? Die katholische Kirche hat sich diesen Sprüchen gegenüber mit der Unterscheidung von Geboten für alle und Rathschlägen für die nach Vollkommenheit Strebenden zu helfen gewußt; tiefer hat die protestantische die Keuschheit in die Ehe, die Armuth in den Besitz, den Frieden in den Krieg hereinzuziehen gewußt; damit werden auch wir uns beruhigen können. Wenn allerdings, wie Sie bemerken, weder irgendwo im Evangelium noch weiterhin in der urchristlichen Literatur ein Ausspruch sich findet, der die kriegerischen Tugenden für himmelsfähig erklärt, so hat sich dagegen nie und nirgends ein christlicher Staat, so wenig wie ein heidnischer, gefunden, noch hätte einer bestehen können, der jene Tugenden nicht zu schätzen gewußt hätte. Sie sagen dem Kriege viel schlimmes nach; ich hätte wohl Lust demselben, ohne Ihnen zu widersprechen, viel gutes nachzusagen; dann hätten wir vielleicht beide zusammen die Wahrheit erschöpft. Verderblich für die Sittlichkeit und weiterhin auch den Bestand der Staaten und Völker sind allerdings von jeher die Raub- und Eroberungskriege gewesen, von den asiatischen der Römer an bis auf die Ihres ersten Napoleon. Dagegen haben solche Kriege, welche die Völker zur Abwehr fremder Einfälle, zur Wahrung ihrer bedrohten Unabhängigkeit unternahmen, neben allem Elend, das auch sie in reichem Maße mit sich führten, doch regelmäßig einen Aufschwung des nationalen Lebens zur Folge gehabt, von den Perserkriegen der Griechen an bis zu unseren deutschen Befreiungskriegen und bis zu dem jetzigen, von dem wir für unsere inneren Angelegenheiten das Beste zu hoffen schon heute berechtigt sind.

Uebrigens ist es eigen, und beweist einen merkwürdigen Umschwung der Dinge, daß ein Franzose uns Deutschen den Frieden predigt. Ein Mitglied des Volkes, das seit Jahrhunderten die europäische Kriegsfackel in Händen hielt, dem Nachbar, der immer nur zu thun gehabt hat, die Brände zu löschen, die der andere in seine Städte geworfen, an seine Saaten gelegt hatte. Was mußte geschehen, wie viel sich ändern, bis es dahin kam! Der Franzose hat den Deutschen so lange mißhandelt, so unaufhörlich

bedroht, bis dieser endlich, um sich Ruhe zu schaffen, sich entschloß, seine Sichel zum Schwert umzuschmieden. Und mit diesem Schwert hat nun der Deutsche dem Franzosen so gründlich zugesetzt, daß dieser anfängt, ihm die Segnungen der Sichel anzupreisen. Bei uns bedarf es dieses Preisens nicht; wir wären am liebsten bei der Sichel geblieben. Als Milo in der Verbannung die Vertheidigungsrede Cicero's zu lesen bekam, die dieser erst nachträglich zu dem berühmten Kunstwerk ausgearbeitet hatte, soll er gesagt haben: „Hättest du so gesprochen, o Marcus Tullius, so würde ich jetzt nicht in Massilia diese leckeren Fische essen." Ganz ähnlich könnten jetzt unsere in Frankreich eingerückten Söhne reden, gesetzt es fiele ihnen am Wachtfeuer das Blatt mit Ihrem Sendschreiben in die Hand. Hättest du so zu deinen Franzosen gesprochen, o Ernst Renan, könnten sie sagen, und, was die Hauptsache ist, sie zu deinen friedlichen Gesinnungen bekehrt, so würden wir nicht hoffentlich demnächst in Paris diese köstlichen französischen Weine trinken. Aber die Weine mögen ihnen noch so gut schmecken, die guten Jungen wären doch lieber daheim geblieben. Sie fürchten, hochgeehrter Herr, die Deutschen möchten nach solchen Anfängen am Kriegerleben Geschmack finden, und bedrohen uns mit einem eisernen Zeitalter für diesen Fall. Die beste Warnung, wenn es für uns einer solchen bedürfte, läge immer in einem Blick auf Ihre Nation und die Folgen, die eine tiefgewurzelte Kriegs- und Raublust für dieselbe gehabt hat. Wir Deutschen werden das Schwert, das wir nur nothgedrungen ergriffen haben, zwar nicht eher aus der Hand legen, als bis der Zweck dieses Krieges erreicht ist; aber seien Sie sicher, wir werden es auch keinen Tag länger in der Hand behalten.

Ach, wir haben ja nachher, wenn der Friede geschlossen ist, noch so vieles daheim zu thun, und diese häusliche Aufgabe erscheint uns geradezu als die Hauptsache, der Sieg über die innern Schwierigkeiten noch wichtiger als der über den äußern Feind. Ja, es ist nicht ohne eine gewisse Bangigkeit, daß wir an diese innere Aufgabe denken. Die des Kriegs haben wir schon öfter gut gelöst, die des Friedens immer nur mittelmäßig. Von 1814 und 15 ist es sprüchwörtlich unter uns, daß die Federn der Diplomaten verdorben haben, was die Schwerter unserer Krieger gut gemacht hatten; das Jahr 1866 hat uns statt eines ganzen nur

ein halbes Deutschland gebracht. Und nun 1870? Ueber den Rhein sind wir siegreich vorgedrungen, haben sein linkes Ufer uns vollends ganz erobert: und der Main sollte uns eine Grenze, sein linkes Ufer auch ferner außerhalb des deutschen Staates bleiben? Wir können es nicht denken, wir würden denjenigen, und wäre es der Höchgestellte, für unwerth des deutschen Namens achten, der im Stande wäre, aus Vorurtheil und Eigensinn, oder aus Selbstsucht und Ehrgeiz, den Eintritt der noch abgetrennten deutschen Stämme in den deutschen Gesammtstaat zu verzögern. Einsteigen! Einsteigen! ruft's, wenn der Zug der Eisenbahn im Abfahren begriffen ist, und einzelne Passagiere auf dem Perron noch zögernd und wählerisch hin- und hertrippeln. Nur eingetreten, eingetreten in den deutschen Staat! so ruft jetzt die Geschichte; der Augenblick ist da, die Fluth geht hoch, nicht noch einmal gewartet bis die Ebbe euer Schiff auf den Sand setzt. Nur jetzt nicht lange gemarktet, nicht viele Bedingungen gemacht; daß wir uns alle, alle einigen, ist die Hauptsache, das weitere, soweit es gut ist, wird sich finden. Und wenn Zureden nicht hilft, so können wir auch drohen. Ihr habt jetzt mitgeholfen, ihr süddeutschen Staaten, Frankreich zu demüthigen, ihm schöne Länderstrecken abzunehmen. Daß es euch das gedenken, daß es gelegentlich Rache an euch zu nehmen suchen wird, dürfet ihr als gewiß betrachten. Wie wollet ihr ihm aber widerstehen, wenn ihr euch nicht fest und ganz mit euren norddeutschen Brüdern zusammenschließet? Fest und ganz, d. h. nicht bloß durch gebrechliche einzelne Verträge, wo es jedesmal noch auf den guten Willen ankommt ob man sie halten will; sondern durch völligen, rückhaltlosen Eintritt in den einigen deutschen Bundesstaat.

Sehen Sie, hochgeehrter Herr, an diesen Fragen hängt eigentlich unser Herz; wir sind bereits, aus Frankreich zurück, wieder in Berlin, und so sehr wir uns auch der Kunde freuen werden, daß unsere Krieger in Paris eingezogen seien, vollkommen wird unsere Freude erst dann sein, wenn die Abgeordneten der Bayern und Schwaben, der Pfälzer und der Hessen im Saale des deutschen Reichstags ihren friedlichen Eintritt halten. Wenn wir hoffentlich bald dieses Ziel erreichen, und wenn dann die Franzosen ihre inneren Angelegenheiten eben so wohl bestellen, wenn sie aus diesem Kriege sich die Lehren ziehen, die so unver-

kennbar in demselben liegen, wenn auch das äußere Hinderniß, das in der Erstarkung Deutschlands liegt, sie abhalten wird, von neuem falsche Bahnen einzuschlagen: dann wird es um beide Völker gut stehen, Europa wird alle Ursache haben mit dem neuen Zustande zufrieden zu sein, die Menschheit wird in ihrer Entwicklung einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan haben, und die Männer, die es als Beruf betrachten, für diesen Fortschritt zu wirken, werden sich von neuem freudig die Hand reichen können.

Wenigstens hoffnungsvoll reiche ich Ihnen schon heute die meinige, indem ich Sie für die Bedrängniß der nächsten Wochen einem freundlichen Geschick, mich aber Ihrem fortdauernden Wohlwollen empfehle.

Darmstadt, 29. September 1870.

D. F. Strauß.

Berichtigungen.

Seite 13 Zeile 10 von unten statt „Verfassers“ lies Verfasser.
„ 14 „ 4 statt „Daus“ lies Daub.
„ 19 „ 11 von unten ist „und“ zu streichen.
„ 57 „ 15 von unten statt „Maucay“ lies Mackay.
„ 60 „ 2 statt „Fischer“ lies Vischer.
„ 64 „ 18 statt „hingegen“ lies hiegegen.
„ 80 „ 12 von unten statt „desideravi“ lies desiderari.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.
